

Reutlinger Geschichtsblätter
Jahrgang 2015 · Neue Folge Nr. 54

Reutlinger Geschichtsblätter



Jahrgang 2015 · Neue Folge Nr. 54

Stadtarchiv Reutlingen
Reutlinger Geschichtsverein e.V.

Herausgeber:
Stadtarchiv Reutlingen
Reutlinger Geschichtsverein e.V.

Schriftleitung und redaktionelle Bearbeitung:
Dr. Roland Deigendesch (Stadtarchiv)

Redaktionsbeirat:
Irmtraud Betz-Wischnath, Dr. Wilhelm Borth, Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt,
Werner Krauß, Dr. Werner Ströbele, Prof. Roland Wolf

Für Inhalt und Form der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich.
Zuschriften, Manuskripte und Besprechungen werden erbeten an:
Stadtarchiv Reutlingen (zugleich Geschäftsstelle des Geschichtsvereins),
Marktplatz 22, 72764 Reutlingen, Telefon: 0 71 21 / 3 03 23 86,
Fax: 0 71 21 / 3 03 27 58, E-Mail: stadtarchiv@reutlingen.de

Die Reutlinger Geschichtsblätter erscheinen jährlich. Sie können über den
Buchhandel und beim Reutlinger Stadtarchiv bezogen werden. Mitglieder
des Reutlinger Geschichtsvereins erhalten den jeweiligen Band gegen Entrichtung
des Jahresbeitrags.

Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach
Druck: Oertel+Spörer Druck und Medien-GmbH + Co. KG, Riederich
Einband: Lachenmaier GmbH, Reutlingen

Drucktechnische Beratung und Umschlaggestaltung:
Hermann Pfeiffer, Reutlingen

Dieses Buch ist auf säure- und holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt
und entspricht den Frankfurter Forderungen zur Verwendung alterungsbeständi-
gen Papiers für die Buchherstellung.

Grundschrift: Garamond, Papier: FocusArt Cream (90 g/m²)
Einbandstoff: EfaIn/Feinleinen

Auflage: 1000 Exemplare

Dem Regierungspräsidium Tübingen wird für einen Druckkostenzuschuss gedankt.

© 2015 Stadtarchiv Reutlingen, Reutlinger Geschichtsverein e. V.
Printed in Germany
ISSN 0486-5901

Abbildung auf Umschlag:
Fabrikantenwohnhaus Emil Gminders in der Gustav-Werner-Straße 26, um 1906.
Foto: Architekturmuseum der Technischen Universität München.

Inhalt

Vorwort	7
<i>Wolfgang Wille</i> Opferstein und Ofenschelker – Reutlinger Flurnamen und ihre Geschichte	9
<i>Gerald Kronberger</i> Vom Lehensbrief zum Backhausplan: Das Gemeindearchiv Reicheneck als ortsgeschichtliche Quelle	129
<i>Walter Göggelmann</i> Führen die Frauenzimmer die Herrschaft? Eine Reutlinger Geschwisterfamilie im Bruderhaus Gustav Werners	163
<i>Marisse Hartmut</i> Reutlinger Erfinder und ihre Patente zur Zeit der Industrialisierung	211
<i>Kerstin Renz</i> Der Fabrikant als Mäzen – Das Beispiel der Textildynastie Gminder in Reutlingen	235
Buchbesprechungen (siehe rückseitige Übersicht)	279
Autoren und Rezensenten	311
Abbildungsnachweise	312

Buchbesprechungen

- Heimatmuseum Reutlingen: „Wohl behütet, gut versorgt!“. 100 Jahre Kita Gmindersdorf und Emilienkrippe, hrsg. von Werner Ströbele, 2015 (M. Blank-Mathieu) 279
- Hermann Wenzel, Theodor Karst, Martin Th. Hahn, Hermann Fischer (Hrsg.): Die Pädagogische Hochschule Reutlingen 1962–1987. Mit einer Würdigung ihres Gründungsrektors Otto Dürr, 2014 (G. Fritz) 282
- Helmut Bader: Die Echzaltalbahn. Alaufstieg mit der Zahnradlok, 2015 (B. Madel) 284
- Stadtgedächtnis – Stadtgewissen – Stadtgeschichte! Angebote, Aufgaben und Leistungen der Stadtarchive in Baden-Württemberg, hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft Archive im Städtetag Baden-Württemberg, 2013 (H. Gemeinhardt) 285
- Das Bebenhäuser Urbar von 1356, bearb. von Wolfgang Wille (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, Bd. 47), 2015 (R. Deigendesch) 289
- „Auch das rein Geschichtliche muss für den Staat von Bedeutung sein“. Historische Schätze aus dem Staatsarchiv Sigmaringen, hrsg. von Volker Trugenberg, 2015 (R. Deigendesch) 291
- Helge Wittmann (Hrsg.): Reichszeichen. Darstellungen und Symbole des Reichs in Reichsstädten (Studien zur Reichsstadtgeschichte, Bd. 2), 2015 (B. Breyvogel) 293
- Nikolaus Back: Revolution in Württemberg 1848/49. Schwaben im politischen Aufbruch (Bibliothek Schwäbischer Geschichte, Bd. 5), 2014 (S. Knappenberger-Jans) 295
- Andrea Kittel (Hrsg.): Unterwegs zu den Anderen. 200 Jahre Basler Mission und Württemberg (Kleine Schriften des Vereins für württembergische Kirchengeschichte, Bd. 17), 2015 (R. Föll) 297
- Elisabeth Spitzbart, Jörg Schilling: Martin Elsaesser. Kirchenbauten, Pfarr- und Gemeindehäuser, 2014 (T. Becker) 300
- Stefan Wintermantel: Die Belsener Kapelle. Eine archäoastronomische, ikonographische und metrologische Annäherung, 2014 (W. Ströbele) 302
- Gudrun Silberzahn-Jandt: Esslingen am Neckar im System von Zwangssterilisation und „Euthanasie“ während des Nationalsozialismus (Esslinger Studien – Schriftenreihe, Bd. 24), 2015 (W. Alber) 304
- Matthias Märkle: Jüdische Studenten an der Universität Tübingen 1807 bis 1871 (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, Bd. 23), 2013 (H. Gemeinhardt) 306
- Christoph Morrissey: Hülen, Sandgruben und Holzwiesen. Historische Kulturlandschaft im ehemaligen Truppenübungsplatz Münsingen im Vergleich mit dem Biosphärengebiet Schwäbische Alb, 2015 (W. Unseld) 309

Vorwort

Der vorliegende Band enthält an erster Stelle den umfangreichen Beitrag von Wolfgang Wille über die Reutlinger Flurnamen, ihre Bedeutung und ihre Geschichte. Dieses akribisch erarbeitete Nachschlagewerk basiert auf der reichen urkundlichen Überlieferung der Reichsstadt, bezieht jedoch auch eine Vielzahl frühneuzeitlicher Quellen und Karten mit ein. Die Flurnamenforschung auf der Gemarkung einer heutigen Großstadt birgt ihre eigenen Herausforderungen. So ist mit wenigen Ausnahmen die landwirtschaftliche Nutzung, die vielfach entscheidend für die Namensgebung der „Gewande“ war, seit vielen Generationen durch Industrie, Verkehr und Siedlung überformt, sodass die mündliche Überlieferung von Gewährsleuten kaum mehr zur Verfügung steht. Umso wichtiger war damit die umfassende Heranziehung älterer Quellenbelege, deren Auswertung nun manche Überraschung erbrachte. Für bis heute rätselhafte Flurnamen wie den Opferstein zwischen der mittelalterlichen Stadt und Betzingen oder Rappertshofen am nördlichen Rand der alten Reutlinger Gemarkung hält der Autor gut begründete und neue Herleitungen bereit. Siedlungsgeschichtlich von Interesse sind die Hinweise auf abgegangene Orte, sogenannte Wüstungen, sowie Änderungen von Markungsgrenzen. Auch hier kommt Wille gegenüber der ortsgeschichtlichen Literatur teilweise zu neuen Interpretationsansätzen.

Während in Reutlingen die Zeit der Weingärtner und Ackerbürger schon lange passé ist, blieb Reicheneck im Nordraum der modernen Stadt bis heute von der Landwirtschaft geprägt. Aus Anlass des 700. Jahrestages der Ersterwähnung Reichenecks in einer Urkunde des Reutlinger Stadtarchivs vom 24. Dezember 1316 beleuchtet Gerald Kronberger an exemplarischen Quellen durch die Jahrhunderte Gehalt und Ertrag des Archivbestands dieser Gemeinde. Dabei kommt die Rolle der Pfullinger Klostergrundherrschaft im Ort zum Tragen, ebenso die entscheidenden Neuerungen des 19. Jahrhunderts, die sich mit der Abtrennung des Weilers von Mittelstadt verbinden. Obwohl vor Erlangung der Selbstständigkeit Reichenecks im Jahr 1829 die typischen Quellengruppen der gemeindlichen Selbstverwaltung wie Gerichtsprotokolle oder die Unterlagen der freiwilligen Gemeindegerichtsbarkeit fehlen, vermochte Kronberger doch anhand einschlägiger Einzelstücke Farbe in die Geschichte der Bezirksgemeinde zu bringen.

Das 19. Jahrhundert kann überhaupt als ein Schwerpunkt des Bandes gelten. Walter Göggelmann greift mit der Frage „Führen die Frauenzimmer die Herrschaft?“ ein Kapitel aus der bewegten Geschichte des „Bruderhauses“ Gustav Werners auf, mit der er sich in einer Reihe von einschlägigen Arbeiten bereits beschäftigt hat. Es ist ein Verdienst Göggelmanns, die Rolle der Frauen

um Gustav Werner und insbesondere die der aus Reutlingen stammenden Geschwister Merkh für dessen sozialutopisches Projekt herausgearbeitet zu haben. Durch die Einbeziehung der im Stadtarchiv verwahrten Inventuren und Teilungen gelingt es Göggelmann nun, diesem Aspekt auch eine materielle Grundierung hinzuzufügen – mithin ein Plädoyer zur Nutzung dieser zwar bekannten, aber nach wie vor selten herangezogenen Quellengruppe, die in Reutlingen bis in das 16. Jahrhundert zurückreicht.

Gustav Werner suchte mit seinem Werk eine Antwort auf die Soziale Frage im Industriezeitalter. Marisse Hartmut, Leiterin des Reutlinger Industriemagazins, befasst sich für diese Epoche mit Reutlinger Erfindern und ihren Patenten. Der auf einen Vortrag im Geschichtsverein zurückgehende Aufsatz stützt sich auf die einschlägige Überlieferung der Patentkommission bei der einstigen Zentralstelle für Gewerbe und Handel, heute im Staatsarchiv Ludwigsburg. Dieser bislang für Reutlingen nicht ausgewertete Archivbestand umfasst die Patentakten bis zum Übergang der Zuständigkeit für den Erfinderschutz auf das Deutsche Reich im Jahr 1877. Durch die den Patentanträgen beigegebenen Zeichnungen werden Themen und Erfindungsreichtum Reutlinger Industrieller und Handwerker anschaulich. Überdies geht die Autorin auf den Patent- und Erfinderschutz in Deutschland ein, fraglos ein bis heute aktuelles Thema.

Die Stuttgarter Architekturhistorikerin Kerstin Renz widmet sich am Beispiel der Familie Gminder dem Thema „Der Fabrikant als Mäzen“. Die Arbeit ist der Ertrag eines Forschungsauftrags des Stadtarchivs, bei der die architekturgeschichtlichen Besonderheiten des Industriezeitalters in Reutlingen im Mittelpunkt stehen sollten. Das einst ob seiner Modernität aufsehenerregende und heute unter Denkmalschutz stehende ehemalige Gminder'sche Werk II samt der Arbeitersiedlung Gmindersdorf sind Öffentlichkeit und Fachwelt seit Langem bekannt. Renz unternimmt es nun, dem Zusammenspiel von ingenieurtechnischer Invention, Städtebau und kulturgeschichtlichem Zeithorizont nachzugehen und insbesondere die Beziehung des Fabrikanten Emil Gminder (1873–1963) zu dem Architekten Theodor Fischer (1861–1936) zu beleuchten. Es ist nun ein Teil der Reutlinger Geschichte, dass gerade die hier besprochenen Villenbauten der Fabrikantenfamilie Gminder heute aus den verschiedensten Gründen allesamt verschwunden sind, darunter auch der beispielgebende Bau Fischers in der Gustav-Werner-Straße. Diese 1906 aus einem Umbau hervorgegangene Villa geriet nach Renz zu einem „Lehrstück der Reformbewegung in Architektur und Kunstgewerbe und ist in seiner Bedeutung nicht geringer einzuschätzen als die Pfullinger Hallen des Mäzens Louis Laiblin.“

Wie gewohnt runden Besprechungen zu Neuerscheinungen orts-, regional- und landesgeschichtlicher Literatur den Jahresband der Geschichtsblätter ab.

Opferstein und Ofenschelter – Reutlinger Flurnamen und ihre Geschichte

Wolfgang Wille

Einleitung

Die Flur im ursprünglichen Sinn ist die Ackerfläche eines Dorfes oder allgemeiner die landwirtschaftlich bewirtschaftete Fläche, also Äcker, Wiesen, Weiden, Gärten, Weinberge außerhalb einer geschlossenen Siedlung. Die Namen, mit denen man die einzelnen Teile dieser Flur benannte, sind die eigentlichen Flurnamen. Sie blieben meistens über Jahrhunderte bestehen und dienen zur Orientierung auf der Gemarkung. In Kaufverträgen und Lagerbüchern wurde die Lage eines Grundstücks bestimmt durch die Angabe des Flurnamens und der Namen der Anstößer, d. h. der Grundstücksnachbarn.

Wenn man die Flurnamen einer Gemeinde erforscht, ist es üblich, sich nicht auf die bäuerlichen Flächen zu beschränken, sondern auch die Namen der Wälder, Wege, Bäche, Quellen, Brunnen, Mühlen, Kapellen, kurz aller Elemente der offenen Landschaft aufzunehmen. Die Namen innerhalb der geschlossenen Siedlung von Straßen, Plätzen, Gebäuden, Anlagen gehören nicht zu dieser Aufgabe.

Der beste Ausgangspunkt zur möglichst vollständigen Erfassung der Flurnamen ist das sogenannte Primärkataster, das in Reutlingen 1842 angelegt wurde und in dem in vier Bänden alle Grundstücke der Gemarkung mit Parzellenummer, Größe, Kulturart, Eigentümer und Gewand aufgelistet sind. Das Gewand ist ein bestimmter räumlicher Bereich mit einem traditionellen Namen, eben dem Flurnamen. Nach 1842 würde an sich die Parzellenummer genügen, um ein Grundstück zu identifizieren, aber die Gewandnamen werden immer noch zur schnelleren Übersicht über die ungefähre Lage angegeben. Die Bewahrung der überlieferten Flurnamen ist auch eine Art Denkmalschutz. Die Flurnamen sind auf den 38 Flurkarten im Maßstab 1:2500 eingetragen, die die Reutlinger Gemarkung abdecken. Von ihnen liegt eine erste Serie von 1820 und eine zweite von 1847 vor. Damals war Reutlingen nur wenig über die Altstadt hinausgewachsen. Auf dem Markungsplan von 1901, der als verkleinerter Nachdruck diesem Aufsatz beiliegt, breiten sich schon größere Wohn- und Industriegebiete vor allem nach Westen und Nordosten aus, aber der allergrößte Teil der Gemarkung ist noch offen, während auf dem amtlichen Stadtplan von 2016 (abgesehen vom Stadtwald) wohl schon mehr als die Hälfte der Gemarkung überbaut ist und die alten Flurnamen nur noch zum Teil als Straßen- oder Stadtteilnamen überleben.

Wenn man diese so ermittelten Namen deuten will, muss man ihre älteren Belege so weit wie möglich zurückverfolgen. Die Bedingungen in Reutlingen sind relativ günstig, weil im Stadtarchiv in den Beständen A 2 und A 3 eine große Zahl mittelalterlicher Pergamenturkunden erhalten ist, in denen bei Verkäufen oder frommen Stiftungen oft die Lage der Objekte mit Flurnamen angegeben wurde. So erscheint z. B. in der ältesten Urkunde von 1298 eine Wiese „ziRaboldes ofen“, das heutige Rappertshofen. Zwei für die Untersuchung wichtige Urkundenbestände liegen im Hauptstaatsarchiv Stuttgart: B 201 Reichsstadt Reutlingen und A 514 Kloster Pfullingen. Im Stuttgarter und Reutlinger Archiv gibt es zahlreiche Lagerbücher oder Urbare von Klöstern und städtischen Pflugschaften vom Ende des 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, in denen der Grundbesitz und die daraus zu entrichtenden Abgaben verzeichnet sind; dabei ist in der Regel die Lage wieder durch Flurnamen festgelegt. Schließlich ist seit dem Ende des 16. Jahrhunderts die lange Reihe der Reutlinger Kaufbücher vorhanden, in denen Immobiliengeschäfte amtlich registriert wurden. Der vorliegende Aufsatz geht vom Studium dieser archivalischen Überlieferung aus und versucht, die historische Entwicklung des Reutlinger Flurnamenbestandes wie auch die sprachlichen Veränderungen der einzelnen Namen im Verlauf der Jahrhunderte durch zahlreiche Belege zu dokumentieren und zu deuten. Dabei kommt allerdings ein Aspekt der Flurnamenuntersuchung zu kurz, nämlich die lebendige mündliche Überlieferung der Namen und der Geschichten, die mit den Äckern und Weinbergen verbunden sind, von alteingesessenen Bauern und Winzern zu erfragen. Die gibt es im völlig verstädterten Reutlingen kaum noch. Der Autor konnte 2001 von Herrn Adolf Hecht noch die Aussprache einiger Flurnamen erfragen.

Über Reutlinger Flurnamen liegt noch keine systematische Veröffentlichung vor. Im Stadtarchiv gibt es eine Zettelkartei, die Hermann Schöllkopf vor dem Krieg angelegt hatte, allerdings ohne genaue Quellenangaben. Daraus entnommene Belege sind durch die Kürzel HS gekennzeichnet. Herbert Kopp führte in seinem Buch¹ zu einzelnen Namen in Fußnoten Quellenzitate an, die aber noch die veralteten Reutlinger Signaturen haben. Hermann Kalchreuter schuf 1952–1961 von den Reutlinger Urkunden und Akten ein 26-bändiges maschinenschriftliches Repertorium, in dem die meisten Urkunden als Regesten erfasst sind. Er hat zwar nicht die Flurnamen erforschen wollen, aber da seine Arbeit jetzt im Internet zugänglich ist,² konnten darin noch viele Namensbelege gefunden werden. Diese wurden dann entweder im Original überprüft und in ihrer Schreibung korrigiert; oder sie werden nach ihm zitiert, was durch die Kürzel HK angezeigt wird. Dabei ist zu bemerken, dass er die Originalschreibungen oft modernisiert hat, z. B. Wiese statt wise, unten statt unden.

¹ Herbert Kopp: Die Anfänge der Stadt Reutlingen, Reutlingen 1961.

² Adresse: www.stadtarchiv-reutlingen.findbuch.net.

An den Gemarkungsgrenzen gibt es Wechselbeziehungen zu Namen der Nachbarorte, weshalb auch Veröffentlichungen über die Flurnamen von Betzingen,³ Rommelsbach,⁴ Sondelfingen,⁵ Eningen⁶ und Pfullingen⁷ zu beachten sind. Die ersten drei sind als alphabetische Kataloge angelegt, bei Eningen sind historische Namensformen zusammengestellt. Wilhelm Kinkelin behandelt die Pfullinger Flurnamen auf S. 322–522 seines Buches auch mit historischen Formen und gutem Verständnis, aber leider ohne Quellenangabe und ohne alphabetische Anordnung.

Zur sprachlichen Erklärung der Namen wurde vor allem das Schwäbische Wörterbuch benutzt.⁸ Da die urkundlichen Belege sehr oft schon im 14. Jahrhundert beginnen, war auch ein mittelhochdeutsches Wörterbuch hilfreich.⁹ Walther Keinath gab 1951 eine gute Einführung in die schwäbischen Flurnamen.¹⁰ Als ein hervorragendes Beispiel der Erforschung eines Ortes sei Helmut Dölkers Dissertation von 1933 über die Flurnamen der Stadt Stuttgart genannt.¹¹

Als die urkundliche Überlieferung am Ende des 13. Jahrhunderts einsetzte und im 14. Jahrhundert immer dichter wurde, standen viele bekannte Flurnamen schon zur Verfügung, um die Lage von Feldern, Wiesen und Weinbergen anzugeben; das heißt, sie waren schon vorher entstanden. Die zwei ältesten Namen auf Reutlinger Gemarkung sind Achalm und Echaz; sie stammen nach übereinstimmender Meinung der Fachleute aus vordeutscher Zeit, vielleicht sogar aus vorkeltischer Zeit, könnten also 3000 Jahre alt sein. Aus der Römerzeit ist anscheinend kein Name überliefert. Nach der alemannischen Landnahme ließ sich Riutilo mit seiner Sippe hier nieder; die Nachbarn nannten die Siedlung „zu den Riutilingen“, woraus Reutlingen entstand. Das alte Dorf lag sehr wahrscheinlich bei der ehemaligen Pfarrkirche St. Peter, also bei dem heutigen Friedhof Unter den Linden. Das zugehörige Ackerland erstreckte sich zuerst wohl auf Kirchsteig und Irtenbach, dann jenseits der Echaz in Richtung Unhalde und Hohbuch. Weiter entfernt gab es früher extensiv als Weiden genutzte Allmenden, im Südwesten Rainwasen und Rosswasen, im Norden Bol, Orschel und Hagen.

³ Emil Keller: Die Flurnamen in Reutlingen-Betzingen, in: RGB NF 5 (1967), S. 86–130.

⁴ Albert Hagenloch: Die Rommelsbacher Flurnamen, in: Rommelsbach einst und jetzt, Reutlingen 1990, S. 37–49.

⁵ Ulrike Franz: Die Flurnamen, in: Sondelfingen, Reutlingen 1989, S. 26–49.

⁶ Franz Georg Brustgi: Eningen unter Achalm, Sigmaringen 1976, 504 S., darin S. 78–83 Flurnamen.

⁷ Wilhelm Kinkelin: Das Pfullinger Heimatbuch, Reutlingen ²1956.

⁸ Hermann Fischer (weitergeführt von Wilhelm Pfeleiderer): Schwäbisches Wörterbuch, 7 Bde., Tübingen 1904–1936.

⁹ Matthias Lexers Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch, Stuttgart ³³1969.

¹⁰ Walther Keinath: Orts- und Flurnamen in Württemberg, Stuttgart 1951.

¹¹ Helmut Dölker: Flurnamen der Stadt Stuttgart, Nachdruck, Stuttgart 1982.

Auf dem Markungsplan von 1901 sieht man, dass das hellbräunlich getönte Ackerland einen breiten Streifen an der Nordwestseite und im Norden der Gemarkung vom Rainwasen bis Hagen einnimmt. Auf der geologischen Karte wird hier Lias (Unterer Jura) als Untergrund angegeben, der einen brauchbaren Ackerboden ergibt. Auf dem Plan schließt sich östlich davon eine breite hellgrüne Zone von den Schlattwiesen bis Auf Wies an, die von Wiesen und Baumgärten bedeckt ist. Hier besteht der Untergrund aus den schweren Tönen des Braunjura alpha, die sich früher mit einem schwachen Pflug und einem Paar Ochsen schlecht beackern ließen. Weiter östlich und südlich sieht man auf der Karte in Grau die Weinberge an den Hängen der Achalm und des Georgenberges, die meistens auf mehr sandigen und mergeligen Schichten von Braunjura beta und gamma liegen. Der Südwesten des Markungsplans zeigt durch Dunkelgrün den Stadtwald an, der auf Braunjura steht. Die anfänglich landwirtschaftlich genutzten Flächen lagen in den beiden erstgenannten Gebieten; dort könnte man die ältesten Flurnamen erwarten. Es fällt auf, dass die altertümlichen Namen Bol, Orschel, Auf Wies gerade am Nordrand vorkommen, auch bei Opferstein, Storlach und Unhalde darf man ein hohes Alter annehmen. Da der Weinbau erst später einsetzte (um 1100?), sollten die Weinbergnamen jünger sein. Tatsächlich können viele, die aus Familiennamen der ehemaligen Besitzer gebildet sind wie Röhmi, Rosnagel, Kramershalde, nicht älter als das 13. Jahrhundert sein, weil erst dann die Familiennamen aufkamen. Diese Feststellung führt weiter zu der Schlussfolgerung, dass die Flurnamen, die einen einfachen Rufnamen als Bestimmungswort haben, wahrscheinlich älter als das 13. Jahrhundert sind. Zu dieser Gruppe gehören Betzenried, Wagenried, Wörnsberg, Wöhrwold, Auf Wies, Buttnau, Opferstein, Unhalde, Zaisentäle (vgl. die Namensartikel). Opfo und Uffo, die für Opferstein und Auf Wies angesetzt werden, lebten wohl in merowingischer oder karolingischer Zeit.

Die städtische Gemarkung von Reutlingen unterschied sich dadurch von den dörflichen, dass sie keinen Flurzwang, also keine verpflichtende Dreifelderwirtschaft kannte. Im Primärkataster von 1842 steht, dass die Äcker willkürlich bebaut werden konnten. Deshalb gab es auch keine drei Zelgen, in die man die Äcker eingeteilt hätte. Kopp zählte zwar drei Zelgen Hohenbuch, Unhalde und Kirchsteig auf, blieb aber einen Beleg schuldig.¹²

Namen abgegangener Siedlungen können als Flurnamen überleben. Das gilt in Reutlingen für den Blauhof und vielleicht für Rappertshofen (s. dort). Der urkundlich nachzuweisende ehemalige Weiler Breitenbach hatte denselben Namen wie der Bach. Abzulehnen ist Kopps Annahme einer abgegangenen Siedlung Kabifhäuser (s. dort). Dass Orschel (1334 Norsel) auf einen Siedlungsnamen *Nordseli zurückgehen könnte, ist nur eine vage Vermutung

¹² H. Kopp, Anfänge (wie Anm. 1), S. 26, Abb. 3. Die KB Rt., II, S. 313, hat seine Behauptung übernommen. Ich konnte in den Lagerbüchern keine Zelgenangaben finden.

(s. dort). Streng genommen ist auch das alte Dorf Reutlingen abgegangen und 1 km weiter südöstlich an der Markungsgrenze zu Pfullingen als Stadt neu entstanden. Hat es dabei eine Rolle gespielt, dass man da näher an den Weinbergen am Achalmhang wohnte?

Die gute Überlieferung vieler Reutlinger Flurnamen seit dem frühen 14. Jahrhundert zeigt auch die Entwicklung der schwäbischen Sprache über mehrere Jahrhunderte. Die auffallendste Veränderung geschah um 1520, als sich die alten Langvokale *î*, *û* und *ü* (geschrieben *ù*) in die neuen Diphthonge *ei*, *au* und *eu* verwandelten (*mîn nûwes hûs* zu *mein neues Haus*). Dies ist formal der Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen. Als Beispiele seien genannt: 1484 Kirchstig, 1526 Kirchsteyg; 1526 Schufelhart, 1592 Schaufelhard; 1468 Rütlingen, 1555 Reutlingen. Die mhd. langen *ê* und *oe* wurden zu *ai* (1426 Espan, 1580 Aischbach; 1484 Köpach, 1612 Kaibach), das lange *ô* zu *au* (1471 uff Bloss, 1566 uff Blouß, 1819 auf dem Plauss). Um diese Zeit gab es auch unregelmäßige Veränderungen wie den Verlust des Anfangskonsonanten (Aphärese) in 1484 Marckbach, 1506 Arppach; 1484 Lengenloch, 1517 Engiloch; 1559 Norschel, 1586 Orschell; 1484 Nibenloch, 1778 Übelloch. Das Anfangs-H ging durch Hauchdissimilation verloren bei 1514 Hunhalden, 1556 Unhalden.

Die Sprache wandelte sich auch vor 1500; im 14. Jahrhundert ist es noch echtes Mittelhochdeutsch, im 15. Jahrhundert haben sich schon viele Endungen abgeschwächt oder sind verloren gegangen. So heißt es 1370 an der A[°]chentzun, 1409 bi der A[°]chentz; 1351 uff dem Hage, 1484 uff dem Hag. Am Wortanfang wird aus dem mhd. *sl* das heutige *schl* in 1351 Slatwis, 1441 Schlattwyse. Die Namen zeigen natürlich nur einen sehr kleinen Ausschnitt der Sprache; erst beim Lesen der Urkundentexte erschließt sich das volle Bild.¹³

Die Einrichtung des Flurnamenkatalogs

Am Anfang steht oben links als Lemma der Flurname. Er ist fettgedruckt, wenn er im Primärkataster von 1842 verzeichnet oder sonst bis heute erhalten ist. Ein abgegangener Name wird in Magerdruck gesetzt. Oben rechts werden die Nummern der Flurkarten angegeben, auf denen das Gewand liegt. Mit ihrer Hilfe kann man die Namen auf dem beiliegenden Markungsplan finden. Es folgen die urkundlichen Belege in zeitlicher Reihenfolge. Es werden dabei in der Regel das älteste Vorkommen und die Eintragung im Primärkataster mit den Parzellennummern aufgeführt und dazwischen einige Beispiele, die

¹³ Gründlich untersucht wurde die Sprache der Urkunden in: Philipp Wagner: Die Kanzleisprache Reutlingens von 1300 bis 1600, Programm der K. Wilhelms-Realschule in Stuttgart, Stuttgart 1910, S. 1–58.

die Veränderung der Wortform im Laufe der Jahrhunderte dokumentieren. Ein zweiter Gesichtspunkt ist es, Urkundenstellen zu zitieren, die die räumliche Beziehung des Flurnamens zu Nachbargewanden verdeutlichen. Bei den Urbaren wird die Vorderseite des Blattes durch die Zahl allein (Bl. 57), die Rückseite durch die Zahl mit Apostroph (Bl. 57') angegeben.

Der Hauptteil beginnt oft mit einer kurzen Lagenangabe, wenn diese sich nicht durch die Flurkartennummer und die Eintragung auf dem Markungsplan von 1901 erübrigt. Es können Angaben zur landwirtschaftlichen Nutzung und zur Besitzgeschichte folgen. Schließlich wird der Name in seiner sprachlichen Form und seiner Bedeutung erklärt, soweit das möglich ist. Nicht belegte, nur erschlossene Wortformen werden durch einen Asterisk markiert (*Butto). Die mundartlichen Formen konnten nur bei relativ wenigen Namen erfragt werden; sie sind nicht in phonetischer Lautschrift, sondern mit normalen Zeichen gedruckt, die eine annähernde Vorstellung der Aussprache geben sollen. Personennamen in Quellenbelegen werden abgekürzt, so z. B. Jacob Ömer zu J. Ö.

Abgekürzt zitierte Literatur

- AwLB II Altwürttembergische Lagerbücher aus der österreichischen Zeit 1520–1534, Bd. 2, bearb. von Paul Schwarz (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, Bd. 2), Stuttgart 1959.
- EUB I Urkundenbuch der Stadt Esslingen, Bd. 1, bearb. v. Adolf Diehl (Württembergische Geschichtsquellen, Bd. 4), Stuttgart 1899.
- KB Rt. Der Landkreis Reutlingen, hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Reutlingen (Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg), 2 Bde., Sigmaringen 1997.
- LBW Das Land Baden-Württemberg, 8 Bde., hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, Stuttgart 1974–1983.
- OAB Rt. Beschreibung des Oberamts Reutlingen, 2 Teile, hrsg. vom K. Statistischen Landesamt, 2. Bearb., Stuttgart 1893.
- RGB Reutlinger Geschichtsblätter, 1 (1890)–47 (1940); RGB NF 1 ff. (1958/59 ff.).
- SWB Schwäbisches Wörterbuch, bearb. von Hermann Fischer und Wilhelm Pfeleiderer, 7 Bde., Tübingen 1904–1936.
- Stadtplan Reutlingen. Amtlicher Stadtplan 1:15000, hrsg. von der Stadt Reutlingen, Reutlingen¹¹2016.
- WVjH Württembergische Vierteljahreshefte für Landeskunde.

- WUB Wirtembergisches Urkundenbuch, hrsg. von dem K. Staatsarchiv in Stuttgart, 11 Bde., Stuttgart 1849–1913.
- ZGO Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins.
- ZWLG Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte.

Abkürzungen

A.	Acker	Mg.	Morgen
Abt.	Abteilung	mdl.	mundartlich
ahd.	althochdeutsch	mhd.	mittelhochdeutsch
Bg.	Baumgarten	Mkg.	Markung
Bl.	Blatt	Mm.	Mannsmahd
Bw.	Bestimmungswort	nhd.	neuhochdeutsch
d. m. n.	den man nennt	PK	Primärkataster von 1842 mit Parzellenummer
EK	Emil Keller	PN	Personenname
f.	folgende	S.	Seite
gel.	gelegen	Sp.	Spalte
gen.	genannt	st.	stößt, stoßend (an)
gr.	griechisch	StadtA Rt.	Stadtarchiv Reutlingen
Gt.	Garten	TK	Topografische Karte 1:25000
Gw.	Grundwort	TS	Theodor Schön
HK	Hermann Kalchreuter	Vorl.	Vorlehen
Hs.	Haus	W.	Wiese
HS	Hermann Schöllkopf	Wg.	Weingarten
HStAS	Hauptstaatsarchiv Stuttgart	zw.	zwischen
J.	Jauchert		
lat.	lateinisch		

Flurnamenkatalog

Abtswiese s. Brühl, Zwiefalter

Achalm

SO 03 13

- um 1050 Achalmin (Zwiefalter Chronik, S. 10)
 1075 comes Liutoldus de Achelm (WUB, I, Nr. 233, S. 279)
 1161 comes Adelbertus de Achalm (WUB, II, Nr. 376, S. 137)
 1274 vinea in clivo Achalm sita (Wg. am Hang der Achalm gel.) (WUB, VII, Nr. 2449, S. 328)
 1365 Wg. gel. gen Achaln uff (StadtA Rt., A 2 Nr. 931)
 1559 1½ Mm. W. im Wernsperg [...] zinssent 2 ß uff Acheln (StadtA Rt., A 2 Nr. 1272)
 1573 Eningen under Achel (StadtA Rt., A 2 Nr. 2041)
 mdl.: die achel

Nach der Zwiefalter Chronik des Ortlieb, die 1135–1137 geschrieben wurde,¹⁴ kaufte der hochadelige Eginio um die Mitte des 11. Jahrhunderts einen Achalmin genannten Berg und gründete darauf die Burg gleichen Namens,¹⁵ nach der dann seine Nachkommen Grafen von Achalm hießen. Nach Reichardt¹⁶ trägt dieser Berg einen vorgermanischen Namen, der zur „alteuropäischen“ Namensschicht Krahes¹⁷ gehört, die besonders durch Flussnamen vertreten ist. Sie gehen auf indogermanische Wurzeln zurück und können 3000 Jahre alt sein. Reichardt setzt eine Ausgangsform *Ak-alma an, in der er die indogermanische Wurzel *ak- „scharf, spitz“ sieht (vgl. lat. acutus, gr. akme), die durch l- und m-Suffixe erweitert wurde. Das -in des ersten Belegs Achalmin sieht Reichardt als Endung der schwachen weiblichen Flektion an. Aus *Akalma wäre dann durch die germanische Lautverschiebung Achalm geworden. (Ortlieb meinte, dass der Name des Berges von einem vorbeifließenden Fluss abgeleitet sei, wobei er wohl an die Echaz, damals noch *Achenze, dachte. Das lehnt Reichardt ab.)

Der obere Teil des Berges mit der Burg gehörte seit 1330 den Grafen von Württemberg und bildete eine eigene Gemarkung im Oberamt Urach; erst

¹⁴ Luitpold Wallach; Erich König; Karl Otto Müller (Hrsg.): Die Zwiefalter Chroniken Ortliebs und Bertholds (Schwäbische Chroniken der Stauferzeit, Bd. 2), Sigmaringen ²1978, S. 10, 11.

¹⁵ Stefan Schipperges: Der Bempflinger Vertrag von 1089/90, Esslingen 1990, S. 131 f.

¹⁶ Lutz Reichardt: Ortsnamenbuch des Kreises Reutlingen (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg [im Folgenden: VKGL], Reihe B, Bd. 102), Stuttgart 1983, S. 9–11.

¹⁷ S. Echaz.

1824 kam sie an das Oberamt Reutlingen¹⁸ und 1850 als Teilgemeinde an die Stadt Reutlingen.

Aispach

SO 03 12

- 1379 Bg. gel. an dem Espan under Achalm der burg (StadtA Rt., A 2 Nr. 1628)
 1426 weg der von Rütlingen. gen Achalm gaut oberhalb dem Espan (StadtA Rt., A 3 Nr. 85)
 1580 Wg. im Gugelberg zw. H. K. und H. H. gel. [. . .] oben an die Scheiben, unden den Aischbach stoßendt (StadtA Rt., A 3 Nr. 279)
 1595 Wg. ob dem Aispach (StadtA Rt., Kaufbuch 1595 Mai 3, HS)
 1626 (Frevel) durch alle wißen im Espach und die furtt hinaußgeritten (StadtA Rt., A 1 Nr. A5795)
 1713 Weinberg im Ehespach (StadtA Rt., A 3 Nr. 335)
 1729 Wg. im Ayschbach [. . .] oben uff die Gugelberggaß (StadtA Rt., Urbar 149 Bl.113')
 1842 Aispach (PK, 5138–5167, 5611–5637)
 2016 Aispachstraße (Stadtplan)

Die Reutlinger Schreibung Aispach entspricht nicht der mundartlichen Aussprache aischbach. Der Flurname Aischbach ist in Schwaben häufig; er bezeichnet ursprünglich Gemeindeweiden. Kann man die Belege weit genug zurückverfolgen, steht am Anfang der Belegreihe in der Regel ein Espan. Dieses Wort ist zusammengesetzt aus mhd. ê „Gesetz“ und span, einer Ableitung von spannen. Man nimmt an, dass auf diesen Weiden das Vieh gespannt wurde, d. h. mit einem Strick wurden beide Vorderbeine gefesselt oder es wurde ein Horn an einen Vorderfuß gebunden, sodass es weiden, aber nicht fortlaufen konnte.¹⁹

Da das mhd. lange ê zu schwäbisch ai wurde (snê zu Schnai, zêh zu Zai), entwickelte sich ê-span lautgesetzlich zu aischbaⁿ dem ein falsches -ch angehängt wurde, um ein scheinbares Grundwort -bach zu bilden. Das falsche -bach hat Bohnenberger in die Irre geführt, der Aischbach durch ein spätlateinisches esbia als „Abzugsgraben“ erklären wollte;²⁰ er hatte aber nicht die urkundlich oft zu belegende Entwicklung von Espan zu Aischbach erkannt. Seiner falschen Deutung von Aischbach folgten Keinath²¹ und Ruoff.²²

Der Übergang von der Lautung Espan zu Aischbach erfolgte anscheinend um 1500. Die überkorrekten Schreibungen Espach von 1626 und Ehespach von 1713 entstanden dadurch, dass man das gehörte ai- der Anfangsilbe als

¹⁸ Beschreibung des Oberamts Urach, hrsg. von Johann Daniel Georg von Memminger, Stuttgart-Tübingen 1831, S. 169.

¹⁹ Joseph Schnetz: Flurnamenkunde, München²1963, S. 66.

²⁰ Karl Bohnenberger: Zu Brühl, Espan und Eschbach, in: WVjH NF 33 (1927), S. 302–309.

²¹ W. Keinath (wie Anm. 10), S. 139.

²² Arno Ruoff (Bearb.): Flurnamenbuch Baden-Württemberg, Stuttgart 1993, S. 34.

das Wort Ehe (mhd. ê, êwe) ansah, das im Schwäbischen als ai gesprochen, aber natürlich amtlich immer E, Ee oder Ehe geschrieben wurde.²³ Im Echaztal südlich Pfullingen zeigt der Stadtplan auch ein Ehespach.²⁴

Alteburg

SO 06 07

- 1315 daz guot ze Altenburk und daz dorff ze Brunnewiler (HStAS, B201, U274a)
- 1435 (Gülten aus) Brunwiler, Hugenberg, der Alten Burg (StadtA Rt., A 2 Nr. 1766)
- 1474 Wald, wisen und weyd zu Brunwiler zum alten Burgstall gel. (StadtA Rt., A 2 Nr. 1819)
- 1484 (Weiderecht in) Brunenwiler, die Altenburg und Hugenberg (StadtA Rt., A 3 Nr. 137)
- 1819 Altenburger Hof (Flurkarte SO 06 07)
- 1842 Altenburger Hof (PK, 9527–9534)
- 2016 Alteburg Hofgut (Stadtplan)

1437 verkaufte Werner Hurmbog an die Stadt Reutlingen Bronnweiler, Hugenberg und Altenburg.²⁵ Dieses gehört heute zur Gemarkung Reutlingen, während die Wüstung Hugenberg zu Bronnweiler gekommen ist. Das Hofgut hat seinen Namen von einer abgegangenen Burg auf dem nahe gelegenen Käpfle, die bis 1280 den Herren von Stöffeln gehört hatte. Sie hat wohl einen eigenen Namen gehabt, bevor sie verfiel und nur noch „die alte Burg“ genannt wurde. Die Oberamtsbeschreibung vermutet, dass hier unter dem Namen Stofola der Vorgänger der Burg Stöffeln oberhalb von Gönningen gestanden habe.²⁶ (→ Käpfle)

Altinger

- 1344 Wg. am Guglunberg d. m. n. den Altinger (StadtA Rt., A 2 Nr. 1568; Nachschrift Anf. 15. Jh.)
- 1455 Wg. der Altinger (StadtA Rt., A 3 Nr. 113)
- 1484 de vinea Altinger gel. by dem Strygel gen. das Rätental (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 87)

Der Weinbergname erinnert an ehemalige Eigentümer, wohl die Herren von Altigen (heute Gemeinde Ammerbuch). 1324 verkaufte Friderich von Altigen 7 Mg. Weingarten im Braithart.²⁷

²³ SWB, II, Sp. 523 f.

²⁴ W. Kinkelin (wie Anm. 7), S. 459–461, beschreibt die ganz ähnliche Entwicklung des Pfullinger Namens von espan 1339 zur heutigen mündlichen Form aischbach.

²⁵ HStAS, B201 U278.

²⁶ OAB Rt., II, S. 173.

²⁷ StadtA Rt., A 2 Nr. 875.

Ammändle

SO 03 12

- 1602 Wg. im Ammandlin (HStAS, H197 Bd. 29 Bl. 54')
 1842 Ammändle (PK, 4974–4980)

Ammandlin ist wohl eine Verkleinerungsform des Namens der vornehmen Reutlinger Familie Amman. 1351 ist Volgger der Amman als Richter belegt.²⁸

Arbach

SO 04 12

- 1347 A. der gelegen ist in Pfullinger zehenden ob der armen hus bi dem Marpach (StadtA Rt., A 2 Nr. 1574)
 1466 W. in Pfullinger zehenden im Marppach (HStAS, A514 U590)
 1484 A. enthalb dem Marckbach by dem steg (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 17)
 1506 da der Arppach in die Echets fellt (StadtA Rt., A 2 Nr. 1156)
 1522 da der Arppach in die Echetz get (AwLB, Bd. 2, S. 621)
 1669 im Arppach Pfullingischen Territorii (StadtA Rt., A 1 Nr. 5821)
 2016 Arbachstraße in Reutlingen (Stadtplan)

Der Arbach, früher Markbach, hat seinen Namen von mhd. marc, marke „Grenze“; er ist ein rechter Nebenbach der Echaz und bildete streckenweise die Grenze zwischen Pfullingen und Eningen. Das Gewand Arbach liegt auf Pfullinger Markung. In Fügungen wie am Marpach, im Marpach wurde das M- als Schlusskonsonant der Präposition aufgefasst und ging um 1500 verloren (sog. Aphärese). Die älteren Schreibungen Marppach und Arppach mit doppeltem p zeigen, dass zuerst aus der Assimilation von kp zu pp dieses noch als Doppelkonsonant gesprochen wurde, bis es zu b vereinfacht und erweicht wurde. Dieselbe Entwicklung gab es beim Arbach zwischen Rottenburg und Wurmlingen (1346 Marbach, 1402 Marpach, 1458 Marckpach, 1537 Arppach). In Reutlingen und Rottenburg wurde in den beiden ältesten Belegen das k in der Schreibung (und wohl auch in der Aussprache) schon ausgelassen, 1484 bzw. 1458 als ck wieder eingesetzt, wohl weil der Stadtschreiber die Bedeutung „Grenzbach“ auch ausdrücken wollte.²⁹ Die gleiche Bedeutung hat der Name der Stadt Marbach am Neckar (972, 1009 Marcbach, 1244 Marpach), die dicht nördlich der Grenze zwischen den Bistümern Konstanz und Speyer liegt.³⁰

²⁸ StadtA Rt., A 2 Nr. 910, A 2 Nr. 1582.

²⁹ Thomas Jauch: Die Flurnamen der Stadt Rottenburg am Neckar, in: Der Sülchgau, 37 (1993), S. 3–239, hier S. 40.

³⁰ Lutz Reichardt: Ortsnamenbuch des Stadtkreises Stuttgart und des Landkreises Ludwigsburg (VKGL, Reihe B, Bd. 101), Stuttgart 1982, S. 98 f.

Armenwald

SO 06 06, SO 07 06

- 1556 ain wald der Armen Holtz gen. (50 Mg.) zw. der Altenburg und Gammerringwald (HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 131')
- 1572 holtz der Armen zu Reittlingen StadtA Rt., A 1 Nr. 1309, HK)
- 1729 das Armenholtz (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 20)
- 1842 Armenwald (55 Mg. Stadtwald; PK, 9524 b)
- 1997 Armenwald (Stadtplan)

Der Armenwald gehörte früher der Reutlinger Armenpflege. Die Forstverwaltung ersetzte den historischen Namen Armenwald durch Abteilung 68 Steinbruchhau.

Armenwiese

SO 04 12

- 1564 Die Armen zu Reutlingen haben 11 Mm. gen. der Armen wyß, seindt mit ainem Hag umgrieffen unnd ligent zwischen Loschenhalden und Betzenriethgaß. (StadtA Nürtingen, Salmansweiler Zehntregister, unsigniert, Bl. 61')
- 1738 Armenpflęgiß (Archiv d. Hauses Württemberg, Karte, wie Abb. S. 98)

Diese Wiese der Armenpflege lag auf Markung Eningen im Südwesten der Loschenhalde und grenzte im Westen an die Reutlinger Markungsgrenze (→ Loschenhalde).

Auf Wies

SO 01 11, SO 02 11

- 1274 pratum situm Ufenwise (HStAS, A474 U1190; Druck: WUB, VII, Nr. 2413, S. 294)
- 1290 de prato dicti Clökeli sito Uffenwise (HStAS, H14 Bd. 19 Copeibuch K Bl. 63', Druck: WUB, IX, Nr. 4012, S. 384)
- 1351 W. lit uff wise an Wiglins brül (StadtA Rt., A 2 Nr. 1583)
- 1359 W. in loco dicto uffen Wise (HStAS, B201 U292)
- 1471 W. uff wise an den Hauptwisen (H102/39 Bd. 1 Bl. 160)
- 1526 W. gel. uff Wis (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 3')
- 1729 A. uff Wiß (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 11)
- 1842 Wies (PK, 6864–7123)
- 2016 Wiesstraße (in Sondelfingen: Auf Wies) (Stadtplan)

Großes Gelände im Norden der Reutlinger und im Westen der Sondelfinger Markung³¹. Es erscheint zuerst unverständlich, wenn geschrieben wurde, eine Wiese liege uff Wis. Wieso liegt eine Wiese auf einer Wiese? Die Belege von 1290 und 1359 lassen aber erkennen, dass es ursprünglich hieß eine Wiese *uff Uffen wise; das verkürzte sich zu Wiese uffen wise, dann zu Wiese uff Wis. Das ursprüngliche Bestimmungswort Uffen- ist der schwache Genitiv eines

³¹ U. Franz (wie Anm. 5), S. 48.

alten Personennamens Uffo³². Der steckt auch im Ortsnamen Stuttgart-Zuffenhausen (1290 Uffenhusen, dann aus ze Uffenhusen zusammengesetzten Zuffenhusen).³³ Dieser Uffo lebte wohl zur karolingischen Zeit. So ist einer der unscheinbarsten Reutlinger Namen einer der ältesten.

Auwiesen

SO 03 09, SO 03 10

- 1322 W. lit uf Owewis (StadtA Rt., A 2 Nr. 1541)
- 1359 A. der bi Rütlingen in der âwe gel. ist (HStAS, B475 U217)
- 1471 W. in Awwise (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 159')
- 1526 W. gel. uff der Owwiß (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 90)
- 1729 A. in Auwisen (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 45')
- 1842 Auwiesen (PK, 8436–8547)
- 2016 Auwiesenstraße (in Betzingen) (Stadtplan)

Au, Aue (mhd. owe, ouwe) bedeutet Wasser, Insel, Land am Wasser, feuchte Wiese. Die Auwiesen liegen an der Echaz.

Bad

SO 02 11, SO 02 12

- 1594 W. im Bad (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 2 Bl. 362)
- 1729 Wg. im Baad (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 54)
- 1820 Barth (Flurkarte SO 02 11)
- 1842 Bad (PK, 4309–4386)
- 2016 Badstraße (Stadtplan)

Dieser Flurname ist anscheinend von einer Einrichtung zum Baden abgeleitet; dafür konnte aber keine historische Überlieferung gefunden werden. Die Schreibung Barth in der Flurkarte von 1820 entstand, weil in der Reutlinger Mundart r vor Konsonant ausfällt und der Geometer eine falsche Korrektur des gehörten Bad vornahm; sie zeigt aber auch, dass ihm keine Beziehung auf ein Bad bewusst war (vgl. Heilbrunnen).

Baustätterin

SO 04 11

- 1487 W. die Bawstetterin gen. (StadtA Rt., A 2 Nr. 816)
- 1489 Bg. uff dem Stainiberg an der Buwstetterin (StadtA Rt., Urbar Nr. 189 Bl. 6')
- 1575 uff der Bauwstetterin (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 1 Bl. 28')
- 1712 Bg. uff der Bawstätterin (StadtA Rt., Urbar Nr. 4 Bl. 23)
- 1842 Baustetterin (PK, 1266–1282, 1770–1820)
- 2016 Baustätterstraße (Stadtplan)

³² Ernst Förstemann: *Altdeutsches Namenbuch*, Bd. 1, Personennamen, Bonn 1900, Sp. 1474 f.; Henning Kaufmann: *Altdeutsche Personennamen*, Ergänzungsbd., München 1968, S. 364.

³³ L. Reichardt, Stuttgart (wie Anm. 30), S. 176.

Die Herkunft dieses Flurnamens lässt sich ausnahmsweise urkundlich belegen. 1487 wird im Testament des Kaplans Hans Stunder gesagt, dass er von Junker Ulrich von Bawstetten einen jährlichen Zins von 8 Pfund aus seiner 6 Mannsmahd großen Wiese, genannt die Bawstetterin, gekauft habe. (Der Adlige hieß so nach Baustetten bei Laupheim, Kreis Biberach.) Es kam regelmäßig vor, dass eine Wiese die weibliche Namensform des Besitzers erhielt, ein Acker und ein Weingarten die männliche.

Berg

- 1538 Wg. u. Vorl. im Berg (StadtA Rt., A 2 Nr. 2379, HK)
- 1601 Wg. im Berg st. oben an Landgraben (HStAS, H197 Bd. 29 Bl. 92)
- 1712 Wg. im Berg (StadtA Rt., Urbar Nr. 4 Bl. 17)

Berg, Hinterm

- 1529 Wg. hinderm Echentzenberg (StadtA Rt., A 2 Nr. 1192)
- 1577 Wg. hinderm Berg (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 1 Bl. 58)
- 1602 Wg. hinderm Berg st. oben an die Berggassen und unten an gemeiner Stattwald daß Vochentzen holtz gen. (HStAS, H197 Bd. 29 Bl. 47)

Berg, Mittlerer

SO 0510, SO 05 11

- 1746 Wg. im mittleren Berg (StadtA Rt., A 2 Nr. 2232, HK)
- 1842 Mittlerer Berg (PK, 2171–2242)

Berg, Oberer

SO 05 11

- 1594 Wg. im obern Berg (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 2 Bl. 366)
- 1699 Wg. im oberen Berg [...] oben an den Landgraben unten an die Stemisäcker st. (StadtA Rt., A 2 Nr. 1478, HK)
- 1729 Wg. im obern Berg oben uff den Landgraben stoßend (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 29')
- 1842 Oberer Berg (PK, 1995–2031, 2046–2134)
- 2016 Oberer Berg (Stadtplan)

Berg, Unterer

- 1639 Wg. im undern Berg (StadtA Rt., A 2 Nr. 1435)
- 1729 Wg. im undern Berg [...] oben uff die obern Berggassen, unten den Vochentzenholtzwald stoßend (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 29')
- 1819 am undern Berg (Flurkarte SO 05 10)

Die Reutlinger Weinbergnamen „im Berg“ bezeichneten mit ihren Unterabteilungen Weinberge auf der West- und Nordwestseite des Georgenberges. Früher hieß ein Großteil davon hinterm Berg, was von Pfullingen aus gesehen zu verstehen ist. Am Westhang herab lagen der obere, mittlere und untere

Berg. Im Primärkataster blieben von den alten Bezeichnungen nur Oberer und Mittlerer Berg übrig.

Berggasse

SO 05 11

- 1534 die Berggaß (StadtA Rt., A 1 Nr. 8477)
 1596 Wg. hindern Berg [...] oben an Landtgraben, unden an die Berggaß stoßendt (StadtA Rt., A 2 Nr. 1388)
 1722 Berggaß (Karte, StadtA Rt., A 1 Nr. 5864)
 2016 Berggasse (Stadtplan)

Die heutige Berggasse entspricht der historischen Berggaß. Sie war der wichtigste Zugangsweg zu den Weinbergen im oberen nördlichen und westlichen Hang des Georgenberges. Sie bildete aber auch die Grenze zwischen dem Zehnten der Stadt Reutlingen (vor 1533 Kloster Königsbronn) und dem des Klosters Salem. Die Weinberge oberhalb der Berggasse bis zur Markungsgrenze am Landgraben (s. dort) unterhalb des Berggipfels gaben den Zehnten nach Salem wie das ganze Dorf Pfullingen. 1534 wurde darüber ein Vertrag zwischen Reutlingen und dem Kloster geschlossen mit genauer Beschreibung des Grenzverlaufs.³⁴

Betzenried

SO 04 12, SO 04 13

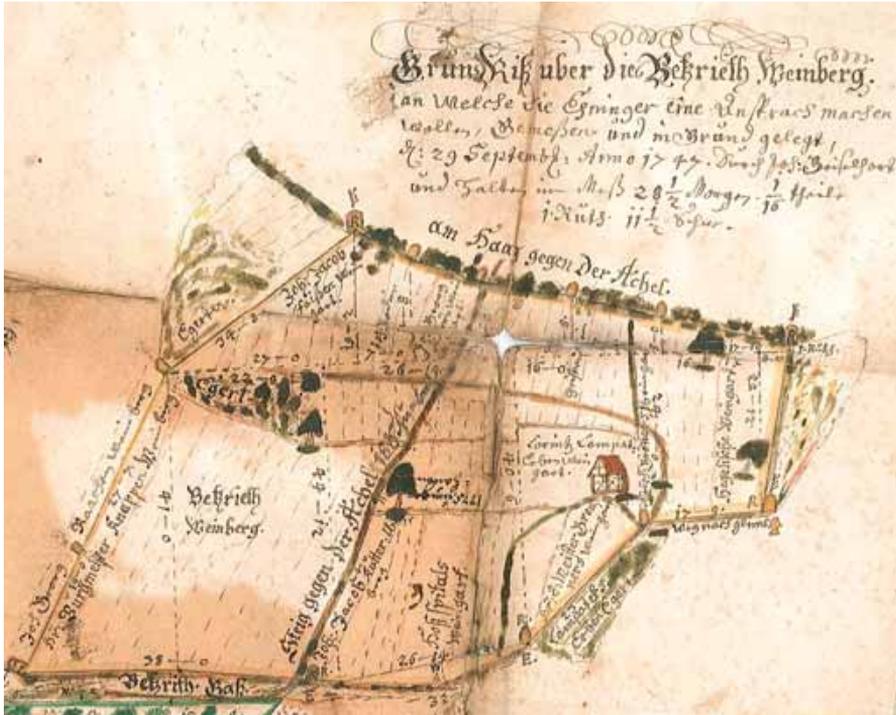
- 1342 Wg. in Betzenriet an der Staige (StadtA Rt., A 2 Nr. 1559)
 1484 Bg. in Betzenriet (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 71)
 1586 Wg. im Betzenrütth (StadtA Rt., A 2 Nr. 1352)
 1729 Wg. im vordern Betzenrieth, Wg. im mittlern B., Wg. im hindern B. (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 6', 17)
 1842 Bezenrieth (PK, 941–994, 5342–5387, 5410–5535)
 2016 Betzenriedstraße (Stadtplan)

In Orts- und Flurnamen kommen zwei etymologisch verschiedene, aber lautlich und orthographisch gleiche Wörter „Ried“ vor; auch im Mittelhochdeutschen sehen sie als riet (Mehrzahl riede, rieder) gleich aus.³⁵ Das erste Ried bedeutet Schilf, sumpfige Wiese, Moor (s. Riedwiese) und kommt in Namen sehr häufig vor. Das zweite Ried bedeutet Reute, Rodung und tritt besonders in Allgäuer Ortsnamen wie Altusried, Dietmannsried auf (Rodung des Altung, des Dietmar).³⁶ Welche Bedeutung im Einzelfall vorliegt ist, muss man nach der Ortslage entscheiden. Bei dem Weinberg Betzenried am Achalmhang war

³⁴ StadtA Rt., A 1 Nr. 8477.

³⁵ Elmar Seebold (Bearb.): Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin 1999, S. 686.

³⁶ Wolf-Armin Freiherr von Reitzenstein: Lexikon schwäbischer Ortsnamen, München 2013, S. 31, 92.



Auf der Karte von 1747 sind die östlichsten Weinberge des Reutlinger Betzenrieds eingetragen, die von Eningen beansprucht wurden, aber bei Reutlingen geblieben sind, wie man auf der Markungskarte von 1901 sehen kann. In der Mitte geht ein *Steig gegen der Achel* hinauf, der dem heutigen Ritterweg entspricht. Im Norden bildet ein *Haag gegen der Achel* die Grenze zur Achalm-Markung.

es sicher kein Sumpf, sondern die Rodung eines Betz, was die übliche Kurzform für Berchtold war (→ Wagenried).

Blankenstaiglin

- 1351 Wg. an des Blanken Staiglin (StadtA Rt., A 3 Nr. 25)
- 1426 Wg. an der undrun Hegwise an deß Blanckenstaiglin (StadtA Rt., A 2 Nr. 1045)
- 1484 Wg. gel. an Blanckenstaig in Kuoman (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 86)
- 1489 Bg. uff der Ebny by dem Planckenstaiglin (StadtA Rt, Urbar Nr. 189 Bl. 17')
- 1526 Wg. in dem Blankenstaygelin (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 47')

Blankenstaiglin bedeutet die kleine Steige eines Mannes namens Blank, die zu seinem Weinberg führte. Die Schreibung mit ai deutet auf einen fahrbaren

Weg, ein kleiner Fußsteig wäre Stiglin geschrieben worden. Später wurde der Name zu Staigle vereinfacht (s. dort).

Blauhof

SO 07 08

- 1300 an lüten und guot ze Gerungesholze (WUB, XI, Nr. 5483, S. 405)
 1386 deß Blawen hoff, den man nemmet Gerungsholtz (StadtA Rt., A 2 Nr. 1646)
 1506 der blaw hoff (StadtA Rt., A 2 Nr. 1156)
 1555 uf dem blawen hoff (StadtA Rt., A 1 Nr. 13479)
 1569 des Plawen Hoffs (StadtA Rt., A 1 Nr. A5778)
 ca. 1569 der Blawhoff (Karte, StadtA Rt., A 1 Nr. 8910)
 1729 (Spital-Waldungen) auff dem Blauen Hoff (139½ Mg.) (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 19)
 1901 Walddistrikt X Blauhof (Markungsplan)
 2014 Stadtwald-Distrikt 2 Großer Wald, Abt. 30 Blauhof (Forsteinrichtung)

In diesem heute völlig bewaldeten Gelände lag früher eine kleine Siedlung, die um 1300 Gerungsholz hieß und den Herren von Stöffeln gehörte. Der Ort schrumpfte dann zu einem Hof zusammen, der seinen Namen nach der Reutlinger Familie Blaw erhielt.³⁷ Er lag auf Pfullinger Markung, gehörte aber dem Reutlinger Spital, woraus sich viele Streitigkeiten ergaben (so 1506, 1555, 1569). Er ging noch im 16. Jahrhundert ein und wurde zu Wald. 1826 verkaufte Pfullingen seine Hoheitsrechte über die Stadtwiesen, den Blauer Hof und den Vochetzenholzwald an die Stadt Reutlingen.³⁸

Auf einer undatierten, kolorierten Karte im Stadtarchiv Reutlingen (Abb. S. 28) ist das Gelände des Blauhofs dargestellt. Es ist eine offene Wiese oder Weide, die von Wald umgeben ist. Es sind keine Gebäude eingezeichnet. Die Grenze ist ringsum durch Steine markiert. Man darf diese Karte wahrscheinlich dem württembergischen Rat Dr. Georg Gadner zuschreiben, der 1569 an einer Ortsbesichtigung wegen der Streitigkeiten um Weiderechte zwischen dem Spital der Reichsstadt und dem württembergischen Dorf Pfullingen teilnahm und den Bericht mit unterschrieb.³⁹

Bleiche

SO 03 11

- 1437 2 ß hll usser [aus der] Blaichi (HStAS, B201 U436)
 1484 Gt. st. oben an die Blaichin (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 86)

³⁷ 1383 verkaufte Albrecht Gottspflug Hansen dem Blawen, Hansen säligen deß Blawen sun, einen Zins (StadtA Rt., A 2 Nr. 1643).

³⁸ W. Kinkelin (wie Anm. 7), S. 227.

³⁹ StadtA Rt., A 1 Nr. A5778. Gadners Reise nach Reutlingen 1569 ist auch notiert in: „Beritten, beschriben und gerissen“, Georg Gadner und sein kartographisches Werk 1559–1602, hrsg. vom Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Stuttgart 1996, S. 21.

- 1526 Bg. by der Blaichin (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 84)
 1820 Bleiche (Katasterplan von Reutlingen)

Auf diesem Gelände nordwestlich der heutigen Karlstraße zwischen dem Listplatz und der Kaiserstraße hatten die Reutlinger Weber ihre Leinwandbleiche. Das städtische Grundstück war 4 ha groß. Das Bleichen hörte am Anfang des 19. Jahrhunderts auf. 1834 wurde dort ein Badgebäude errichtet (s. Heilbrunnen), 1859 der Bahnhof gebaut.⁴⁰ Die Schreibungen Blaichi, Blai-chin zeigen, dass hier ein Verbalabstraktum auf -în vorliegt.⁴¹ (→ Wässere)

Blockäcker

SO 02 09, SO 02 10, SO 03 10

- 1712 in Grüeßäckern ietzo Blockäckern gen. (StadtA Rt., Urbar Nr. 4 Bl. 82', EK)
 1712 im Blockacker bey der Lowmühlin (StadtA Rt., Urbar Nr. 4 Bl. 127', EK)
 1842 Blockäcker (PK, 8286–8363)
 2016 Blockäckerstraße (Stadtplan)

Der Sinn dieses relativ jungen Namens nördlich der Echaz an der Betzinger Markungsgrenze ist unklar. Vielleicht besteht ein Zusammenhang mit einem Urteilsbrief von 1530⁴² auf eine Klage des Schultheißen von Betzingen gegen die Sondersiechenpflege, der ihr vorwarf, dass sie zur Wässerung ihrer Wiesen die Echaz durch einen „überzwerchen Block“ aufstau und dadurch im Dorf Schaden anrichte. Die Richter urteilten, dass die Sondersiechen nur zur Zeit der Wässerung die Echaz schwellen dürften, sonst aber den Block herausziehen müssten.

Bloß

SO 03 10, SO 04 10

- 1310 A. an Blozze (StadtA Rt., A 3 Nr. 2)
 1471 Bg. uff Bloss (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 160)
 1526 A. uff Bloß oder in der Wannan (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 37)
 1566 A. uff Blouß (HStAS, H102/8 Bd. 237 Bl. 256)
 1819 auff dem Plauss (Flurkarte SO 04 10)
 1842 Bloos (PK, 3326–3554)
 mdl.: uff blaos

Der Bloß hieß die Höhe zwischen Herder- und Aaraustaße, die den schweren Opalinuston als Untergrund hat und deshalb auf der Markungskarte von 1901 von Baumwiesen bedeckt war. Der Name leitet sich von bloß „nackt“ ab, meint also wohl eine waldfreie Fläche. Häufiger kommt dieser Flurname in

⁴⁰ Alois Schneider: Reutlingen (Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, Bd. 23), Esslingen 2003, S. 199.

⁴¹ SWB, I, Sp. 1192; Althochdeutsche Grammatik von Wilhelm Braune, 13. Aufl. bearb. von Hans Eggers, Tübingen 1975, § 230, S. 210.

⁴² StadtA Rt., A 2 Nr. 1928.

der weiblichen Form Blöße vor. Die mhd. Schreibung Blozze von 1310 ist als Bloße zu lesen.

Bödemlinsäcker s. Bösmannsäcker

Bol

NO 01 10, SO 01 09, SO 01 10

- 1405 W. die man nemmet dez Undingers Brügel dù gelegen ist hinder Bolle (StadtA Rt., A 2 Nr. 1689)
 1428 W. enhalb dem Dietweg in Boll (StadtA Rt., A 2 Nr. 1739, HK)
 1522 im Brügel zu Bolle (Mkg. Sickenhausen) (AwLb, II, S. 84)
 1602 A. uff Boll (Mkg. Betzingen) (HStAS, H197 Bd. 29 Bl. 134')
 1744 7 J. der große Bollackher, 8 J. der kleine Bollackher (StadtA Rt., Urbar Nr. 151 S. 14)
 1842 Boll (PK, 7618–7702)
 2016 Bol (Stadtplan)

Nach Keinath ist der Boll oder Bohl eine rundliche Erhebung zu mhd. bolle „Knospe, kugeliges Gefäß“. ⁴³ Die Vorstellung einer rundlichen Wölbung liegt auch ahd. hirnibolla „Hirnschale“ zugrunde. ⁴⁴

Der Bol zeigt aber in Reutlingen wie auch oft an andern Orten keine ausgeprägt rundliche Erhebung, allerdings steigt er im Nordwesten der Markung auf die Höhe 420,8 m an. Er ist eine große Allmendefläche, die auch auf die Markungen Betzingen, Degerschlacht und Sickenhausen hinüberreicht. Jänichen vermutete daher hinter dem Wort Bohl eher einen Begriff des Nutzungsrechts als der Oberflächengestalt, konnte aber in seiner Untersuchung keine klare Bedeutung dieses Flurnamens erkennen, der im schwäbischen Altsiedelland von Reutlingen bis Schaffhausen verbreitet ist, aber in den späteren Rodungsgebieten des Schwarzwaldes und des Schwäbisch-Fränkischen Waldes fehlt. ⁴⁵ Meistens gibt es auf einer Markung nur einen Bohl, in Pfullingen sind es aber nach Kinkelin sechs. ⁴⁶ Das Wort kommt in schwäbischen Flurnamen mit kurzem und mit langem Vokal vor, als Boll oder Bohl; ⁴⁷ in Pfullingen und Reutlingen wird es mit langem o gesprochen. Die urkundlichen Belege mit der Schreibung Boll zeigen aber, dass das o früher kurz war. Eine ähnliche Lautentwicklung gibt es beim Wort voll, das in der Reutlinger Mundart nach Wagner mit langem o wie fool gesprochen wird. ⁴⁸ Die moderne

⁴³ W. Keinath (wie Anm. 10), S. 48.

⁴⁴ Rudolf Schützeichel: Althochdeutsches Wörterbuch, Tübingen ⁶2006, S. 163.

⁴⁵ Hans Jänichen: Der Bohl im Schwäbisch-Alemannischen, in: ZWLG 22 (1963), S. 29–53.

⁴⁶ W. Kinkelin (wie Anm. 7), S. 325: Steinen-, Ehnen-, Ahl-, Katzen-, Rau- und Braitenbohl.

⁴⁷ SWB, I, Sp. 1270.

⁴⁸ Philipp Wagner: Mundart, in: OAB Rt., I, S. 112–137, hier S. 125.



Der ehemalige Blauhof, der nun aus Wald und Weide bestand und dem Spital gehörte. Obere Hälfte einer unsignierten Karte, die wahrscheinlich um 1569 von Georg Gadner nach einer Augenscheinnahme wegen Streitigkeiten um Weiderechte mit Pfullingen gezeichnet wurde. Süden (Richtung Gönningen) ist oben. Der links eingetragene *Wolffbach* ist der Oberlauf des Breitenbaches.

Schreibung Bol in Reutlinger Karten und Plänen entspricht den Richtlinien des Landesvermessungsamtes.⁴⁹ (→ Wöhrwold)

Bösmannsacker

SO 03 10

- 1437 A. auf Bödemlins äkkern (StadtA Rt., A 2 Nr. 1771)
- 1528 A. gel. in Bedemlins ecker (StadtA Rt., A 3 Nr. 196)
- 1563 A. in Beßenmans ägkhern (StadtA Rt., A 2 Nr. 2013)
- 1603 in Bößmißacker (StadtA Rt., Kaufbuch 1603, HS)
- 1729 A. in undern Bößmannsäckern (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 7)
- 1842 Bösmanns Äcker (PK, 537–543)
- 1842 Bösmannsacker ob der Straße (PK, 3555–3627)
- 1842 Bösmannsacker unter der Straße (PK, 3643–3665, 3693–3762)
- 1842 Untere Bösmannsacker (PK, 3763–3819)
- 2016 Bösmannsacker, Bösmannstraße (Stadtplan)

Die Namen der zwei ersten Belege von 1437 und 1528 gehen anscheinend auf die Reutlinger Familie Bödemlin zurück. Belegt ist 1386 Grete Bödemlin, die Frau Wernher Gutensuns gen. Torocher.⁵⁰ Es ist denkbar, aber nicht sicher, dass der Name Bösmannsacker auf eine Verballhornung von Bödemlinsacker zurückgeht. Die hier nicht alle belegten Übergangsformen von 1563 bis 1672 sind sehr variabel und unregelmäßig; erst 1729 wird die heutige Form erreicht. Im Primärkataster werden die Bösmannsacker noch in vier Unterabteilungen gegliedert.

Breitenbach

SO 04 09, SO 05 08, SO 05 09, SO 06 08, SO 06 09

- 1334 W. lit ze Betzingen bi dem dorf an dem Braitenbach (HStAS, A514 U521)
- 1376 W. gel. in dem ôwelin ob dem wiler ze Braitenbach (StadtA Rt., A 2 Nr. 947)
- 1441 A. zuo Braitembach ob minem huse uf dem raine (StadtA Rt., A 2 Nr. 1074)
- 1462 W. gel. in dem Braitenbach (StadtA Rt., A 2 Nr. 1107)
- 1572 (Güter zu) einem abgangnen weiler der Braitenbach gen. (gehörig) (StadtA Rt., A 3 Nr. 268)
- 1712 W. u. Wald im Braitenbach oder uff Steig (Betzinger Heiligenlagerbuch, S. 41, EK)
- 1842 Breitenbach (Gemeindewald; PK, 9516)
- 2016 Breitenbach (Bach), Breitenbach (Wald) (Stadtplan)

⁴⁹ A. Ruoff (wie Anm. 22), S. 46.

⁵⁰ Regesta Episcoporum Constantiensium, bearb. von Karl Rieder, Bd. 3, Innsbruck 1926, Nr. 7022, S. 37.

Der Breitenbach entspringt am Fuß des Pfullinger Berges,⁵¹ fließt durch den Reutlinger Stadtwald und mündet in Betzingen in die Echaz. Sein Name ist wohl einfach als „breiter Bach“ zu erklären.

Im nördlichen Bereich des heutigen Stadtwaldes lag im Mittelalter am Breitenbach ein gleichnamiger Weiler, der 1441 noch bewohnt war, aber wohl vor 1500 verlassen wurde. Er wurde dann bis auf einige Wiesen mit Wald aufgestockt.⁵²

Breitert SO 03 12

- 1319 Wg. der da lit an Braithart (HStAS, B551 U978)
- 1526 Wg. im Braithart (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 8')
- 1729 Wg. im Breittert (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 31)
- 1820 in der Breitet (Flurkarte SO 03 12)
- 2016 Breittertstraße (Stadtplan)

Breitert, Äußerer SO 02 12

- 1594 Bg. im ussern Breitarth (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 2 Bl. 383')
- 1729 Wg. im ußern Breitert (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 41)
- 1842 äußerer Breitert (PK, 4387–4586)

Breitert, Innerer SO 02 11, SO 02 12

- 1606 Bg. im innern Braithardt (StadtA Rt., Kaufbuch 1606, HS)
- 1842 innerer Breitert (PK, 4590–4670)

Der Name Breitert, ursprünglich Braithart, hat als Grundwort Hart (mhd. hart) „Wald“, besonders auch „Weidewald“. Das Bw. ist wohl das Adjektiv breit; weniger wahrscheinlich ist das Substantiv die Breite, das Ackerland des Fronhofs. Dieser ortsnahe Wald wurde früh gerodet und zum Teil als Weinberg genutzt (→ Schaufelhart).

Brenntenwald SO 05 07, SO 05 08, SO 06 07

- 1744 Brenntwald (StadtA Rt., Güterbuch Ohmenhausen, Bl. 5)
- 1820 der verbrannte Wald (Flurkarte SO 05 07)
- 1842 Verbrennte Wald (85 Mg. Gemeindewald; PK, 9522)
- 1901 Walldistrikt XIV Brenntenwald (Markungsplan)

Der Name geht offensichtlich auf einen großen Waldbrand zurück. Die Form Brenntenwald entspricht schwäbisch Brenntenwein für Branntwein,⁵³ ebenso ist verbrannt schwäbisch für hochdeutsch verbrannt.

⁵¹ Vgl. aber Wolfbach!

⁵² Zur Geschichte des Weilers Breitenbach vgl. H. Kopp, Anfänge (wie Anm. 1), S. 30 f.

⁵³ SWB, I, Sp. 1400, 1402.

Brühl

SO 03 11

- 1442 Brügel hinder sant Peter gelegen (HStAS, B201 U301)
 1471 der Prüell an St.Peters Kirchhoff gelegen (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 180')
 1484 Bg. gel. hinder sant Peters Kiroloff [!] an dem Brügel (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 88)
 1515 (Zufahrtsrecht:) zu dem Bruwel hier zu Rewtlingen bei St. Peter u. Pauls Pfarrkirche (StadtA Rt., A 2 Nr. 1168)
 1516 der Brüel so zu Rewtlingen bei der Pfarrkirchen gelegen ist (StadtA Rt., A 2 Nr. 1170)
 1602 Bg. im Briel zw. dem Hampfbachlin u. S. G. gel. [...] st. oben an Gottsacker (StadtA Rt. A 2 Nr. 1401)
 1729 A. uff dem Prüel hinder dem Gottesacker (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 9')
 1842 Brühl (10 Mg. A. der Spitalpflege; PK, 3964)

Der sehr häufige Flurname Brühl, mhd. brüel, ist ein Lehnwort aus dem spätlateinischen *brogilus*, das wieder aus dem keltischen **brogilos* stammt.⁵⁴ Die wesentliche Bedeutung war die einer großen eingefriedeten Wiese. Viktor Ernst hatte nachgewiesen, dass die Flurnamen Brühl und Breite in der Regel das Wiesen- bzw. Ackerland des Fron- oder Meierhofes in einem Dorf bezeichneten.⁵⁵ Nun fehlt in Reutlingen der Flurname Breite, dafür ist der Brühl gleich mehrfach vertreten. Man darf wohl annehmen, dass der Brühl am Kirchhof bei der ehemaligen St.-Peters-Kirche die Wiese des Fronhofs im alten Dorf Reutlingen war. Später hatte die Familie Ungelter den Brühl in Besitz, was ihr vom Kloster Königsbronn 1442 und 1493⁵⁶ bestritten wurde. Schließlich verkaufte das Kloster 1516 seine Ansprüche am Brühl an das Spital, dem 1515 schon Jenoveva, die Witwe des letzten Reutlinger Ungelter, ihre Rechte geschenkt hatte, sodass dieses zum Alleineigentümer des Brühls wurde.⁵⁷ Diese Parzelle Nr. 3964 diente zur Erweiterung des Friedhofs und bildet auf dem Markungsplan von 1901 dessen Osthälfte.

Große Wiesen des Widemhofs, des Zwiefaltener Hofes und anderer besonderer Höfe konnten auch Brühl genannt werden, sodass man in Reutlingen wohl zehn verschiedene Brühle finden kann. Unbekannt ist, ob sie auch das Merkmal der Einfriedung durch Hecken oder Zäune hatten. In Pfullingen zählt Kinkelin sogar 12 Brühle auf.⁵⁸

⁵⁴ K. Bohnenberger (wie Anm. 20), hier S. 302–305; E. Seebold (wie Anm. 35), S. 139.

⁵⁵ Viktor Ernst: *Mittelfreie*, Stuttgart 1920, S. 82–88; ders.: *Die Entstehung des deutschen Grundeigentums*, Stuttgart 1926, S. 99 f.

⁵⁶ HStAS, B201 U302.

⁵⁷ H. Kopp, *Anfänge* (wie Anm. 1), S. 40.

⁵⁸ W. Kinkelin (wie Anm. 7), S. 17 f.

Brühl, Im SO 02 11, SO 03 11

- 1842 im Brühl (Wiesen; PK, 4030–4072)
 1901 Im Brühl (Markungsplan)

Brühl, Langer SO 02 10, SO 02 11

- 1842 Langer Brühl (Äcker; PK, 3965–3993)
 1901 Langer Brühl (Markungsplan)

Die Gewande Im Brühl und Langer Brühl des Primärkatasters und des Markungsplans schließen sich nördlich an den eigentlichen Brühl am Kirchhof an.

Brühl (am Dietweg) SO 01 10

- 1842 Brühl, Brühl oder Dietweg (PK, 7254–7278)
 2016 Brühl (Stadtplan)

Dieser Brühl vor dem Dietweg hängt nicht mit dem Brühl am Kirchhof zusammen. Seine Besitzgeschichte ist nicht bekannt.

Brühl (an der Hegwiese, Widembrühl)

- 1314 W. diu da lit an Hegwiese [...] und st. an den Widenbrüel (HStAS, B201 U368)
 1515 das wydem guott unnd lehenn den priell (StadtA Rt., A 1 Nr. 8321)

Der Brühl an der Hegwiese war wohl der ursprüngliche Brühl des Widemhofs. Dieser war der Bauernhof bzw. die Äcker, Wiesen und Weinberge, die zum Unterhalt des Pfarrers dienten. In Reutlingen war dies der Königsbronner Pflerhof.⁵⁹

Brühl, Zwiefalter

- 1390 Wg. an der Hegwiese an W.D. Wg. und an der von Zwifaltuon brügel (StadtA Rt., A 2 Nr. 971)
 1471 die von Sant Johanner hoff von der von Zwiffalten wegen geben uß irer W. gen. Sant Johanser Prüell uff der Hegwiese gel. [...] 2 lb hll (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 164')
 1476 (Diese Zahlung aus) ainem priel gen. Heegwiß (wird abgetauscht) (StadtA Rt., A 3 Nr. 126)
 1531 Bg. an der ndern Hegwiß [...] st. auff des appts von Zwifalten prüel (StadtA Rt., A 2 Nr. 1929)
 1739 Abtswiese (StadtA Rt., Kaufbuch 1739/41 S. 194', 200, Kopp)

Das Kloster Zwiefalten hatte seinen Stadthof an der östlichen Stadtmauer, die große Hegwiese lag außerhalb davor. Der zum Hof gehörige Brühl war wohl

⁵⁹ A. Schneider (wie Anm. 40), S. 159 f.

ein Stück der Hegwiese. In den Belegen von 1390 und 1471 erscheint ein Brühl in den Hegwiesen, der dem Kloster Zwiefalten gehörte und der auch St. Johannser Brühl genannt wurde. Dieser Brühl hieß später Abtswiese und war zehntfrei.⁶⁰ Der Sankt Johannser Hof ist wohl ein Synonym zu Zwiefalter Hof, in dem es eine Sankt Johannskapelle gab.⁶¹ (→ Undinger Brühl, Uracher Brühl, Wiglins Brühl).

Brunnader

SO 04 10

- 1351 W. lit in Brunader (HStAS, B475 U215)
 1409 W. in Brunnauder (HStAS, H228 Nr. 1 Bl. 1)
 1471 A. uff Bloss under der Prunnenader (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 169)

Brunnader bedeutet Quelle.⁶² Das Wort Quelle fehlt im Schwäbischen.

Buloch

SO 06 06, SO 06 07

- 1442 15 Mg. holtz gel. zu Rütlingen an dem holtz gen. Buolach [...] anderhalb an des Spitals holtz d. m. n. den Rain (StadtA Rt., A 3 Nr. 100)
 1556 ain holtz daz Bullach gen., 117 Mg. (HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 131')
 1729 Reutlinger Stattwald Bueloch (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 20)
 1820 Buohloch (Flurkarte SO 06 07)
 1842 Buloch (Gemeindewald; PK, 9524 a)
 2014 Stadtwald-Distrikt 2 Großer Wald, Abt. 58 Buloch (Forsteinrichtung)

Die Endung -ach bedeutet hier nicht „Wasser“, sondern ist ein Kollektivsuffix, das anzeigt, dass eine Sache dort viel vorkommt (vgl. Lindach). In Buolach steckt ahd. buol „Hügel“; es ist also ein hügeliges Gelände gemeint. Den gleichen Namen haben Altbulach (1275 Buolach) und Neubulach, Kreis Calw.⁶³

Bupfs Tal, des

- 1386 Wg. gen. des Bupfs tal im Lindach (StadtA Tübingen, B10 U318 a)
 1399 Egerde gel. in Lindach in Pfullinger zenhenden ob deß Bupfs tal (HStAS, A 514 U381)

Dieser Weinberg lag wohl in einer Mulde am Georgenberg und war nach einem Besitzer genannt. 1355 wird Hainrich der Buph erwähnt, 1380 wird der Richter Haintz Bupff als Zeuge aufgeführt.⁶⁴ (→ Grafental, Rätental, Teufelstal).

⁶⁰ H. Kopp, Anfänge (wie Anm. 1), S. 47.

⁶¹ A. Schneider (wie Anm. 40), S. 164 f.

⁶² SWB, I, Sp. 1470.

⁶³ LBW, V, S. 489 f.

⁶⁴ StadtA Rt., A 2 Nr. 1587, 953.

Burgholz

SO 02 12, SO 02 13

- 1344 Wg. in dem Burkholtz (StadtA Rt., A 2 Nr. 1570)
- 1412 Bg. in dem Burgholtz (StadtA Rt., A 3 Nr. 74)
- 1555 der Statt Reutlingen Aichholtz, so auch das Burgholtz genant wirt (HStAS, H102/78 Bd. 15 Bl. 786)
- 1729 W. im Burgholtz (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 73)
- 1901 Burgholz (Markungsplan)

Burgholz, Oberes

SO 02 12, SO 02 13, SO 03 12, SO 03 13

- 1471 das hoch Burckholtz (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 181)
- 1555 Bg. u. Wg. im obern Burckholtz (TS⁶⁵)
- 1842 Oberes Burgholz (PK, 5840–5871, 5873–5999)
- 2016 Oberes Burgholz (Stadtplan)

Burgholz, Unteres

SO 02 12, SO 02 13

- 1842 Unteres Burgholz (PK, 6000–6085, 6112–6199)
- 2016 Unteres Burgholz (Stadtplan)

Das Burgholz war dem Namen nach der früher zur Burg Achalm gehörende Wald am Nordwesthang der Achalm, lag aber auf der Reutlinger Stadtmarkung. In den Urkunden und Lagerbüchern ist es anscheinend schon gerodet. Die Winzer mussten aber aus vielen Weinbergen ein Sechstel der Ernte an die Achalm liefern (so 1412 und 1555).

Burgtoräcker

SO 03 12

- 1842 Burgthoräcker (PK, 854–859)

Das war ein kleiner Bezirk dicht östlich des Leonhardsplatzes.

Burgtörle, Vor dem

- 1489 Gt. vor dem Burgthörlin hinder sant Bernharts capellin (StadtA Rt., Urbar Nr. 189 Bl. 9')
- 1601 Gt. bey dem Burgthörlin (StadtA Rt., Kaufbuch 1601, HS)

In Reutlingen war die obere Vorstadt vor dem oberen Tor noch mit einer eigenen Mauer umgeben, von der man durch das Burgtor oder Burgtörlin über den Burgweg zur Achalm kam. Diese Situation ist auf Ditzingers Kupferstich von 1620 gut zu erkennen.⁶⁶ Die Sankt-Bernhards-Kapelle am Burgtor wird

⁶⁵ Theodor Schön: Die Burgherren und Burgvögte von Achalm (Fortsetzung), in: RGB 13 (1902), S. 1–6, 17–20, 42–47, 73–75, 83–88, hier S. 84.

⁶⁶ Heinz Alfred Gemeinhardt; Werner Ströbele (Bearb.): Stadt Bild Geschichte, Reutlingen 1990, Abb. 2.1 e, S. 37; A. Schneider (wie Anm. 40), S. 141.

sonst kaum erwähnt. Sie ist nicht zu verwechseln mit der Bernhards-Kapelle im Bebenhäuser Hof in der Stadt.⁶⁷

Burgweg, Am

- 1463 Bg. am Burgwege (StadtA Rt., A 2 Nr. 1807)
- 1489 Bg. am Burgkwege hinnder St. Bernhartts Capellin (StadtA Rt., Urbar Nr. 189 Bl. 1)
- 1820 Burgweg (Katasterplan von Reutlingen, 1:2500)

Der Burgweg führte vom Burgtor zur Achalm und entspricht der heutigen Burgstraße.

Buttnau

SO 06 09

- 1489 W. im Praitenbach [...] st. an die Buttnow (StadtA Rt., Urbar Nr. 189 Bl. 4)
- 1556 ain wald in der Butnaw gen. (124 Mg.), ainthalb an Braitenbach und der Stat Reutlingen wisen – herab von des Teufels Loch (HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 130)
- 1626 (Holzfrevel) in der Buttnaw (StadtA Rt., A 1 Nr. 5795)
- 1842 Buttnau (162 Mg. Gemeindewald; PK, 9514)
- 2014 Stadtwald-Distrikt 2 Großer Wald, Abt. 21 Buttnau (Forsteinrichtung)

Der 1842 Buttnau genannte Waldbezirk entspricht dem Walddistrikt VIII Breitenbach der Markungskarte von 1901, also dem Wald auf der rechten Seite des Baches. Heute ist der Name von der Forstverwaltung auf eine vom Bach entfernte Abteilung an der Pfullinger Markungsgrenze beschränkt worden. Der Name setzt sich anscheinend aus dem Grundwort Au(e), mhd. owe, ouwe, „Wasser, Insel, Land am Wasser, feuchte Wiese“ (wie in Auwiesen) und als Bestimmungswort dem Personennamen *Butto zusammen, der nach Reichardt auch im Ortsnamen Buttenhausen vorliegt.⁶⁸

Deichelholz s. Teuchelholz

Diebsteigle

SO 04 11

- 1417 Bg. gel. in Pfullinger zehenden uff dem Stainiberg ob dem Diebstaiglin (StadtA Rt., A 2 Nr. 2369)
- 1506 (Markungsgrenze Reutlingen – Pfullingen am) Diebstaiglin (StadtA Rt., A 2 Nr. 1156)
- 1691 Wg. im innern Lindach am sog. Diebstaiglin gel. (StadtA Rt., A 2 Nr. 2178)
- 2016 Diebsteigle (Stadtplan; Straße)

⁶⁷ KB Rt., II, S. 339.

⁶⁸ L. Reichardt, Reutlingen (wie Anm. 16), S. 34.

Schmale und steile Steige von der Echaz zur Steinenbergstraße. Nach Keinath waren Diebsteige entlegene Wege, die angeblich oder tatsächlich von Dieben benutzt wurden, oft Grenzpfade und Umgehungswege.⁶⁹

Dietenbach

- 1347 W. ze Romenspach d. m. n. Rutenwise gel. in Ditibach (HStAS, A514 U621)
- 1555 Vichtrib im Dietenbach (in Rommelsbach) (HStAS, H102/78 Bd. 15 Bl. 801')
- 1602 W. am Dietenbach (Mkg. Rommelsbach) (HStAS, H197 Bd. 29 Bl. 152)
- 2016 Dietenbach (Stadtplan)

Der Bach entsteht südwestlich Orschel, fließt eingedolt durch Orschel-Hagen und dann weiter in nordöstlicher Richtung zum Reichenbach. Das Bestimmungswort ist wohl der Personennamenname Dieto.

Dietweg

SO 01 11

- 1355 A. uff Dietweg (StadtA Rt., A 2 Nr. 1587)
- 1428 W. enhalb dem Dietweg in Boll (StadtA Rt., A 2 Nr. 1739)
- 1729 A. uff dem Dietweg vor Orschell (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 13)
- 1842 Dietweg (PK, 7294–7314)
- 2016 Dietweg (Stadtplan)

Der Dietweg von Betzingen nach Sondelfingen ist ein Teil der alten Landstraße Tübingen – Urach, die erst nach der Reutlinger Stadtgründung als Neuer Weg (s. dort) auf die heutige Karlstraße umgeleitet wurde.⁷⁰ Dietweg von mhd. diet „Volk, Leute“ ist gleichbedeutend mit Heerweg. Der Dietweg führt an der Römerschanze vorbei. Er setzt sich in Betzingen als Schanzstraße, in Sondelfingen als Römersteinstraße fort.

Echaz

- 937 a natatorio fluminis Achaza (WUB, I, Nr. 180)
- 1289 inter pratum dictum Rosenowe et fluvium dictum A^echenz (HStAS, A514 U962; Druck: ZGO 4 (1853), S. 122 f.)
- 1337 Gt. gel. vor dem obern dor enhalb der A^echenzun (StadtA Rt., A 2 Nr. 885)
- 1370 zwo mülina gel. an der A^echentzun (StadtA Rt., A 2 Nr. 936)
- 1409 de pomerio sito bi der A^echentz (HStAS, H228 Nr. 1 Bl. 5')
- 1506 da der Arppach in die Echets fellt (StadtA Rt., A 2 Nr. 1156)
- 1584 Bg. im obern Lindach zw. der Echatz und J. W. gel. (StadtA Rt., A 2 Nr. 1345)
- 2016 (Stadtplan)

⁶⁹ W. Keinath (wie Anm. 10), S. 134.

⁷⁰ H. Kopp, Anfänge (wie Anm. 1), S 25.

Echaz ist ein Flussname und kein Flurname, aber da die Echaz gewissermaßen die Achse der Reutlinger Gemarkung ist und auch der Echentzenberg nach ihr heißt, soll ihr uralter Name hier kurz behandelt werden.

Springer hatte 1930 in seiner Dissertation als Erster den Namen Echaz sprachwissenschaftlich behandelt.⁷¹ Er rekonstruierte eine vordeutsche Ausgangsform *Ak-antia mit der keltischen Wurzel ak-, die an die Achalm denken lässt (s. dort) und dem Gewässernamensuffix -antia. Krahe stellte 1952 die Echaz in die von ihm so benannte Schicht der „alteuropäischen Flussnamen“, die als indogermanisch anzusehen sind, aber vor der Ausbildung der indogermanischen Einzelsprachfamilien wie keltisch, italisch oder germanisch, also wohl im 2. Jahrtausend v. Chr., gebildet sein sollen.⁷² Er setzte eine Ausgangsform *Aquantia an mit einer Wurzel, die in lat. aqua „Wasser“ und ahd. aha, mhd. ache „Bach“ steckt, und dem Suffix -antia. Seine Schülerin Schmid teilte 1962 in ihrer Dissertation seine Auffassung, schrieb aber die Ausgangsform *Ak^uantia.⁷³ Daraus ist durch die germanische Lautverschiebung ahd. *Achenze und durch Sekundärumlaut mhd. Ächenz entstanden, das weiter zu mdl. ächez abgeschliffen wurde.⁷⁴ Die beiden Belege von 1337 und 1370 zeigen noch die mhd. Endung -un im Genitiv und Dativ der schwachen weiblichen Deklination,⁷⁵ die dann ab 1409 abgefallen ist.

Echentzenberg (→ Georgenberg)

- | | |
|------|---|
| 1309 | Wg. an Achenzunberge (HStAS, B475 U208) |
| 1400 | Bg. gel. under dem Ächentzenberg (StadtA Rt., A 2 Nr. 992) |
| 1506 | daß derselbe Echitzenberg mit seinem Begriff in der von Pfullingen zwing und bannen ligen und pleiben solle (StadtA Rt., A 3 Nr. 172) |
| 1526 | Wg. am Echentzenberg (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 6') |
| 1569 | oben am Echeterberg underthhalb Sant Jörgen Cappelle (StadtA Rt., A 1 Nr. A5778 Bl. 6) |
| 1733 | von den St. Georger oder Echitzberger Weinbergen (StadtA Rt., A 2 Nr. 2972, HK) |

Der heutige Name Georgenberg kam erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts auf, vorher hieß er nur Echentzenberg. Der ältere Name hielt sich aber noch lange. Er leitet sich offensichtlich vom Flussnamen Echaz ab. Es ist bemerkenswert, dass das Bestimmungswort im obliquen Fall (Genitiv oder Dativ)

⁷¹ Otto Springer: Die Flussnamen Württembergs und Badens, Stuttgart 1930, S. 27 f.

⁷² Hans Krahe: Alteuropäische Flussnamen, in: Beiträge zur Namenforschung, 1–6 (1949–1955) (in Fortsetzungen), hier 4 (1952), S. 37.

⁷³ Anneliese Schmid: Die ältesten Namensschichten im Stromgebiet des Neckar, in: Beiträge zur Namenforschung 13 (1962), S. 209–227, hier: 8. nt-Bildungen, S. 209 f.

⁷⁴ Albrecht Greule: Die deutschen Gewässernamen, Berlin 2014, S. 111; ders.: Vor- und frühgermanische Namen am Oberrhein, Heidelberg 1973, S. 175 f. stellt die Frage, ob der Name Echaz in die alteuropäische oder in die keltische Flussnamenschicht gehört.

⁷⁵ Hermann Paul: Mittelhochdeutsche Grammatik, Tübingen ²³1989, § 189 Anm. 2, S. 204.

steht. Vielleicht gab es am Anfang eine Fügung wie „der Berg ennet der Ächenzun“ (jenseits der Echaz), aus der Ächenzunberg wurde.

Eichwäldle

SO 05 08, SO 06 08

- 1819 im Aichwald (Flurkarte SO 05 08)
- 1842 Eichwald (105 Mg. Gemeindewald; PK, 9518)
- 1842 Eichwäldle (Wiesen; PK, 9508–9512)
- 1901 Walldistrikt XII Eichwäldle (Markungsplan)

Die Bedeutung des Namens Eichwald ist klar; dass sich daneben die Form Eichwäldle bildete, hat wohl besitzgeschichtliche Gründe. Südwestlich vom Reutlinger Käfle gibt es auf Bronnweiler Gemarkung auch den Flurnamen Eichwäldle auf dem Hügel mit der Friedenslinde an der Stelle des abgegangenen Weilers Hugenberg.

Engelloch

SO 01 10, SO 02 10

- 1355 W. lit in Lengiloch (HStAS, B201 U380)
- 1484 W. in Lengenloch (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 68')
- 1517 W. in Engiloch (StadtA Rt., A 3 Nr. 183, HK)
- 1526 W. in Lengenloch, W. in Engiloch (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 4, 4')
- 1729 A. im Engelloch beym großen Holtzbührenbaum genannt (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 10')
- 1842 Engelloch (PK, 7710–7867)

Das Gw. loch ist in Schwaben meistens von mhd. lôch abzuleiten, das ein kleineres Waldstück, oft in Privatbesitz, bedeutete, es sei denn die Bedeutung Loch (mhd. loch) im Sinne einer Vertiefung wäre im Gelände deutlich angezeigt. Lengenloch (zu mhd. lenge „lang“) war also ein längliches Waldstück. Da zwei l in einem Wort als störend empfunden wurden, ist das erste später ausgefallen.

Entenschnabel

SO 04 09, SO 05 09

- 1489 W. gel. uff dem Enntenschnabel (StadtA Rt., Urbar Nr. 189 Bl. 6)
- 1744 24 J. A. an einem Stückh aufm Endtenschnabel (StadtA Rt., Urbar Nr. 151 S. 17)
- 1842 Entenschnabel (PK, 9419–9435)
- 2016 Entenschnabel (Stadtplan)

Mit etwas Phantasie kann man auf dem Markungsplan in diesem Flurteil die Form eines Entenschnabels erkennen.

Erlenklinge

- 1556 die Erlekling (nahe dem Galgenhewlin) (HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 131)
 ca. 1569 in der erlin Klingen (Karte, StadtA Rt., A 1 Nr. 8910)
 1750 die Ehrlekling (100 Mg. Wald, HS)

Erlenklinge war der Name für die Schlucht im Stadtwald, in der nach dem Stadtplan von 2016 der Stadtwiesenbach fließt. Sie ist nicht identisch mit dem Erlenteich. Nach Keinath ist eine Klinge eine Schlucht mit einem klingenden, rauschenden Bach.⁷⁶ Nach Seebold ist ein etymologischer Zusammenhang mit dem Verb klingen nicht wahrscheinlich.⁷⁷

Erlenteich

SO 05 08

- 1819 im Erlenteich (Flurkarte SO 05 08)
 1842 Erlenteich (Gemeindewald; PK, 9516)
 2014 Stadtwald-Distrikt 2 Großer Wald, Abt. 49, 50 Unterer, Oberer Erlenteich (Forsteinrichtung)

Erlenteich heißt das bewaldete Tal, das sich südlich neben der Gönninger Straße erstreckt. *Das* Teich ist im Schwäbischen eine meist trockene Geländemulde;⁷⁸ hier fließt allerdings ein Bach. Das Bestimmungswort für Erlenklinge und Erlenteich ist der Baumname Erle.

Esch, vorderer, mittlerer, hinterer

SO 03 13

- 1901 Vorderer, Mittlerer, Hinterer Oesch (Markungsplan)
 2016 Vorderer, Mittlerer, Hinterer Esch (Stadtplan)

Ein Esch ist (gleichbedeutend mit Zelge) der dritte Teil einer Ackerflur, die in Dreifelderwirtschaft umgetrieben wird. Hier handelt es sich um die Einteilung der Ackerfläche des Achalmhofs. Die Schreibung von 1901 Oesch statt Esch ist hyperkorrekt (s. Wörnsberg).

Eselwiese

SO 03 13

- 1454 [Bg.] gel. an der Eselwis (HStAS, H101/58 Bd. 1 Bl. 196)
 1555 1 Mm. die Eselwis gen [...] neußt der Burgvogt (HStAS, H101/58, Bd. 10 Bl. 17)
 1612 4 Mm. die Eselsweisen gen. an dem Achalmer Berg gel. (StadtA Rt., A 3 Nr. 312)
 1842 Eselwiese (PK, 5872)
 2016 Eselwiese (Stadtplan)

⁷⁶ W. Keinath (wie Anm. 10), S. 56.

⁷⁷ E. Seebold (wie Anm. 35), S. 450.

⁷⁸ W. Keinath (wie Anm. 10), S. 55; SWB, II, Sp. 129 f.

Die Eselwiese hatte wohl ihren Namen nach Eseln, die Lasten von der Stadt zur Achalm hinauf tragen mussten. 1414 wird ein Eseltreiber auf der Burg genannt.⁷⁹ 1612 trat Reutlingen 4 Mm. Eselwiese an Württemberg ab für das Recht, dort Steine zu brechen. 1842 gehörte sie aber wieder zur Markung Reutlingen.

Espan

1325 A. ze Rütlingen in Irdibach und der Espan gen. (StadtA Rt., A 2 Nr. 876)

Dies war neben dem Espan, heute Aispach an der Burgstraße (s. dort), ein zweiter Espan im Westen der Stadt, der seine Eigenschaft als Gemeindeweide und damit seinen Namen anscheinend früh verlor.

Espan, der Burger

1409 W. sito in Schlattwis [...] contiguo der burger Espan (HStAS, H228 Bd. 1 Bl. 5')

Dies war ein dritter Espan in den Schlattwiesen im Süden der Stadt, dessen Name abgegangen ist. Zum Wort Espan s. Aispach.

Fährgasse

SO 02 11

- 1489 A. by Holenbrunnen [...] st. uf den weg an den Veherwasen (StadtA Rt., Urbar Nr. 189 Bl. 8)
- 1575 W. [...] st. oben uff die Förgassen (HStAS, H228 Bd. 4 Bl. 17')
- 1602 W. in Holabronn st. unden uf die Vehrgassen (HStAS, H197 Bd. 29 Bl. 63)
- 1777 an der Vöhrgaß linkerhand zw. dem Vöhrwaasen und dem Rietwiesenhaag (HStAS, H197 Bd. 31 Bl. 25')
- 1842 Fahrgasse (PK, 6612–6690)
- 2016 Föhrstraße (Stadtplan)

Fährwiesen

SO 01 11, SO 01 12

- 1421 A. in Rietwise an dem Verherwasen (StadtA Rt., A 2 Nr. 1720)
- 1484 Bg. gel. in Huntschlech [...] st. ainhalb an den Vörcherwaßen (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 66')
- 1593 W. ufm Vehrwasen (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 2 Bl. 344)
- 1712 W. uff der Vehrwiß (StadtA Rt., Urbar Nr. 4 Bl. 41)
- 1820 auf dem Fährwasen, Feerwiesen (Flurkarte SO 01 11, SO 01 12)
- 1842 Fahrwiesen (PK, 6590–6610, 6827–6863)
- 2016 Fährwiesenstraße (Stadtplan)

Der Verherwasen war die städtische Schweineweide. Das Gw. wasen bezeichnet in der Regel eine gemeindeeigene Weide (vgl. Gänswasen, Rosswasen).

⁷⁹ T. Schön, Burgherren (wie Anm. 65), RGB 12 (1901) S. 55–60, 65–71, 86–88, hier S. 66.

Das Bw. verher ist der Plural von mhd. varch „Schwein“ (das varch, diu verher); nhd. Ferkel ist eine Verkleinerungsform dazu. 1414 wird noch das Haus „Auberlis des alten Verherhirten selig“ erwähnt.⁸⁰ Da die beiden r in Verher sich gegenseitig störten, fiel das erste aus, und es ergab sich Veherwasen, das weiter zu Vöhrwasen zusammengezogen wurde, dann missverstanden zu Fährwiesen.

Die Vehrgasse führte hinaus auf den Vehrwasen. Gassen gab es nicht nur in der Stadt, sondern auch in der Feldmark, besonders wenn sie durch Hecken oder Zäune eingefasst wurden (→ Veherberg).

Felgenbächle

SO 02 09, SO 02 10

- 1360 A. an dem Velgibach in Betzinger zehnden (HStAS, A514 U 342)
- 1471 A. zu Felgenbach (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 172)
- 1602 W. im Felgenbach (HStAS, H197 Bd. 29 Bl. 88)
- 1842 Felgenbächle (PK, 8276–8285)
- 1997 Im Felgenbächle (Straße; Stadtplan)

Ein kleiner Bach an der Markungsgrenze zu Betzingen. Das Bw. könnte von Felge „Krummholz im Radkranz“ herkommen nach dem gebogenen Lauf des Baches. Keller dachte an das Verb felgen „zweites Pflügen“, doch passt das nicht recht zu einem Bachnamen.⁸¹

Fliegenwald

SO 05 09

- 1594 W. in der Schlattwiß zw. M. G. und dem Fleugenweldlin gel. [...] oben an den Roßwasen st. (StadtA Rt., Kaufbuch 2 Bl. 380)
- 1777 auffm Rainwaasen oder am Fliegenwäldlen gegen dem Braitenbach hinüber (HStAS, H197 Bd. 31 Bl. 7)
- 1789 die beiden Fliegen Wäldlen (StadtA Rt., A 2 Nr. 2610)
- 1842 Fliegenwald (26 Mg. Gemeindewald; PK, 9500)
- 2016 Fliegenwald (Stadtplan)

1789 ist von zwei (nicht lokalisierten) Fliegenwäldlen die Rede, die Bestandteil der Gemeindeweiden waren (nicht des Stadtwaldes). Der Sinn des Namens könnte sein, dass sich dort das weidende Vieh im Sommer vor lästigen Fliegen und „Bremen“ im Schatten des Waldes schützen konnte. Vergleichbar wäre das bayrische Bremstall.⁸²

⁸⁰ StadtA Rt., A 2 Nr. 1726, HK.

⁸¹ E. Keller (wie Anm. 3), S. 103.

⁸² Johann Andreas Schmeller: Bayerisches Wörterbuch, Bd. 1, München ²1872, S. 356: „Das Bremstall, Gehölz oder Waldort, das sich in der Nähe eines Weideplatzes befindet und dem Vieh zum Schutze vor zu großer Hitze und lästigem Ungeziefer dient.“

Frauenhölzle

SO 07 07

- 1556 ain wald gen. unser Frawen holtzlin, 21 Mg., zw. Bronweyller Tachberg und deren von Günningen wald (HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 130')
- 1901 Frauenhölzle (Markungsplan)

Dieser Hügel an der Markungsgrenze zu Bronnweiler gehörte anscheinend ursprünglich zur Ausstattung einer Marienkirche, vielleicht der von Bronnweiler oder der von Reutlingen.

Gachenried

- 1451 Bg. im Gachenriett bei der Leimgrube (StadtA Rt., A 2 Nr. 1094)
- 1471 W. uff dem Gachenriett und an dem newen wege (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 160)
- 1484 Bg. gel. in Gachenriett ob dem Brügel (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 66)

Dieser abgegangene Flurname bezog sich auf ein Gebiet an der oberen Karlstraße (Neuer Weg) zwischen Brühl und Rietwiesen, war also wohl auch feucht, weshalb hier für das Gw. ried eher die Bedeutung „Sumpf“ anzunehmen ist. Schwierig ist das Bw. Gachen; das schwäbische Adjektiv gach (auch gäh, nhd. jäh) „schnell, plötzlich, steil“⁸³ passt schlecht zu einem Sumpf. Die Bildungsweise des Namens Gachenried ist der von Betzenried und Wagenried (s. dort) gleich. Danach könnte man ihn auch als „Rodung des *Gacho“ erklären; dieser Personennamen wird von Reichardt im Ortsnamen Gächingen vermutet.⁸⁴ Aber diese Deutung erscheint gewagt. Es wären zum Verständnis die alten Verhältnisse an diesem heute durch Eisenbahn, Straßen und Fabriken völlig veränderten Gelände zu erkunden.

Gaisbühl

SO 05 10

- 1434 W. [...] Ringelbach by dem Gaißbühel [...] st. an den Gaißpübel (StadtA Rt., A 2 Nr. 1763)
- 1484 Bg. by dem Gaißbüchel (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 64')
- 1486 Gut gen. der Gaysbühel (StadtA Rt., A 3 Nr. 138)
- 1526 W. underhalb dem Gaisbuhel am bronnen (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 2)
- 1602 W. bey dem Gayßbüchel (HStAS, H197 Bd. 29 Bl. 79')
- 1729 Hof auff dem Gaißbühl genand (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 2)
- 2016 Gaisbühl (Stadtplan)

Der Name Gaisbühl ist zwanglos zu erklären als ein Hügel, auf dem Geißen weiden. Der sehr häufige Flurname Bühl, mhd. bühel, steht für einen mittelgroßen, übersichtlichen Hügel, der selten mit Äckern bedeckt ist.⁸⁵ Der Gais-

⁸³ SWB, III, Sp. 18–20.

⁸⁴ L. Reichardt, Reutlingen (wie Anm. 16), S. 48.

⁸⁵ W. Keinath (wie Anm. 10), S. 48.

bühl ist vulkanischer Entstehung und besteht aus Basalt und Basalttuff.⁸⁶ Am Ende des 15. Jahrhunderts entwickelt sich dort ein Einzelhof, der schließlich in den Besitz des Spitals kommt und von ihm verpachtet wird, im 18. Jh. als Sennereihof.⁸⁷

Galgenberg

SO 03 09

- 1570 hinaus zum Hochgericht [...] an einen Galgen (StadtA Rt., A 2 Nr. 7491)
- 1660 auf dem Galgenberge (StadtA Rt., A 2 Nr. 7806, HK)
- 1665 auf dem Galgenberg (StadtA Rt., A 2 Nr. 7870, HK)
- 1683 Reutlinger Hochgericht (Kieserkarte Nr. 221⁸⁸)
- 1842 Galgenberg (PK, 8606–8621)

An der Grenze der Gemarkung Reutlingen zu Betzingen stand oberhalb der Landstraße der Galgen der Stadt auf dem Galgenberg. Auf der Karte von Kieser sind zwei Galgen mit je drei Pfosten und drei Querbalken eingezeichnet. In den Belegen von 1660 und 1665 wird er in den Hexenprozessen als Versammlungsort angegeben. Für Grundstücke, die dort lagen, wurde der unheimliche Name anscheinend vermieden; man gab wohl ihre Lage nach dem großen Nachbargewand Unhalde an. (→ Hochgericht)

Gänswasen, Gänsweiher

- 1484 Gt. in superiori preurbario contra novam fossam et vulgariter Genßwasen (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 82)
- 1526 Krutgart gel. uf dem Genßwasen (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 85')
- 1588 Bg. usserthalb Gänßweyers uff der Hegwißsen (StadtA Rt., A 2 Nr. 1358)
- 1712 Gt. in der obren Vorstatt [...] hinden [an] den Gänßweyher stoßend (StadtA Rt., Urbar Nr. 4 Bl. 20')
- 1820 Gänsweiher (Katasterplan von Reutlingen)

Auf dem stadteigenen Gänswasen wurden die Gänse gehütet, im Gänsweiher konnten sie schwimmen. Dieser lag nach dem Plan von 1820 am Südwestende der heutigen Planie.

Georgenberg

- 1534 gegen Sant Jergenberg in Lindach (StadtA Rt., A 1 Nr. 8477 Bl. 1')
- 1555 Sant Jörg uf dem Echentzenberg (HStAS, H102/78 Bd. 12 Bl. 177)
- 1579 Bg. hinder Sant Georgen Berg (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 1 Bl. 123)

⁸⁶ Wolf Ohmert: Geologische Karte 1: 25 000 von Baden-Württemberg, Erläuterungen zu Blatt 7521 Reutlingen, S. 119.

⁸⁷ Über die Geschichte des Gaisbühlhofs s. OAB Rt., II, S. 174 f. und H. Kopp, Anfänge (wie Anm. 1), S. 30–33.

⁸⁸ Gemeinhardt/Ströbele (wie Anm. 66), S. 45.



Blick auf den Georgenberg, wohl von Westen. Foto aus den 1930er-Jahren. Die kahle Kuppe gehört zur Gemarkung Pfullingen. Die Weinberge an den Hängen sind bis auf einzelne Ausnahmen aufgegeben und zu Baumgärten geworden.

- 1592 S. Jergenber (Karte „Tibinger Vorst“ von Georg Gadner⁸⁹)
 1672 Wg. am Georgen Berge (StadtA Rt., A 1 Nr. A5820)
 1749 Weinberge am Jergenber (StadtA Rt., A 2 Nr. 2573; HK)

Dieser markante Bergkegel vulkanischer Entstehung⁹⁰ hieß im Mittelalter immer Echentzenberg (s. dort). Nach einer dem heiligen Georg geweihten Kapelle auf seinem Gipfel wurde er ab dem 16. Jahrhundert auch Georgenberg oder meistens Jergenber genannt.⁹¹ Die beiden Namen liefen noch lange nebeneinander her. Die mundartliche Form Jergenber wurde in Pfullingen jegenber mit Ausfall des ersten r und Betonung auf der dritten Silbe ausgesprochen.⁹² Der Gipfel und die Süd- und Ostseite des Berges gehören zur Gemarkung Pfullingen, die West- und Nordseite zu Reutlingen. Weinberggebiete am Westhang haben den einfachen Flurnamen Berg (s. dort).

⁸⁹ Georg Gadner; Johannes Öttinger: Chorographia, 28 Landtafeln, hrsg. vom Württembergischen Statistischen Landesamt, Stuttgart 1936, Bl. 16, Tibinger Vorst Schambuech.

⁹⁰ W. Ohmert (wie Anm. 86), hier S. 120.

⁹¹ Die Kapelle wurde allerdings schon 1556 abgebrochen.

⁹² W. Kinkelin (wie Anm. 7), hier S. 93.

Gerungsholz

- 1300 an lüten und guot ze Gerungesholze (WUB, XI, Nr. 5483, S. 405)
 1338 dez maiers sun von Gerungsholtze (HStAS, A474 U298)
 1386 deß Blawen hoff den man nemmet Gerungsholtz (StadtA Rt., A 2 Nr. 1646)

Gerungsholz hieß ein kleiner Weiler, der später als Blauhof noch eine Weile bestand, ehe er ganz abging und wiederbewaldet wurde. Die Leute zogen wohl in die Stadt, wo 1378 Cuontz Gerungsholtz als Reutlinger Bürger genannt wird.⁹³ Bis 1300 gehörte der Weiler noch den Herren von Stöffeln, dann den Grafen von Württemberg, später dem Reutlinger Spital. Das Gw. holz ist typisch für hochmittelalterliche Rodungsorte, das Bw. ist sicher der häufige Personennamen Gerung. (→ Blauhof)

Glasberg

SO 03 10

- 1663 Glasberg (StadtA Rt., Kaufbuch 1664 S. 232, Kopp)
 1820 Glasberg (Katasterplan von Reutlingen, 1:2500)
 2016 Glasbergstraße (Stadtplan)

Der Name Glasberg ist erst spät belegt. Kopp vermutet, dass er auf ein Glacis, eine Befestigungsanlage des 17. Jahrhunderts zurückgeht.⁹⁴ Es lag westlich des Tübinger Tors im Bereich der heutigen Jahnstraße.

Golckenhäule

- 1556 ain wald daz Galgenhewlin gen. [...] st. unden uf die Erlekling (HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 131)
 1569 in der Klingen und Golckhenhewlin hinab (StadtA Rt., A 1 Nr. A5778)
 ca. 1569 Golckenheille (Karte, StadtA Rt., A 1 Nr. 8910)

Auf der Karte Georg Gadners von ca. 1569 ist das Golckenheille östlich der Erlenklinge (heute Stadtwiesengraben) als Wald eingetragen. Das Häule ist ein kleiner Hau oder Waldabteilung. Das Bw. Golcken kommt von der Reutlinger Patrizierfamilie Golcke oder Golgge, die in die Sippe der Becht und Walker gehört. 1337 war Walger Golcke, 1357 Walker Golgge Bürgermeister, wobei unklar ist, ob es sich um dieselbe Person oder Vater und Sohn handelt.⁹⁵

⁹³ HStAS, B201 U368.

⁹⁴ H. Kopp, Anfänge (wie Anm. 1), S. 58.

⁹⁵ StadtA Rt., A 2 Nr. 885, 915. Über diese Familie berichten ausführlich Theodor Schön: Die Reutlinger Patrizier- und Bürgergeschlechter bis zur Reformation (Forts.), in: RGB 3 (1892), S. 75–77; Herbert Kopp: Das Patriziat des mittelalterlichen Reutlingen, in: ZWLG 15 (1956), S. 33–52, hier S. 40–42.



Württembergische Flurkarte SO 05 11 von 1847–1880. Die kräftige Linie ist die Gemarkungsgrenze zwischen Reutlingen im Nordwesten und Pfullingen im Südosten. Unterhalb der Mitte ist der kahle Gipfel des Georgenbergs mit seinen radialen Parzellengrenzen zu erkennen. Rings um den Berg sind die Hänge mit Reben bepflanzt. Am rechten Rand wird die Echaz von Wiesen begleitet. Zu den Flurnamen kann man das Quadrat XXIX der Markungskarte von 1901 vergleichen.

Gomeringer

SO 03 12, SO 04 12

- 1489 Wg. in dem Gomeringer (StadtA Rt., Urbar Nr. 189 Bl. 17)
- 1526 Bg. im Gomeringer (StadtA Rt., Urbar Nr. 269 Bl. 6')
- 1712 Wg. im Gomeringer (StadtA Rt., Urbar Nr. 4 Bl. 33)
- 1842 Gomeringer (PK, 5288–5319)

Dieser Weinberg hat sehr wahrscheinlich seinen Namen von den Herren von Gomaringen. 1267 war Ritter Friedrich von Gomaringen Spitzenzeuge in einer Reutlinger Urkunde.⁹⁶

Grafental

- 1412 Peter Grâff zinst der Rastsammlung aus seinem Wg. am Guglunberg (StadtA Rt., A 3 Nr. 73)
- 1450 Ich Peter Grâff der wingarter [...] usser minem Wg. [...] gen. des Grâffen tale gel. an dem Guglunberg (StadtA Rt., A 2 Nr. 1796)
- 1456 Wg. am Guglunberg im Râmin [...] an Peter Graven sel. Wg. gen. des Grâfen Tale (StadtA Rt., A 2 Nr. 1803)
- 1526 Wg. im Grafental (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 5)
- 1594 Wg. im Graventhal (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 2 Bl. 357)

Die Weinberglage am FuÙe der Achalm ist nach dem Weingärtner Peter Graff benannt.

Grasiger Weg

SO 04 09

- 1842 Grasiger Weg (PK, 8789–8800)
- 2016 Grasiger Weg (Stadtplan)

Dieser nicht selten in Schwaben vorkommende Flurname geht oft auf eine sehr alte Wegverbindung zurück.⁹⁷ Hier hatte er die Richtung vom Reutlinger Kirchhof (also Alt-Reutlingen) nach Ohmenhausen.

GrieÙ

SO 03 10

- 1471 W. daÙ GrieÙ under der Lomülin (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 163')
- 1555 W. gen. der GriesÙ st. hinab auff das Wasser die Echitz gen. (StadtA Rt., A 3 Nr. 243)
- 1602 W. im GrüeÙ (HStAS, H197 Bd. 29 Bl. 51)
- 1729 W. im obern GrüeÙ (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 4')
- 1842 im Gries (PK, 544, 545, 3820–3833), im Gries bei der Lohmühle (3834–3852)
- 2016 Griesweg (links der Echaz)

Das (oder der) GrieÙ (mhd. *griez*) bezeichnet den sandigen Kies, der die Sohle des Echaztals besonders unterhalb Reutlingens ausfüllt. Er war hauptsächlich von Wiesen bedeckt, die mit Echazwasser bewässert wurden. Über die Wässerungsrechte gab es häufig Streit, der sich in Urkunden überliefert hat (s. Blockäcker, Lohmühle).

⁹⁶ WUB, VI, Nr. 1907, S. 298.

⁹⁷ W. Keinath (wie Anm. 10), S. 135. T. Jauch (wie Anm. 29), S. 93 f.; auch in Pfullingen: Am Grasigen Weg (Stadtplan).

Griefswiesen

SO 03 10

1842 Grieswiesen (PK, 8364–8413)

Das Primärkataster hat das Gewand Im Gries links und die Grieswiesen rechts der Echaz.

Grimmol (→ Lüfte)

1364 W. ze Rütlingen uf Crimmol (HStAS, B551 U983)

1389 W. d. m. n. den Grimolt dù gel. ist an dem Köt pach (StadtA Rt., A 2 Nr. 1652)

1484 W. uff Grimmol vel uff Blôs in Nyftlôn (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 91)

Legt man die Schreibung Grimolt zugrunde, so darf man an den alten Personennamen Crimolt (Grimoald) denken.⁹⁸

Grub

SO 03 12

1842 Grub (PK, 5606–5610)

1901 Grub (Markungsplan)

Diese kleine Weinberglage befand sich am Gugelberg unterhalb des Burgwegs. Sie hieß wohl so nach einer Steingrube.

Grub (auf der Achalm)

SO 03 13

1901 Grub (Markungsplan)

2016 Grub (Stadtplan)

Auf der Markung der Achalm am Südhang eingezeichnet. Dort war wohl auch eine Steingrube. Die Reutlinger durften gegen gewisse Abgaben Steine auf der Achalm brechen.⁹⁹

Grund

SO 01 12, SO 02 12

1567 W. im Grundt (StadtA Rt., A 3 Nr. 263)

1729 W. im Grund [...] st. unden uff den Sondelfinger Zehnden (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 55)

1842 Grund (PK, 4304–4307, 6530–6588)

2016 Grundweg (in Sondelfingen, Stadtplan)

Ein Grund ist eigentlich ein tiefer gelegener Geländeteil; diese Flur ist aber ziemlich eben, nur das Ostende fällt zum Braikinbach ab.¹⁰⁰ Vielleicht ist der

⁹⁸ E. Förstemann (wie Anm. 32), Sp. 672 f.

⁹⁹ So in einem Vertrag von 1689 (StadtA Rt., A 3 Nr. 330).

¹⁰⁰ U. Franz (wie Anm. 5), S. 36.

Name von dort nach Westen erweitert worden. Heute Industriegebiet (Straße Am Heilbrunnen, Ostteil).

Grüner Wald

SO 02 12, SO 02 13

- 1729 Wg. im Wernsperg [...] oben uff den Grünen Wald stoßend (StadtA Rt., Urbar 149 Bl. 49')
- 1842 Grüner Wald (PK, 6446–6509)
- 2016 Grüner Wald (Stadtplan)

Der Grüne Wald war ein wohl noch länger bewaldeter Hügel nordöstlich des Wörnsberges.

Gugelberg

SO 03 12

- 1341 Wg. gen. Pfaltzgraven an Gugelunberg (StadtA Rt., A 3 Nr 11)
- 1416 Wg. in dem Pfaltzgräffen am Guglunberg (StadtA Rt., A 3 Nr. 77)
- 1463 Wg. an dem Guglunberg oberhalb der Widem und dem Knobloch (StadtA Rt., A 2 Nr. 1807)
- 1471 Gugelberg (Weinzehnten) (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 181')
- 1580 Wg. im Gugelberg [...] oben an die Scheiben und unden den Aischbach st. (StadtA Rt., A 3 Nr. 279)
- 1842 Gugelberg (PK, 5638–5712)
- 2016 Oberer Gugelberg (Stadtplan)

Eine Gugel (mhd. gugel aus lat. cuculla) war eine spitze Kapuze, wie sie an einem Mantel oder einer Mönchskutte befestigt war.¹⁰¹ In Flurnamen bedeutet Gugel eine Bergspitze.¹⁰² In Reutlingen war Gugelberg wohl der alte Name für den Scheibengipfel, wie er von der Stadt aus gesehen wurde, und dann für die Weinberge darunter. Es ist bemerkenswert, dass in den ersten drei Belegen bis 1463 das Bestimmungswort gugel im Genitiv oder Dativ gugelun, guglun der schwachen weiblichen Flektion steht und ab 1471 im Nominativ (→ Echentzenberg).

Gumpper

SO 03 12

- 1711 Wg. im Gumpper (StadtA Rt., Urbar Nr. 4 Bl. 43)
- 1729 Wg. im mittlern Betzenrieth [...] oben uff C. H. Wg. Gumpert gen. stoßend (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 16')
- 1842 Gumpper (PK, 5388–5409)
- 2016 Gumpperweg (Stadtplan)

¹⁰¹ SWB, III, Sp. 906.

¹⁰² W. Keinath (wie Anm. 10), S. 52.

Dieser Weinberg hat seinen Namen wohl nach Bentz Strüwlin gen. Gumper, der 1501 erwähnt wird.¹⁰³ Dieser Übername kommt von schwäbisch gumpen „hüpfen“.

Gurgel SO 07 08

- 1556 ain wald gen. die Gurgel, 23 Mg. (HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 131)
- 1602 deß Spittals fordrer Gurgell (Wald) (HStAS, H197 Bd. 29 Bl. 92')
- 1901 Walddistrikt IX Gurgel (Markungsplan)
- 2016 Gurgel (Stadtplan)

Als Vergleich mit der menschlichen Speiseröhre bedeutet der Flurname Gurgel (wie auch Schlund oder Kehle) eine Schlucht, hier das enge Waldtal des oberen Breitenbachs. Das Reutlinger Stadtwaldgebiet westlich davon war 1901 der Distrikt IX Gurgel. Dort ist auch Gurgel im Stadtplan eingetragen. Heute nennt die Forstverwaltung eine Abteilung auf Gönninger Markung so.¹⁰⁴ 1842 wurden im Primärkataster die späteren Walddistrikte IX Gurgel und X Blauhof als Spitalwald (Nr. 9515) zusammengefasst (s. dort).

Hag, Auf dem SO 04 11

- 1351 W. lit uff dem Hage (StadtA Rt., A 3 Nr. 25)
- 1484 Bg. uff dem Hag st. an den holen weg (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 85')
- 1594 Wg. ufm Hag (StadtA Rt., Kaufbuch 2 Bl. 361)
- 1819 im Hag (Flurkarte SO 04 11)
- 2016 Hagstraße (Stadtplan)

Hag, Großes SO 04 11

- 1729 A. uff dem innern Haag (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 6)
- 1842 Großes Haag (PK, 1213–1265)

Hag, Kleines SO 04 11

- 1729 A. uff dem ußern Haag (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 6)
- 1842 Kleines Haag (PK, 1173, 1175–1211)

Das Große und das Kleine Hag bildeten zusammen mit dem Hagöschle ein Viereck, das von der heutigen Alteburg-, Mozart-, Ringelbach-, Haag-, Friedrich-Ebert-Straße begrenzt wurde (vgl. Markungsplan). Dabei lag das Kleine Hag zwischen Mozart- und Bellinostraße, das Große Hag zwischen Bellino- und Hagstraße. (In der Flurkarte von 1819 wurde nicht zwischen kleinem und großem Hag unterschieden.)

¹⁰³ StadtA Rt., Urbar Nr. 22 Bl. 8.

¹⁰⁴ Stadtwald-Distrikt 21 Schachen, Abt. 2 Gurgel.

Der oder das Hag ist im Schwäbischen eine Einfriedung, sei es ein Zaun oder eine Hecke,¹⁰⁵ und früher wohl auch das eingefriedete Landstück.¹⁰⁶ Es gab in Tübingen am Nordhang unter dem Schloss ein Hag, an das noch die Haagstraße und das Haagtör erinnern. In Haigerloch war das Hag das Judenviertel. Wahrscheinlich hatte auch das Reutlinger Hag ursprünglich eine Sonderfunktion; in der Urkundenüberlieferung ist es aber schon in Einzelgrundstücke aufgelöst.

Hagen, Auf dem

NO 01 11, SO 01 11

- 1307 W. uf dem Hagen (HStAS, A514 U519)
- 1354 A. gel. uff dem Hage (in Sondelfingen) (HStAS, B201 U379)
- 1454 A. uff Hagen (in Sondelfingen) (HStAS, H101/58 Bd. 1 Bl. 66)
- 1777 auff dem Haagen an denen Wießäckern (HStAS, H197 Bd. 31 Bl. 28)
- 1842 Hagen (183 Mg. Gemeindeland; PK, 7582–7585)
- 2016 (Stadtteil) Orschel-Hagen

Die Flur Hagen war eine große Allmende am Nordrand der Reutlinger Gemarkung und setzte sich auf Gemarkung Sondelfingen fort.¹⁰⁷ Dort entstand in den 1960er-Jahren der Stadtteil Orschel-Hagen.

Im Schwäbischen war Hagen ein Dornbusch,¹⁰⁸ das mhd. hagen wird als Dornbusch, Einfriedung, eingehogter Ort angegeben.¹⁰⁹ Mit diesem breiteren Bedeutungsinhalt muss man bei den Flurnamen rechnen. Danach wäre der Hagen ein Gelände mit Dornbüschen oder (wahrscheinlicher) eine von Dornhecken umgrenzte Weide gewesen.

Hagenwiesle

- 1594 W. in der Riettwisen zw. dem Hagenwislin und J. M. oben uff die Vergassen st. (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 2 Bl. 400)

Bei dem hier nur einmal belegten Namen Hagenwiesle handelt es sich um ein zweites schwäbisches Wort Hagen, nämlich den Zuchtstier,¹¹⁰ der sonst auch Farren oder Hummel hieß. Eine gemeindeeigene Hagenwiese lieferte das Heu für den Hagen, das der Farrenhalter machen musste.¹¹¹ (→ Pfarrenwiese)

¹⁰⁵ SWB, III, Sp. 1028–1031.

¹⁰⁶ Lexer (wie Anm. 9), S. 79.

¹⁰⁷ U. Franz (wie Anm. 5), S. 36.

¹⁰⁸ SWB, III, Sp. 1035.

¹⁰⁹ Lexer (wie Anm. 9), S. 79.

¹¹⁰ SWB, III, Sp. 1035.

¹¹¹ SWB, III, Sp. 1039.

Hagöschle

SO 03 11, SO 04 11

- 1679 Hagöschle (StadtA Rt., Kaufbuch 1679 S. 142, Kopp)
 1779 Haag Öschlen (Karte, StadtA Rt., A 1 Nr. 9273)
 1842 Hagöschle (PK, 1163, 1164)

Das Hagöschle war der Nordwestteil des Hags. Es gehörte dem Spital. Ein Esch oder Ösch ist ein Drittel der Ackerflur in der Dreifelderwirtschaft. Die Verkleinerung Öschle meint oft ein kleineres Ackergewand, das nicht im gleichen Turnus wie der benachbarte Esch bewirtschaftet wurde. Das Hagöschle ist zu verstehen als ein Hagteil mit besonderen Rechten. Der Ansatz von Kopp, das Hagöschle als Indiz einer ehemaligen Siedlung vor dem Metmannstor zu sehen, ist wenig plausibel.¹¹²

Heute ist das ehemalige Hagöschle ein Stadtpark mit dem Namen Pomologie. Hier hatte Eduard Lucas 1860 eine „Lehranstalt für Obstkultur, Gartenbau und Pomologie“ gegründet und ein „praktisches Übungsgelände“ mit Obstbäumen angelegt.

Hammer, Alter

SO 03 09, SO 03 10

- 1517 Bg. hinder dem Opferstain bey der Hammermühle (StadtA Rt., A 2 Nr. 1173)
 1719 A. im alten Hammer (StadtA Rt., Kauf- und Tauschbuch Betzingen, S. 167, EK)
 1745 beym alten Hammer (StadtA Rt., Steuerbuch der Krämer, HS)
 1842 Alter Hammer (PK, 8414–8435)

Hammer, Bei dem

SO 03 10

- 1683 Hammerschmidt (Forstkarte 221 von Kieser¹¹³)
 1842 bei dem Hammer (PK, 3666–3692)

Hammer, unterer

- 1729 Gt. beym undren Hamer (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 92')
 1809 A. untere Hammer (StadtA Rt., Urbar Nr. 304)

Die Wasserkraft der Echaz wurde auch genützt, um Schmiedehämmer zu bewegen. Um 1630 bezeugt Fizion zwei Hammermühlen in Reutlingen.¹¹⁴ Im 18. Jahrhundert waren ebenso zwei Eisenhämmer in Betrieb.¹¹⁵ Allerdings

¹¹² H. Kopp, Anfänge (wie Anm. 1), S. 57.

¹¹³ Gemeinhardt/Ströbele (wie Anm. 66), Abb. 3.5, S. 46.

¹¹⁴ Johann Fizion: Cronica und gründliche Beschreibung des Hailigen Römischen Reichs Statt Reutlingen, hrsg. von Adolf Bacmeister, Stuttgart 1862, S. 102.

¹¹⁵ 1750 gab es den oberen und den unteren Hammerschmid (StadtA Rt., A 2 Nr. 3050, HK).

gibt es in Reutlingen drei Stellen, an denen solche Hammerschmieden, auch kurz Hammer genannt, einmal arbeiteten:

Wo der Arbach in die Echaz mündet, erinnert heute noch der Hammerweg (Stadtplan 2016) daran, dass dort auf dem linken Echazufer der „Obere Hammer“ lag.¹¹⁶ Dieser hat aber keinen Flurnamen veranlasst.

Unterhalb der Altstadt gibt es im Primärkataster die Flurnamen Alter Hammer und Bei dem Hammer. Der erste bezieht sich nach den Parzellennummern eindeutig auf eine Hammerschmiede, die am linken Echazufer unmittelbar vor der Betzinger Markungsgrenze lag. Hierher gehört wohl auch der Beleg von 1517.

Der zweite Name Bei dem Hammer betrifft ein Gebiet links der Echaz im Bereich der heutigen östlichen Gminderstraße und Kurrerstraße und bezieht sich auf den „Unteren Hammer“, der nach Schneider an der heutigen Gutenbergstraße Nr. 2 stand; 1660, 1713 und 1824 hieß es dort „an der Wassergasse“.¹¹⁷

Hanfröße

SO 03 11

- 1729 A. in der Hanfrösin (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 40')
- 1809 Hanfröse (StadtA Rt., Urbar Nr. 304)
- 1842 Hanfreise (PK, 648–670)

Die Reutlinger Hanfröße lag dicht nördlich des heutigen Hauptbahnhofs. Dort wurde der ausgerupfte Hanf in flache Wassertümpel gelegt, damit die Rinde faulte und die Fasern frei wurden. Es war auch möglich, ihn auf einer Wiese auszubreiten, um ihn von Tau und Regen mürbe werden zu lassen.¹¹⁸ Die Aussprache war hanfraiße; nach dem Flurnamenbuch Baden-Württemberg sollte Hanfröße geschrieben werden.¹¹⁹

Hangendes Wiesle

SO 06 06, SO 06 07

- 1729 gem. Stattwald Hangenden Wißlen (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 19)
- 1842 Hangendes Wiesle (129 Mg. Gemeindewald; PK, 9524 a)
- 1901 Walddistrikt XV Hangendes Wiesle (Markungsplan)

Hier war wohl früher an einem waldigen Hang eine Wiese; heute Wald. In Pfullingen gibt es am Nordhang des Gielsberges die Hangenden Wiesen.

¹¹⁶ A. Schneider (wie Anm. 40), S. 201 f.

¹¹⁷ Ebd., S. 207.

¹¹⁸ W. Keinath (wie Anm. 10), S. 131.

¹¹⁹ A. Ruoff (wie Anm. 22), S. 76, 120.

Häslin

SO 03 12

1842 Häslin (PK, 5134–5137)

Ein kleines Flurstück bei den oberen Hegwiesen. 1454 wird ein Cuonrat Häßlin genannt.¹²⁰

Hätze

SO 02 12

1744 Herz (HS)
 1777 in der Hetz (HStAS, H197 Bd. 31, f. 24)
 1842 Herz (38 Mg. Allmende; PK, 6527)
 2016 Hätze (Stadtplan)

Der schriftlich überlieferte Flurname Herz oder Hetz wird im Stadtplan nach den Richtlinien des Landesvermessungsamts¹²¹ jetzt Hätze geschrieben. Diese Flur liegt unmittelbar benachbart dem Hätzengeschrei am Nordhang der Achalm. Hetze ist der schwäbische Name der Elster.¹²² Die Form Herz mit einem unregelmäßig eingeschobenen r wird auch von Fischer vermerkt.¹²³ Vielleicht ist Hätze nur eine Abkürzung des ursprünglichen Hetzengeschrei (s. dort).

Hätzengeschrei

SO 02 12

1674 1 Mm. W. samt ¼ Wg. darbey am Burgholtz sonsten das Hetzenschray gen. (HS)
 1842 Hätzengeschrei (PK, 6086–6111)
 1847 Herzengeschrei (Bekanntmachung betreffend den heurigen Herbst, Reutlingen 1847)
 1901 Hätzengeschrei (Markungsplan)

Der Flurname Hätzengeschrei benennt eine abgelegene Gegend, wo nichts los ist, als dass dort die Elstern schreien. Vergleichbare Flurnamen sind Krähwinkel und Rappentanz. Die mündliche Form herzegschroi wurde von Herrn Hecht bestätigt. Auch in Pfullingen gibt es den Flurnamen Hätzengeschrei (südwestlich des Ortes, Stadtplan 2016).

¹²⁰ T. Schön, Achalm (wie Anm. 65), RGB 13 (1902), S. 1–6, hier S. 1.

¹²¹ A. Ruoff (wie Anm. 22), S. 77.

¹²² SWB, III, Sp. 1539 f.

¹²³ Hermann Fischer: Geographie der schwäbischen Mundart, Tübingen 1895, Textbd., S. 55, Anm. 3.

Hauptstatt

- 1548 fur die Porten an die gewonliche Hauptstatt gefürt, daselbsten inen ire Häupter von dem Leib mit dem Schwert gesöndert werden sollen (StadtA Rt., A 2 Nr. 7446)
- 1611 Gt. bey der Hauptstatt (StadtA Rt., Kaufbuch 1611, HS)

Hauptwasen

- 1484 Bg. uff dem Höptwaß (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 66)
- 1526 W. am Hoptwasen gel. (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 57)
- 1527 Bg. vorm Hegbrüel gel. st. oben auff den Hauptwasen (StadtA Rt., A 2 Nr. 1187)

Hauptstatt und Hauptwasen bezeichneten die Hinrichtungsstätte, wo die Enthauptungen stattfanden. Die Stelle ist nicht mit dem Galgenberg identisch, wo Diebe und andere gemeine Verbrecher gehängt wurden. Auf Ditzingers Stadtansicht von 1620¹²⁴ ist vor dem Unteren Tor eine kreisrunde Steinplattform („Käs“) zu erkennen, wo die Enthauptungen stattfanden. Diese Einrichtung ist auch auf der Kieserkarte von 1683 mit dem Wort Hochgericht eingezeichnet.¹²⁵ In Stuttgart erinnern die Hauptstätter Straße und das Hauptstätter Tor an die Richtstätte.¹²⁶ Den Flurnamen Hauptwasen gab es auch in Esslingen, Nagold und Rottenburg.

Heckendreher

SO 02 13

- 1780 Wg. im Wörnsporg oder Heckentreher (HStAS, H197 Bd. 31 Bl. 58')
- 1842 Heckendreher (PK, 6246–6262)
- 2016 Heckendreher (Stadtplan)

Der Sinn dieses Namens ist nicht klar.

Hegwiesen

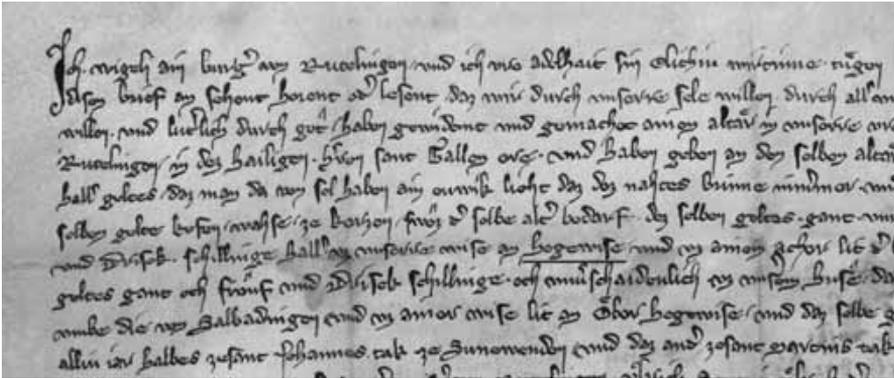
SO 03 11

- 1309 W. an Hegewise (StadtA Rt., A 2 Nr. 1534)
- 1314 W. diu da lit an Hegewise [...] und st. an den Widenbrüel (HStAS, B201 U368)
- 1476 Priel gen. Hegwis (StadtA Rt., A 3 Nr. 126)
- 1526 W. uf der Hegwiß (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 47)
- 1842 Hegwiesen (PK, 4671–4728)
- 2016 Hegwiesenstraße (Stadtplan)

¹²⁴ Gemeinhardt/Ströbele (wie Anm. 66), Abb. 2.1 a, S. 30.

¹²⁵ Ebd., Abb. 3.5, S. 46.

¹²⁶ H. Dölker (wie Anm. 11), S. 336 f.



Wigeli und seine Frau Adelhait stiften für ein ewiges Licht 3½ Pfund Heller u. a. aus einer *wise an Hegewise* (Urkunde von 1309 Nov. 16; StadtA Rt.).

Hegwiesen, Obere

SO 03 12, SO 04 12

- 1309 W. lit an Oberhegewise (StadtA Rt., A 2 Nr. 1534)
- 1484 W. an der oberen Hegwiß (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 70)
- 1729 W. uff der obern Hegwißen (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 36')
- 1842 Obere Hegwiesen (PK, 802–811, 813–839, 897–940, 4911–4973)

Hegwiese, Untere

SO 03 11, SO 03 12

- 1426 Wg. an der undrun Hegwiese an deß Blancken staigli (StadtA Rt., A 2 Nr. 1045)
- 1526 Wg. an der undren Hegwiß (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 19)
- 1842 Untere Hegwiesen (PK, 671–708, 764–801, 4907–4910)

Hegwiesbaumgart

SO 03 11, SO 03 12

- 1842 Hegwiesbaumgarten (PK, 713–763)

Hegwiesweinberg

SO 03 12

- 1901 Hegwiesweinberg (Markungsplan)

Die Unteren und Oberen Hegwiesen zusammen nahmen als ein langgestrecktes Rechteck im Nordosten der Altstadt eine sehr große Fläche ein zwischen der heutigen Kaiserstraße, der Karlstraße, der Silberburgstraße und der Betzenriedstraße. Die Unteren Hegwiesen lagen im Nordwesten, die Oberen im Südosten dieses Gebiets, der Hegwiesbaumgart im Bereich Bismarckstraße–Burgstraße, der Hegwiesweinberg im Bereich der Gratianusstraße.

Eine Hegwiese war eine eingehetzte Wiese.¹²⁷ Das ist der Bedeutung von Brühl ähnlich. Die Reutlinger Hegwiese war aber viel größer als die Brühl genannten Stücke. Der Widembrühl und der Zwiefalter Brühl (s. dort) waren anscheinend nur kleinere Bezirke innerhalb der Hegwiese. Hegwiesen gab es auch in Metzingen und Mössingen. Die Heckwiese in Betzingen meint wohl dasselbe.¹²⁸

Heilbrunnen, Am

SO 02 11

- 1901 Heilbrunnen (Markungsplan)
2016 (Straße) Am Heilbrunnen

In den Riedwiesen wurde 1713 im Opalinuston des Braunjura alpha eine Schwefelquelle entdeckt, die aber erst eine gewisse Bedeutung bekam, als 1834 ein Badhaus auf der Bleiche gebaut wurde, wo heute das Listdenkmal vorm Bahnhof steht, und 1838 das Wasser in einer Deichelleitung dorthin fließen konnte.¹²⁹ Das Bad wurde aber nie ein geschäftlicher Erfolg und 1862 abgerissen.¹³⁰ Heute erinnert die Straße Am Heilbrunnen im Industriegebiet an diese Episode.

Hellerwieslen

SO 01 11

- 1692/97 Uracher Briel oder sog. Hellerwieslein (StadtA Rt., Kaufbuch 1692/97 Bl. 116', Kopp)
1769 A. u. W. im Hellerwislen (StadtA Rt., A 1 Nr. 9219, HK)
1842 Hellerwieslen (PK, 7223–7241)

Wahrscheinlich nach dem Familiennamen Heller. 1549 wird ein Michel Heller in Reutlingen genannt.¹³¹

Hirschland

SO 04 11

- 1409 A. uff Hirsilant (HStAS, H228 Nr. 1 Bl. 1')
1484 Gt. uff dem Hirßenland (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 59)
1576 uff dem Hurschenlandt (HStAS, Kaufbuch Nr. 1 Bl. 54')
1779 Steg über die Echaz bei der Ölmühle [...] im Gewann Hirschland (StadtA Rt., A61 Nr. 50, HK)
1842 Hirschland (PK, 1091–1140)
2016 Hirschlandstraße (Stadtplan)

¹²⁷ SWB, III, Sp. 1329 f.

¹²⁸ E. Keller (wie Anm. 3), S. 109.

¹²⁹ OAB Rt., I, S. 175.

¹³⁰ Theodor Schön: Das Medicinalwesen der Stadt Reutlingen. f) Der Heilbrunnen, in: Medicinisches Correspondenzblatt des württ. ärztlichen Landesvereins 70 (1900), S. 335–338, 431 f.

¹³¹ T. Schön, Patrizier (wie Anm. 95), RGB 4 (1893), S. 44–54, hier S. 53.

Dies war eine Stelle, wo einmal Hirse wuchs. Namen mit dem Grundwort land wie Hirschland, Hanfland, Krautländer oder Bonlanden bezeichnen keine Äcker, die dem Flurzwang unterlagen, sondern meist eingefriedete Landstücke, auf denen willkürlich Hirse, Hanf, Kohl oder Bohnen angebaut werden konnten. Daraus konnten auch Siedlungsnamen entstehen wie Hirschlanden, Kreis Ludwigsburg (769 Hirslanden) oder Filderstadt-Bonlanden (1267 Bônlanden). Die Flurkarte von 1819 hat südlich vom Hirschland das Gewand Hirschlandberg, das später zum Stainenberg gehört. Die Reutlinger mundartliche Aussprache hiischeland lässt das r ausfallen.

Hochgericht

- 1533 zum Hochgericht geführt, dort mit einem Strang um seinen Hals [...] gehängt (StadtA Rt., A 2 Nr. 7403/128, HK)
- 1559 zu dem Hochgericht hinausgeführt [...] mit Feuer vom Leben zum Tod gebracht werden (StadtA Rt., A 2 Nr. 7403/128, HK)
- 1683 Reutlinger Hochgericht (Kieserkarte Nr. 221¹³²)
- 1712 Gt. beym Hochgericht (StadtA Rt., Urbar Nr. 4 Bl. 14)

Hochgericht hieß einmal abstrakt die hohe oder Blutsgerichtsbarkeit, konkret aber auch die Richtstatt, wo die Urteile (Hängen, Verbrennen) vollzogen wurden,¹³³ in Reutlingen also der Galgenberg am Nordwesthang der Unhalde vor der Grenze zu Betzingen. (→ Galgenberg)

Höfen, Hinter den

- 1321 A. lit ze Rtl. hinder den hofen (StadtA Rt., A 3 Nr. 6)
- 1484 Bg. gel. hinder den höfen (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 84')

Nach Kopp lag diese Flur östlich des Zwiefalter Hofes (in den Hegwiesen). Er meint, aus dem Namen auf eine frühe Siedlung (vor der Stadtgründung) in diesem Bereich schließen zu können.¹³⁴

Hohbuch

SO 04 09, SO 04 10

- 1319 A. u. W. ligent uf Hohenbuoch (StadtA Rt., A 3 Nr. 4)
- 1484 W. uff Hôchbuoch (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 90')
- 1526 W. uff Hohenbuch (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 42)
- 1729 A. uff Hohenbuch (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 36)
- 1842 Hohbuch (PK, 8985–9188)
- 2016 Stadtteil Hohbuch, Hohbuchstraße (Stadtplan)

¹³² Gemeinhardt/Ströbele (wie Anm. 66), Abb. 3.5, S. 45.

¹³³ SWB, III, Sp. 1710 f.

¹³⁴ H. Kopp, Anfänge (wie Anm. 1), S. 47.

Der Name sagt, dass hier früher ein hochgelegener oder hochgewachsener Buchenwald stand. Mhd. buoch bedeutet Buchenwald, aber auch Waldung überhaupt. Die Rodung muss sehr früh geschehen sein, denn es handelt sich um altes Ackerland.

Hohenlindich s. Lindach, Hohes

Hohenschild

SO 02 13, SO 03 13

- 1454 Hohenschild (HStAS, H101/58 Bd. 1 Bl. 194)
- 1484 W. ob dem brunnen gen. Hôwenschild unterhalb Achalm (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 79)
- 1555 Bg. am Hohenschillt [...] st. oben an Achalmer wasen, unden der statt Rtl. wasen (HStAS, H101/58 Bd. 10 Bl. 18')
- 1557 Wald, so um Schloß Acheln ligt, st. uf die wingart am Hohenschild (H107/19 Bd. 2 Bl. 89)
- 2016 Hohenschild (Stadtplan)

Dieser Wald am Achalmnordhang liegt zum größten Teil auf Markung Sondelfingen, aber ein Randstreifen auf Markung Reutlingen. Ursprünglich galt der Name wohl für Baumgärten und Weinberge und wurde dann auf den anliegenden Wald übertragen. Er leitet sich wahrscheinlich von einem Reutlinger Familiennamen ab; ein Bentz Howenschild ist 1372 genannt.¹³⁵ Hauen-schild ist die heutige Form dieses Namens; es ist ein Satzname für einen kämpferischen Mann: „Zerhau den Schild“. ¹³⁶ Da im Schwäbischen das Verb hauen ebenso ausgesprochen wird wie das Adjektiv hohen, konnte aus Howenschild leicht Hohenschild werden.

Hohlichterrain

SO 05 09, SO 06 09

- 1819 Hohlichtenrain (Flurkarte SO 05 09)
- 1842 Hohlichterrain (Gemeinde, 139 Mg. A., 100 Mg. Wald; PK, 9504, 9505)
- 1901 Walddistrikt VII Hohlichterrain (Markungsplan)
- 2016 Hohlichterrain (Stadtplan)

Dieser erst spät belegte Waldname ist vielleicht eine Verdrehung des alten Waldnamens Liechtenhau (s. dort). Im Schwäbischen wird hoch gleich ausgesprochen wie Hau. Aus einem liechtenhauerrain konnte man spielerisch einen hauenliechterrain machen und endlich Hohlichterrain schreiben. Diese Annahme beruht darauf, dass der alte Liechtenhau ungefähr dort lag (vielleicht etwas nördlicher), wo auf der Markungskarte von 1901 der Walddistrikt

¹³⁵ StadtA Rt., A 2 Nr. 1613.

¹³⁶ Josef Karlmann Brechenmacher: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Familiennamen, Bd. 1, Limburg 1957–1960, S. 666 f.

VII Hohlichterrain eingetragen ist. In der heutigen Forstverwaltung gibt es beide Namen nicht mehr.

Hohlweg

SO 04 10, SO 04 11

- 1361 Bg. am Holweg (StadtA Rt., A 2 Nr. 28)
- 1391 Bg. an dem Holweg bi sant Erharten (StadtA Rt., A 2 Nr. 1658)
- 1484 Bg. in Nyftlen st. uff den hollen weg (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 71')
- 1594 W. im Holweg (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 2 Bl. 370)
- 1842 Hohlweg (PK, 1165–1172, 1174, 3065–3080)
- 1901 Hohlweg (Markungsplan)

Als Hohlweg wurde der Einschnitt der heutigen Alteburgstraße zwischen der Rennwiese im Westen und dem Hag im Osten bezeichnet. Ebenso hießen westlich und östlich anschließende Baumgärten. In der Ummauerung der Metmanns-Vorstadt gab es ein Tor, das sich auf diesen Hohlweg und damit auf den Weg in Richtung Gönningen öffnete und Hohltor oder -törle hieß. Es ist auf dem Ditzinger-Stich von 1620 gut zu erkennen.¹³⁷ (→ Sankt Erhard, Rennwiese)

Hollenbrunnen s. Voller Brunnen

Hörnle

SO 03 12

- 1524 Wg. im Hornlin (StadtA Rt., A 3 Nr. 191)
- 1602 Wg. im Hörnlen (HStAS, H197 Bd. 29 Bl. 13)
- 1842 Hörnle (PK, 5594–5605)
- 1901 Hörnle (Markungsplan)

Hörnle bedeutet hier wohl einen kleinen Bergvorsprung.

Hugenberg (Gemarkung Bronnweiler)

- 1386 usser der Altenburg und usser Hugenberg (StadtA Tübingen, B10 U318 a)
- 1393 Hugenberg daz wiler (HStAS, B201 U275)
- 1437 min guot und wiler d. m. n. Hugemberg (HStAS, B201 U278)
- 1561 (Gönninger Triebrecht) zu der Altenburg und Haugenberg (HStAS, B201 U282)

Auf einem Hügel zwischen dem Alteburger Käpfle und Bronnweiler, der heute Eichhölzle heißt und durch die Friedenslinde markiert ist, stand vielleicht einmal eine Burg, zu der ein Weiler gehörte, der abgegangen ist.¹³⁸ 1437 kaufte die Stadt Reutlingen von Wernher Hurnbog Bronnweiler, Hugenberg

¹³⁷ Gemeinhardt/Ströbele (wie Anm. 66), Abb. 2.1 b (rechts unten), S. 31 f.

¹³⁸ H. Kopp, Anfänge (wie Anm. 1), S. 27 f.

und Alteburg. Später kam Hugenberg zur Gemarkung Bronnweiler, während Alteburg in der Gemarkung Reutlingen blieb.

Hugenberg war der Berg eines Hugo.¹³⁹ Das lange u in Hugenberg wurde um 1500 diphthongiert zu Haugenberg.

Hundsgraben

SO 03 11

- 1444 Bg. an dem Hundsgraben (StadtA Rt., A 3 Nr. 103)
- 1566 Bg. hinder der Blaichin am Hundtgraben (HStAS, H102/8 Bd. 237 Bl. 261)
- 1820 auf dem Hundsgraben (Katasterplan)
- 1842 Hundsgraben (PK, 709–712)

Der Hundsgraben zweigte von der Echaz ab, umfloss die obere Vorstadt und lief dann in gerader Linie ungefähr auf der heutigen Kaiserstraße parallel zur nordöstlichen Stadtmauer, um in einem Bogen nach Westen beim Kirchhof wieder in die Echaz zu münden. Kittelberger stellte die Überlegung an, ob nicht der Hundsgraben den Umriss einer ursprünglich viel größer geplanten Ummauerung der Stadt anzeige.¹⁴⁰ Die Namensbestandteile Hund und Graben sind offensichtlich; über den Anlass zu einer solchen Benennung kann man nur spekulieren.

Hundsschlee

SO 01 12, SO 01 13, SO 02 12

- 1293 dictum Riethwise situm ante nemus dictum Huntzlehen (HStAS, B475 U198; WUB, X, Nr. 4338, S. 113)
- 1310 A. bi Hundesle (StadtA Rt., A 3 Nr. 2)
- 1351 A. in Huntschleh (StadtA Rt., A 2 Nr. 910)
- 1418 W. by Huntschlehe ainhalb an der burger wasen (StadtA Rt., A 2 Nr. 1034)
- 1512 W. vor Hundschleh bey der brugken im Wernsperg (StadtA Rt., A 3 Nr. 176)
- 1555 der Statt Reuttlingen walldt, genant Hundtschleech (HStAS, H102/78 Bd. 15 Bl. 786)
- 1566 W. vor Hundtschlay (HStAS, H102/8 Bd. 237 Bl. 256')
- 1594 Wg. im undern Wernsperg [...] oben an Hundtschleyer walddt st. (StadtA Rt., Kaufbuch 2 Bl. 372')
- 1842 Hundsschlee (159 Mg. Gemeindeland; PK, 6528, 6529, 6589)
- 2016 Hundsschleestraße (Stadtplan)

Das große Gewand erstreckt sich nördlich entlang der B 28 und ist jetzt vom Industriegebiet Laisen überdeckt, setzt sich aber auch auf der Sondelfinger Markung fort. Die heutige Schreibung lässt an Schlehengesträuch denken, das

¹³⁹ L. Reichardt, Reutlingen (wie Anm. 16), S. 76 f.

¹⁴⁰ Gerhard Kittelberger: Fragen zur Frühgeschichte der Stadt Reutlingen, in: Heinz Alfred Gemeinhardt; Sönke Lorenz (Hrsg.): Liutold von Achalm († 1098) Graf und Klostergründer, Reutlingen 2000, S. 113–146, hier S. 136–140, Abb. 10, S. 138.

mit dem abwertenden Bw. Hund versehen wurde.¹⁴¹ Der erste Beleg Huntz-lehen zeigt aber, dass es sich um ein Hunds-Lehen handelte, wobei das lat. Wort *nemus* „Hain, Wald“ anzeigt, dass es 1293 noch zumindest teilweise bewaldet war. In Metzingen gab es nach Kirchenmaier 1616 ein herrschaftliches Hundshaus und sechs Hundslehen.¹⁴² Die Inhaber dieser Lehen hatten Abgaben zum Unterhalt der Hundslege zu entrichten, die die Jäger mit Jagdhunden versorgte. In der Reichsstadt Reutlingen war sicher keine herrschaftliche Hundslege, aber vielleicht bestand eine Beziehung zur nahen Burg Achalm, wie ja auch das angrenzende Burgholz daher seinen Namen hat.

In der Kompositionsfuge von Hundslehen konnte sl leicht zu schl in Hundschlehen werden wie in Hirschland aus Hirsland. Dadurch wurde die Silbengrenze von Hunds-lehen zu Hund-schlehen verschoben. Schlehe, mhd. slêhe, und Lehen, mhd. lêhen, hatten beide im Mittelhochdeutschen ein langes ê in der Tonsilbe, das im Schwäbischen um 1500 regulär zu ai wurde (schlai, laihe) und damit zur 1566 belegten Aussprache passt, die auch noch mundartlich als hondschlai erhalten ist.

Irtenbach

SO 02 10

- 1325 A. in Irdibach und der Espan gen. (StadtA Rt., A 2 Nr. 876)
- 1365 weg bi dem Irdibach bi unser löwemüli (StadtA Rt., A 2 Nr. 2637)
- 1484 W. in dem Irdenbach (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 64')
- 1575 A. im Irdenbach (HStAS, H228 Bd. 4 Bl. 20')
- 1842 Irtenbach (PK, 7868–7990)
- 1901 Irtenbach (Markungsplan)

Auf dem Markungsplan von 1901 floss der Irtenbach noch vom Vollen Brunnen in einem offenen Wiesental nach Südwesten zur Echaz bei der Lohmühle. Heute ist er wohl eingedolt ungefähr im Verlauf der Schieferstraße und der unteren Justinus-Kerner-Straße.

Die alten Belege deuten für das Bw. auf das Adjektiv schwäbisch *irden*,¹⁴³ mhd. *irdîn* „erdig“, vielleicht weil der Bach bei Regenwetter ziemlich lehmiges Wasser führte. Bemerkenswert, dass bei den beiden ersten Belegen das mhd. *î* noch geschrieben wurde.

Jägersbühl

SO 05 07

- 1744 in des Jägers Bühl und Rainhau vor des Spitals Teuchelholz und der Statt Waldung Brenntwald genannt (80 Mg. Gemeindewald; Güterbuch; Gemeindearchiv Ohmenhausen, Nr. 1809 Bl. 5)
- 2014 Stadtwald-Distrikt 2 Großer Wald, Abt. 55 Jägersbühl (Forsteinrichtung)

¹⁴¹ So gedeutet bei U. Franz (wie Anm. 5), S. 40.

¹⁴² Karl Kirchenmaier: Heimatbuch der Stadt Metzingen, Metzingen 1959, S. 75–77.

¹⁴³ SWB, II, Sp. 776.

Der Jägersbühl ist Ohmenhäuser Gemeindewald an der Reutlinger Markungsgrenze. Die Forstverwaltung hat die Abteilung 55 übergreifend über die alte Grenze festgelegt. Der Name ist sprachlich einfach als der Hügel eines Jägers zu verstehen. Ob aber hier Jäger als Beruf oder Personennamen des ehemaligen Besitzers gemeint war ist, ist unklar.

Jennertal

SO 03 12, SO 03 13

- 1430 Wg. am Achalmer berg in dem Enentaler (Dorsalnotiz: im Jenertallen; StadtA Rt., A 2 Nr. 1749)
 1471 (Weinzehnte) Gennentaler (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 181')
 1593 Wg. im Jennerthal (StadtA Rt, Kaufbuch Nr. 2 Bl. 331)
 1712 Bg. im Jennerthal (StadtA Rt, Urbar Nr. 4 Bl. 43)
 1842 Jennerthal (PK, 5536–5593)
 2016 Jennertal (Stadtplan)

Der Weinbergname Jennertal erinnert mit seinem Grundwort tal an andere Weinberge wie Bupfs Tal, Rätental, Teufelstal, die von Familiennamen abgeleitet sind (s. dort). Aber eine Familie Jenner ist in Reutlingen nicht bekannt. Außerdem haben die beiden Erstbelege nicht das Gw. tal, sondern taler, so als hießen sie nach einem Mann namens Enentaler oder Gennentaler, der aber erst recht nicht zu finden ist. Das schwäbische ennent, jenent, gennet „jenseits“ ist dem Bw. ähnlich;¹⁴⁴ „jenseits des Tals“ ergibt aber keinen rechten Sinn.

Kabishäuser

- 1575 A. im Kabisheyser (StadtA Rt., A60 Nr. 641 Bl. 390')
 1744 3 J. A. der Kabishäuser im Irdenbach gen. (StadtA Rt., Urbar Nr. 151, S. 13)
 1771 A. im Irtenbach oder Engeloeh der Kabiß Häußer gen. im Schiferöschlin (StadtA Rt., RK VI 6733, Kopp)

Kopp sah in diesem Flurnamen den Hinweis auf einen abgegangenen Weiler.¹⁴⁵ Das ist aber bei genauerer Betrachtung seiner Argumente unwahrscheinlich. Aus seinen Belegen geht nur hervor, dass es im Bereich des Irtenbachs einen Acker gab, der Kabishäuser genannt wurde.¹⁴⁶ Es werden keine Hofstätten oder Gärten erwähnt, die eine ehemalige Siedlung belegen könnten. Kopp hatte die Idealvorstellung eines schwäbischen Dorfes, zu dem ein Brühl und drei Esche gehören, und so suchte er sich auf der nördlichen Reut-

¹⁴⁴ SWB, II, Sp. 713 f.

¹⁴⁵ H. Kopp, Anfänge (wie Anm. 1), S. 34–36. Seine Vermutung wird in KB Rt., II, S. 313 aufgenommen.

¹⁴⁶ Kopp's erster Beleg von 1538 (auf S. 35) ist falsch; denn in dem von ihm zitierten Lagerbuch HStAS, B201,2 (alte Signatur, heute H197 Bd. 3 Bl. 58) wird nicht etwa Kaboßheuser auf Reutlinger Markung verzeichnet, sondern Äcker in Kabaßheuser, dem heutigen Kappishäusern, Ortsteil von Neuffen! Reutlinger Grundstücke kommen in dem Urbar H197 Bd. 3 gar nicht vor.

linger Flur den Uracher Brühl, das Schieferöschle und den Storlacher Esch zusammen und behauptete ohne Beweis, das wären Bestandteile des imaginären Ortes Kabishäuser. Sehr phantasievoll ist dann seine Annahme, dieser Reutlinger Ort hätte den Grafen von Achalm-Urach gehört und wäre von ihnen „zur Zeit der Stadtgründung aus der gefährlichen Nähe der Stadt“ in das heutige Kappishäusern, Ortsteil der Stadt Neuffen, hinwegverlegt worden. Der Weiler Kappishäusern wird erst 1396 als Cappushüsern urkundlich genannt, eine Mitwirkung der Grafen von Achalm-Urach bei der Gründung wird abgelehnt.¹⁴⁷ Die einfachste Erklärung für den Reutlinger Flurnamen wäre doch, dass ein Mann aus Kappishäusern nach Reutlingen zog, den Übernamen oder Familiennamen Kabishäuser erhielt und Eigentümer eines Ackers im Irtenbach wurde, der dann wieder nach ihm benannt wurde.

Das Bw. des Neuffener Ortsnamens ist ein Familienname Kabes, Cabos, Kappis, Kappus aus schwäbisch kabes, kappus (mhd. kabez) „Kohlsetzling, -kopf“.¹⁴⁸ Ein Bauer namens Kabus aus Unterhausen wird in einer beschädigten Urkunde von ca. 1350 genannt.¹⁴⁹ In einer in Reutlingen ausgestellten Urkunde von 1344 für das Kloster Pfullingen wird ein Zins „uz dem guot ze Caboshof“ gestiftet. Auf der Rückseite steht von alter Hand (ca. 1400) „in Kabushusen“.¹⁵⁰ Das könnte die älteste urkundliche Erwähnung des Weilers Kappishäusern bedeuten.

Kaibach

SO 03 10, SO 04 10

- 1310 W. lit in Kotebach (StadtA Rt., A 3 Nr. 2)
- 1342 W. in Kötbach (StadtA Rt., A 2 Nr. 1560)
- 1409 W. gel. ze Rütlingen in Owwise und gât ain wassergrab darinne der Köupach louffet (StadtA Rt., A 2 Nr. 1703)
- 1435 W. in dem Kötbache (HStAS, A514 U587)
- 1484 W. im Köpach (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 58')
- 1489 W. gel. im Keutpach (StadtA Rt., Urbar Nr. 189 Bl. f.9')
- 1575 W. im Keuppach (HStAS, H228 Bd. 4 Bl. 12')
- 1612 W. im Kaibach (StadtA Rt., A 2 Nr. 2107)
- 1842 Kaibach (PK, 3168–3243)
- 2016 Kaibach; Kaibachstraße in Betzingen (Stadtplan)

Wo der von Süden kommende Ringelbach auf die Alteburgstraße trifft und nach Nordwesten umbiegt, wechselt er seinen Namen zu Kaibach und fließt

¹⁴⁷ Der Landkreis Esslingen, hrsg. vom Landesarchiv Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Esslingen, Ostfildern 2009, Bd. 2, S. 230.

¹⁴⁸ SWB, IV, Sp. 137 f.; J. Brechenmacher (wie Anm. 136), Bd. 2, S. 1, 12; Lutz Reichardt: Ortsnamenbuch des Kreises Esslingen (VKGL, Reihe B, Bd. 98), Stuttgart 1982, S. 53.

¹⁴⁹ StadtA Rt., A 2 Nr. 1579.

¹⁵⁰ HStAS, A514 U349.

neben der Gustav-Schwab-Straße durch das Tal zwischen Hohbuch und Wan-
ne, um an der Betzinger Markungsgrenze in die Echaz zu münden.

Das Bw. ist wohl das Adjektiv mhd. *koetîn von mhd. kôt „schmutzige Er-
de, Lehm“. ¹⁵¹ Das durch Umlaut des langen o in Kot entstandene lange ö in
kötin wird im Schwäbischen regelmäßig zu ai; deshalb passt der Vokalismus
von Kaibach zu dieser Deutung. Bedenklich ist nur der frühe Verlust der Ad-
jektivendung -în, die bei Irdenbach (s. dort) lange erhalten blieb. Die Kon-
sonantenfuge -tb- wurde zu -pp- assimiliert und schließlich zu einfachem b
reduziert (wie in Arbach, s. dort). Etymologisch gleich ist der Bachname Köp-
pach in Oberösterreich, der auch die Adjektivendung verloren, aber die mitt-
lere Doppelkonsonanz behalten hat. ¹⁵²

Kalte Herberge

SO 02 12, SO 02 13

- 1744 kalte Herberge (HS)
- 1842 Kalte Herberge (PK, 6510–6526)
- 1977 Kalte Herberge (Stadtplan)

Die Kalte Herberge lag rechts der Metzinger Straße (heute B 28) an der Son-
delfinger Markungsgrenze. Hier wurde 1867 ein Hof erbaut. ¹⁵³ Der Name
lässt vermuten, dass dort an der Landstraße schon einmal eine wenig ein-
ladende Herberge stand; darüber ist aber nichts bekannt. Als Wirtshaus- und
als Ortsname kommt Kalte Herberge oder Kaltenherberg noch öfter in
Baden-Württemberg vor.

Käpfle

SO 06 07

- 1842 Kugelberg (PK, 9535–9537)
- 1893 Käpfle (OAB Rt., II, S. 173)
- 1901 Kugelberg (Markungsplan)
- 2016 Käpfle (Stadtplan)

Ein Kapf ist eine Bergkuppe mit Aussicht (von mhd. kapfen „schauen, gaf-
fen“), ein Käpfle die Verkleinerung dazu. Das Käpfle beim Hofgut Alteburg
ist vulkanischer Entstehung und überragt die Gebäude um 90 m. Zur abgegan-
genen Burg auf dem Gipfel s. Alteburg. Die Oberamtsbeschreibung sagt zum
Namen: „Kugelberg heißt er auf den Karten, während das Volk ihn Käpfle
nennt.“ ¹⁵⁴

Kugelberg könnte ein entstelltes Gugelberg sein.

¹⁵¹ Die schwäbischen Formen kötîn und das Kot finden sich unter käten und Kat im SWB, IV,
Sp. 258 f., 262.

¹⁵² A. Greule, Gewässernamen (wie Anm. 74), S. 277.

¹⁵³ OAB Rt., II, S. 176.

¹⁵⁴ OAB Rt., II, S. 173.

Karcherhäldle

SO 04 10

- 1842 Karcherhäldle (PK, 3150–3167)
- 1901 Karcherhäldle (Markungsplan)

Da keine alten Belege vorliegen, kann man nur spekulieren, ob diese schmale Halde im Bereich der heutigen Lüftestraße nach der Karcherzunft benannt ist oder nach dem Familiennamen Karcher.¹⁵⁵

Katzenbaum

- 1417 Bg. in dem Ringelbach ennant dem Katzenbôm (StadtA Rt., A 2 Nr. 1031)
- 1482 W. by dem Katzenbôm gel. (StadtA Rt., A 2 Nr. 1124)

Katzenbôm ist vielleicht verkürzt aus Katzenbirenbôm, einer abwertenden Bezeichnung für einen Birnbaum mit kleinen, kaum essbaren Früchten.¹⁵⁶ Da alte und groß gewachsene Birnbäume markante Zeichen in der Flur darstellen, werden sie oft zur Lagebestimmung benutzt (vgl. Engelloch). Es gab viele Sorten, bei deren Nennung das mittlere Wort bire meistens weggelassen wurde, z. B. Speckbom statt Speckbirenbom, Baimerbom, Schrüntelbom usw.¹⁵⁷

Katzensteg

SO 05 10

- 1628 A. u. Wg. beim Katzensteeg (StadtA Rt., A 2 Nr. 2137)
- 1714 Wg. im Katzensteg (StadtA Rt., A 2 Nr. 1494)
- 1729 Wg. im Katzensteeg (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 109')
- 1842 Katzensteeg (PK, 2407–2416, 2445–2451)

Ein Katzensteg ist ein kleiner, schmaler Steg oder Pfad, auch Treppe.¹⁵⁸

Kellers Baumgarten

SO 02 10, SO 02 11, SO 03 10, SO 03 11

- 1744 Kellerinen baumgart (HS)
- 1820 Kellernen Baumgart (Flurkarte SO 03 11)
- 1842 Kellers Baumgarten (PK, 3945–3963)

Dies war ursprünglich der Baumgarten einer Kellerin, vom Familiennamen Keller. Er lag hinter dem Kirchhof.

¹⁵⁵ 1466 wird ein Simon Karcher erwähnt, nach T. Schön, Patrizier (wie Anm. 95), RGB 5 (1894), S. 32.

¹⁵⁶ So in Mengen und Ennetach (Württembergisches Flurnamenarchiv in der Landesstelle für Volkskunde, Stuttgart).

¹⁵⁷ Vgl. Wolfgang Wille (Bearb.): Das Bebenhäuser Urbar von 1356 (VKGL, Reihe A, Bd. 47), Stuttgart 2015, S. 608.

¹⁵⁸ SWB, IV, Sp. 283.

Kesselbrunnen

- 1434 W. by dem Kesselbrunnen unferr vom Burgholtz (StadtA Rt., A 2 Nr. 1759)
 1555 A., W. u. Wg. im Kesselbrunnen (HStAS, H101/58 Bd. 10 Bl. 19)

Der Kesselbrunnen lag nordwestlich der Achalm. Im Schwäbischen gilt Brunnen nicht nur für einen gegrabenen Brunnen, sondern auch für eine natürliche Quelle. Nach Fischer wäre ein Kesselbrunnen eine trichterförmige Quelle.¹⁵⁹ Denkbar wäre, dass zum leichteren Wasserschöpfen ein alter Kessel an der Quelle eingelassen wurde. Aber dafür war früher Eisen wohl zu wertvoll. Man nahm eher einen Holz- oder Steintrog.

Kirchhofäcker

SO 03 11

- 1712 A. beym Kirchhoff (StadtA Rt., Urbar Nr. 4 Bl. 13')
 1842 Kirchhofäcker (PK, 640–647)

Das waren Äcker zwischen dem Bahnhof und dem Friedhof Unter den Linden.

Kirchsteig

SO 02 10

- 1377 W. gel. uff Kirchstaige (StadtA Rt., A 3 Nr. 43)
 1395 A. gel. ze Rtl. an Kirchstig (StadtA Rt., A 2 Nr. 1667)
 1409 A. an Kirchstaige (HStAS, H228 Nr. 1 Bl. 1)
 1418 A. an Kirchstig (StadtA Rt., A 2 Nr. 1034)
 1526 A. uf Kirchsteyg gen. im Zaisental (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 18)
 1729 A. uff Kirchsteig (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 69')
 1842 Kirchsteig (PK, 7991–8236)
 2016 Kirchsteigstraße (Stadtplan)

Der Kirchsteig führte von der alten Reutlinger Pfarrkirche St. Peter in den Weiden, die auf dem Friedhof Unter den Linden stand, zu den beiden Weilern Degerschlacht und Sickenhausen, die bis 1679 nach Reutlingen eingepfarrt waren. Ihre Einwohner nahmen diesen Weg zum Gottesdienst, zu Taufen und Beerdigungen. 1679 wurde für beide württembergischen Weiler eine eigene Pfarrei eingerichtet mit einer Kirche in Degerschlacht.

Auffallend ist der Wechsel im Grundwort: 1377 und 1409 staig, staige, dagegen 1395, 1418 stig, später steyg, steig. Das erste ist die Steige (schwäbisch scheinsteig) ein ansteigender Fahrweg, das zweite der Steig (schw. scheiteig) ein steiler Fußweg. Auf dem Markungsplan von 1901 sieht man, dass vom Kirchhof ein schmaler Weg nach Nordwesten führt, er quert als Fußweg (gestrichelt) das feuchte Wiesental des Irtenbachs, um sich wieder als fester Weg in Richtung Sickenhausen fortzusetzen. Diese gerade und kürzeste Verbindung

¹⁵⁹ SWB, IV, Sp. 353. Ebenso W. Keinath (wie Anm. 10), S. 47.

war anscheinend der Kirchsteig. Sie entspricht ungefähr der Linie der heutigen Gustav-Wagner-Straße, Opfersteinstraße, Sickenhäuser Straße. Die Kirchstaige als Hauptfahrweg verlief wohl ungefähr auf der Trasse der heutigen Emil-Adolff-Straße und Justinus-Kerner-Straße, um sich oben wieder mit dem Kirchsteig zu vereinigen, sie war deutlich länger. Während bei den Lageangaben der Äcker wohl am Anfang ein Unterschied gemacht wurde, ob sie am Kirchstig oder an der Kirchstaige lagen, wurde das um 1500 zum großflächigen Flurnamen Kirchsteig vereinheitlicht.

Die mundartliche Form kischteig zeigt den für das Reutlinger Schwäbisch typischen Ausfall des r vor Konsonant.

Knobloch

- 1440 Wg. der Knobloch [bei der Widem und dem Strigel] (StadtA Rt., A 2 Nr. 1776)
- 1463 Wg. an dem Guglunberg oberhalb der Widem und dem Knobloch (StadtA Rt., A 2 Nr. 1807)

Nach einem Familiennamen benannter Weinberg. Hans Knoblöch der Kürsenner wird 1427 genannt.¹⁶⁰

Kramershalde

SO 0511

- 1398 Bg. gel. ze Rtl. an dem Ächentzenberg in deß Cromers haldun (HStAS, A514 U571)
- 1489 Wg. in Crömershalden (StadtA Rt., Urbar Nr. 189 Bl. 18`)
- 1594 Wg. in Crommers Halden (StadtA Rt., A 2 Nr. 2084)
- 1713 Wg. in der Cromershalden (StadtA Rt, Urbar Nr. 4 Bl. 11')
- 1842 Kramershalde (PK, 1583–1619)
- 2016 Kramershalde (Stadtplan)

Diese Weinberge am Georgenberg heißen nach einem Familiennamen Cromer, so wird 1337 ein Albrecht Cromer sälig erwähnt.¹⁶¹ Im Schwäbischen war früher Kromer oder Kramer die übliche Form für Krämer.¹⁶² Der Name wird noch als kromersháld mit dem Ton auf dem Gw. ausgesprochen.

Krebsbächle

- 1594 Bg. im Brüel zw. H. W. und dem Krebsbächlin gel. (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 2 Bl. 379)

Dies war wohl der Name des kleinen Baches, der auf dem Markungsplan von 1901 eingezeichnet ist. Er kam vom Heilbrunnen und floss durch den Brühl

¹⁶⁰ StadtA Rt., A 2 Nr. 1734.

¹⁶¹ HStAS, B475 U213.

¹⁶² SWB, IV, Sp. 674.

hinterm Bahnhof zum Kirchhof und zur Echaz. Das Bw. zeigt, dass er einmal Krebse führte.

Kreuzeiche SO 04 10

- 1768 (Allmendverlosung) bei der Schlattwiese und Kreuzeiche (StadtA Rt., A 1 Nr. 8284)
 2016 Stadion Kreuzeiche, (Straße) An der Kreuzeiche (Stadtplan)

Kreuzern SO 04 10

- 1575 A. bey den Kreytzern (StadtA Rt., A 60 Nr. 641 Bl. 390')
 1627 A. uff Kreizern (StadtA Rt., A 2 Nr. 2134)
 1777 auff Kreuzern bey der x Aich (HStAS, H197 Bd. 31 Bl. 15)
 1842 Kreuzern (PK, 9189–9224)
 1893 auf dem Kreuzem (OAB Rt., II, S. 436)
 2016 Kreuzem (Straße; Stadtplan)

Kreuzer ist eine alte Pluralform von Kreuz; bei den Kreuzern meinte wohl eine Stelle, wo Feldkreuze standen, vielleicht drei nebeneinander. Von einer solchen Gruppe soll das Kreuzerfeld in Rottenburg seinen Namen haben.¹⁶³ Der heutige Name Kreuzem ist wahrscheinlich eine falsche Lesung von Kreuzern. Die Kreuzeiche war anscheinend zuerst eine Kreuzereiche, weil sie am Acker „auf Kreuzern“ stand; denn wenn 1777 geschrieben wurde „bey der x Aich“, war das als „bei der Kreuzereich“ zu lesen, weil man die Geldmünze „Kreuzer“ üblicherweise als x abkürzte (2 fl 3 x waren zwei Gulden drei Kreuzer). Kreuzeraich wurde dann verkürzt zu Kreuzeiche.

Krimmels Baumgarten SO 03 10, SO 03 11

- 1842 Krimmels Baumgarten (PK, 488–496)

Dieses kleine Flurstück lag ungefähr dort, wo heute die Eberhardstraße auf die Konrad-Adenauer-Straße stößt. Johannes Krimmel war 1753 und 1760 Amtsbürgermeister.¹⁶⁴ Die Familie Krimmel kam erst im 17. Jahrhundert von Ebingen nach Reutlingen.¹⁶⁵

Kugelberg s. Käpfle

Kugelwasen

- 1350 usser miner kältherren an kugelwasen ze Rütlingen gelegen [...] gen der Achentzun (StadtA Rt., A 2 Nr. 1580)

¹⁶³ T. Jauch (wie Anm. 29), S. 127.

¹⁶⁴ StadtA Rt., A 2 Nr. 2245, 2251.

¹⁶⁵ T. Schön, Patrizier (wie Anm. 95), RGB 6 (1895), S. 14 f.

1382 (Gt. vor dem oberen Tor) an dem kugelwasen an Wernher Ungelters kälter (HStAS, B201 U535)

1350 stiftete Ulrich der Ungelter den Feldsiechen zwei Imi Wein jährlich aus seiner Kelter am Kugelwasen an der Echaz. Dort war auf einer Wiese eine Art Kegelbahn, wo mit Kugeln nach Kegeln geworfen wurde. Dasselbe bedeuten die Flurnamen Kugelwert und daraus entsteht Kugelbeer.¹⁶⁶

Kuhmann

SO 03 12

- (1370) Wg. an dem Guglunberge ainhalb an der Hailigen Wg. und anderhalb an Viltzings Wg. d. m. n. Cuonman (StadtA Rt., A 2 Nr. 1604; Nachschrift Anf. 15. Jh.)
- 1392 Wg. d. m. n. den Kuoman (HStAS, A514 U565)
- 1484 Wg. an Blanckenstaig in Kuoman (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 86)
- 1589 Wg. im Kuoman [...] oben uff den gemainen wasen streckend (StadtA Rt., A 2 Nr. 1363)
- 1729 Wg. im Kuehmann (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 41')
- 1842 Kuhmann (PK, 4815–4890)
- 2016 Kuhmann (Stadtplan)

Diese Weinberglage unterhalb des Scheibengipfels heißt anscheinend nach einem Personennamen. Ein solcher Familienname konnte allerdings in Reutlingen nicht nachgewiesen werden.¹⁶⁷ Cuonman könnte auch eine Koseform des Vornamens Cuonrad sein.

Kührain

SO 04 11

- 1348 Slegels Bg. auf Kogenrain (EUB, I, Nr. 888, S. 443)
- 1430 Bg. ze Rütlingen an dem Kügenrain (StadtA Rt., A 3 Nr. 90)
- 1589 Bg. im Kierain oder uf dem Haag unden an die Echiz st. (StadtA Rt., Kaufbuch, HS)
- 1593 Bg. im Küerain (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 2 Bl. 329')
- 1842 Kührain (PK, 1141–1162)

Nordhang links oberhalb der Echaz bei der Frankonenhöhe.

Es ist nicht sicher, dass der erste Beleg von 1348 in einer Reutlinger Urkunde für das Esslinger Kloster Sirnau dieselbe Stelle meint. Kogenrain hat das Bw. Kog „Aas“,¹⁶⁸ das wäre ein Rain, an dem man verendetes Vieh vergraben hat. (Vielleicht ist das o auch verschrieben oder verlesen.) Das Bw. kügen von 1430 ist eine alte Pluralform von Kuh (mhd. kuo).¹⁶⁹ Die weiteren Nen-

¹⁶⁶ SWB, IV, Sp. 823 f.

¹⁶⁷ Nach J. Brechenmacher (wie Anm. 136), Bd. 2, S. 128, gab es 1456 in Balingen einen Konr. Kumann.

¹⁶⁸ SWB, IV, Sp. 566–568.

¹⁶⁹ SWB, IV, Sp. 795.

nungen Kierain, Küerain, Kührain haben den normalen Plural von Kuh. Danach war der Kührain ursprünglich eine Geländekante oder ein Hang, an dem Kühe geweidet haben.

Kusterers Häldle

SO 02 13

- 1842 Kusterers Häldle (PK, 6263–6279)
2016 Häldle (Stadtplan)

Eine kleine Weinberglage südlich des Wörnsberges. Sie ist nach dem Familiennamen Kusterer benannt, der vom Verb kusteren „mustern, prüfen“ abgeleitet ist.¹⁷⁰ Er kann in Reutlingen nicht belegt werden. 1550 ist ein Peter Kusterer aus Kirchheim unter Teck erwähnt.¹⁷¹

Lachenäcker

SO 01 10

- 1842 Lachenäcker (PK, 7703–7709)

In diesen Äckern dicht östlich des heutigen Friedhofs Römerschanze bildeten sich bei Regenwetter oft Lachen oder Pfützen.¹⁷²

Laisen

SO 02 11, SO 02 12

- 1820 Leisen (Flurkarte SO 02 11)
1842 Laisen (33 Mg. Gemeindeland; PK, 4308, 6611)
2016 In Laisen (Stadtplan)

Früher Baumgärten, wo sich heute das Industriegebiet In Laisen ausgebreitet hat. Schwäbisch gibt es das Leis (gesprochen lois, aus mhd. leise), Plural Leisen, und das Gleis (glois, aus mhd. geleise); beide bedeuten Rad- oder Wagenspur.¹⁷³ Die Schreibung Laisen weist auf die Aussprache mit oi hin; Ruoff¹⁷⁴ schlägt die Schreibung Leisen vor.

Dieses Gelände muss einmal durch viele Wagenspuren zerfurcht gewesen sein.

Landgraben

- 1521 [...] uff das Diebstaiglin, den Marckhsteinen nach biß oben am obersten Graben, der ob dem Weingart am Echetzenberg auffgeworfen [...] an Pfullinger Marckhung [...] (StadtA Rt., Privilegienbuch II, Bl. 55)
1596 Wg. hinterm Berg [...] oben auf den Landgraben, unten an die Berggaß st. (StadtA Rt., A 2 Nr. 1388, HK)

¹⁷⁰ SWB, IV, Sp. 876.

¹⁷¹ J. Brechenmacher (wie Anm. 136), 2. Bd., S. 140.

¹⁷² SWB, IV, Sp. 903 f.

¹⁷³ SWB, IV, Sp. 1161 f.; III, Sp. 284 f.,

¹⁷⁴ A. Ruoff (wie Anm. 22), S. 99.

- 1605 Wg. im Berg, oben an Landtgraben, unten an das Vochentzenholtz st.
(StadtA Rt., A 2 Nr. 2102)
1722 Landgrab (Karte, StadtA Rt., A 1 Nr. 5864)

Der Landgraben war ein ziemlich tiefer und breiter Graben, der am Nord- und Westhang des Georgenberges auf der Linie der heutigen Gemarkungsgrenze zwischen Reutlingen und Pfullingen ausgehoben war. Die Reutlinger sollten nicht jenseits Erde graben oder Wein anpflanzen. Die Weingärten auf dem Streifen zwischen dem Landgraben und der Berggasse (vgl. dort) waren dem Kloster Salem zehntpflichtig.

Langer Baumgarten

SO 03 12

- 1809 Langer Bungert (StadtA Rt., Urbar Nr. 304)
1842 Langer Baumgarten (PK, 840–853)

Der Lange Baumgarten war ein Gebiet östlich des heutigen Leonhardsplatzes, eine Unterabteilung der Oberen Hegwiesen.

Langer Brühl s. Brühl, Langer

Lange Wiese

SO 04 11

- 1819 in der Langen Wiese (Flurkarte SO 04 11)
1842 Lange Wiese (PK, 1760–1769)

Die Lange Wiese war ein schmaler Streifen zwischen der Baustetterin und dem Steinenberg.

Leimgrube

SO 03 11

- 1484 Bg. gel. in der Laimgruob (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 66')
1526 Bg. in der Laingruob gel. st. ainhalb an den Newen Weg (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 79)
1683 Leimgruben (Kieser, Karte Nr. 221)¹⁷⁵
1820 Leimengrube (Flurkarte SO 03 11)
1842 Leimgrube (PK, 4073, 4104)

Die Leimgrube lag zwischen der heutigen Karlstraße (früher Neuer Weg) und der Eisenbahn im Bereich der Liststraße. Die schwäbische Leimgrube (gesprochen loⁿgrueb) ist eine Lehmgrube.¹⁷⁶ Das süddeutsche Leim aus mhd. leime (schwaches Maskulinum) wurde durch das norddeutsche Lehm verdrängt. In einer Leimgrube konnte der Ziegler oder der Hafner den Leimen

¹⁷⁵ Gemeinhardt/Ströbele (wie Anm. 66), Abb. 3.5, S. 46.

¹⁷⁶ SWB, IV, Sp. 1149–1151.

graben. Es gab in Reutlingen wohl noch andere Leimgruben, sicher brauchten die Ziegelhütten in der unteren und der oberen Vorstadt welche.

Lemper

SO 03 11

- 1484 Hs. vor dem Metmanstôr by dem Lempar (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 90)
 1526 Bg. gel. by dem Betzinger thorlin zw. Jacob Bechten gut der Lemper gen. [...] (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 104)
 1820 Liempert (Katasterplan)
 1842 Liempert (PK, 497, 507–512, 518–524)

Das Gewand Liempert von 1820 lag links der Echaz nordwestlich des Tübinger Tors im Bereich des ehemaligen Gustav-Werner-Geländes. Kopp gab eine Reihe von Belegen in verschiedenen Schreibweisen für den Namen Lemper.¹⁷⁷ Er hielt es für möglich, dass der Flurname Lemper von dem Namen einer Person oder von einer vorstädtischen Siedlung herkommen könne. Die Ausdrucksweise „der Lemper“ bei den beiden ersten Belegen wäre untypisch für eine Siedlungsbezeichnung, aber durchaus üblich bei Weinbergnamen, die sich von Familiennamen ableiten, wie „der Kuoman“ oder „der Strigel“ (s. dort). Um dieselbe Familie dürfte es sich handeln, wenn 1368 „dù batstube der Lempper“ erwähnt wird;¹⁷⁸ sie lag nach Kopp in der Stadt.¹⁷⁹ Eine bestimmte Person dieses Namens ist in Reutlingen nicht belegt; der Familienname ist im Rheinland häufiger.

Lichtenberg

SO 03 13

- 1383 Wg. d. m. n. den Liehtemberger [...] gel. ob Betzenriet an dem Wg. d. m. n. den Bondorffer (StadtA Rt., A 3 Nr. 54)
 1489 Gütlin am Achalmer Berg am Schönecker ob dem Liechtenberger gelegen (StadtA Rt., Urbar Nr. 189 Bl. 11')
 1501 Wg. die Liechtenberger gen. (StadtA Rt., Urbar Nr. 22 S. 12)
 1592 Wg. im Liechtenberg (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 2 Bl. 272')
 2016 Lichtenberg (Stadtplan)

Es ist auffallend, dass der Name dieses Weinberggewands am hinteren, oberen Ende von Betzenried im Primärkataster und im Markungsplan nicht vorkommt.

Ein Liehtemberg ließe sich sprachlich leicht als heller Berg erklären mit dem Bw. mhd. *lieht* „hell“. Damit wäre die Lage und Eigenschaft des Weinbergs gemeint. Mit der Endung *-er* sieht es eher nach dem Namen eines Besitzers aus; der ist aber in Reutlingen nicht belegt. Dass die Herren von

¹⁷⁷ H. Kopp, Anfänge (wie Anm. 1), S. 58.

¹⁷⁸ StadtA Rt., A 2 Nr. 935.

¹⁷⁹ H. Kopp, Anfänge (wie Anm. 1), S. 58.

Lichtenberg bei Oberstenfeld, Kreis Ludwigsburg,¹⁸⁰ in Reutlingen einen Weinberg hatten, ist unwahrscheinlich. Im 16. Jahrhundert fiel die Endung ab.

Lichter Hau

- 1477 W. in Schlattwise am Liechten Hawe (StadtA Rt., A 2 Nr. 1118)
- 1489 W. im Praitenbach st. an den Liechtenh w und an die Buttnow (StadtA Rt., Urbar Nr. 189 Bl. 4)
- 1528 W. in der Schlattwi f [...] anderhalb am Liechtenhaw (StadtA Rt., A 3 Nr. 196)
- 1556 ain wald der Liechtenhaw gen., 20 Mg., zw. der Ro swaid, des Vogelwaid, des bomgarten und des Braittenbachs weiller, st. oben an die Marckht, unden an der Stat weyher (HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 130')

Ein Hau war eine zum Holzschlagen vorgesehene Waldabteilung; ein lichter Hau hatte nur einen lockeren Baumbestand. Aus Liechter Hau entstand wohl später durch Umstellung Hohlichterrain (s. dort).

Lindach

SO 05 11

- 1333 Wg. der da lit in Lindach (StadtA Rt, A 2 Nr. 1550)
- 1401 Bg. gel. in dem grossen Lindach an dem Schnarrenberg (HStAS, A514 U575)
- 1452 Wg. in Lindach im Pfullinger Zehenden (StadtA Rt. A 2 Nr. 1800)
- 1580 Wg. im ndern Lendach (StadtA Rt., A 2 Nr. 1335)
- 1584 Bg. im obern Linndach zw. dem Wasser die Echatz gen. u. J. . gel. (StadtA Rt, A 2 Nr. 1345)
- 1842 Lindach (PK, 1447–1462)

Das Lindach mit seinen verschiedenen Unterteilungen ist ein Gebiet am Ost- und Nordosthang des Georgenberges, das bis zur Echaz hinunterreicht. Es war früher zum gr o ten Teil mit Weinbergen bedeckt. Die alte Reutlinger Aussprache ist lendich. Der häufige Flurname Lindach besteht aus dem Baumnamen Linde und der Kollektivendung ahd. -ahi, mhd. -ach und bedeutet eine Stelle, wo viele Linden stehen.¹⁸¹ Diese Endung findet sich auch in anderen Stellenbezeichnungen von Baum- oder Pflanzennamen wie Birkach, Erlach, Haslach und wird im Schwäbischen nicht ach, sondern ich ausgesprochen, weil das ahd. -ahi Umlaut bewirkte. Dagegen bleibt das Grundwort ach aus ahd. aha, mhd. ach „Bach“ in Namen wie Biberach bei der Aussprache als ach erhalten. Das e der ersten Silbe von lendich ist die übliche Senkung von i vor Nasal zu e wie in kender aus Kinder (→ Mühlwingle, Rennwiese).

¹⁸⁰ LBW, Bd. 3, S. 441 f.

¹⁸¹ Adolf Bach: Die deutschen Ortsnamen, Heidelberg 1953, § 193, S. 160.

Lindach, Hohes

SO 05 11

- 1518 Wg. im Hohen Linndach (StadtA Rt., A 3 Nr. 185)
- 1722 Hüter Häußlen im Hohenlindich (Karte, StadtA Rt., A 1 Nr. 5864)
- 1729 Wg. im Hohen Lindach (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 39')
- 1842 Hohe Lindach (PK, 1463–1524)

Der Hang westlich der Wörthstraße und südlich des Diebsteigles.

Lindach, Inneres

SO 04 11

- 1691 Wg. im inneren Lindach zw. Joh. Wilh. Rallen u. dem sog. Diebsstaiglin (StadtA Rt, A 2 Nr. 2178)
- 1712 Wg. im Innern Lindach (StadtA Rt., Urbar Nr. 4 Bl. 24)
- 1842 Innere Lindach (PK, 1402–1446)

Der Hang westlich der Wörthstraße und nördlich des Diebsteigles.

Lindach, Kleines

SO 05 11

- 1406 Wg. gel. in dem clainen Lindach ze Rütlingen in Rosnagels haldun ainhalb an dem Kärweg (StadtA Rt., A 2 Nr. 1012)
- 1526 Wg. in clein Lindach (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 2')
- 1602 Wg. im kleinen Lindach (HStAS, H197 Bd. 29 Bl. 93)
- 1712 Wg. in klein Lindach (StadtA Rt., Urbar Nr 4 Bl. 2')
- 1842 Kleine Lindach (PK, 2350–2378)

Das Kleine Lindach liegt am Nordwesthang des Georgenberges, vom Hohen Lindach durch die Stämmesäcker getrennt.

Lindelsbach

SO 06 08

- 1556 ain wald der Lindsbach (HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 130)
- 1869 Lindelsbach (107 Mg. Wald, HS)
- 2014 Stadtwald-Distrikt 2 Großer Wald, Abt. 34 Lindelsbach (Forsteinrichtung)
- 2016 Lindelsbachweg (Stadtplan)

Lindelsbach war wohl der alte Name für den im Stadtplan von 2016 eingetragenen Stadtwiesenbach (vgl. Erlenklinge). Nach ihm wurde früher auch der angrenzende Wald benannt, der im Markungsplan von 1901 anscheinend zum Walddistrikt Stadtwiese gehörte. Das Bw. lindel kommt wohl vom Baumnamen Linde, die Bildungsart ist aber unklar, zumal der Erstbeleg von 1556 wie manche Namen in diesem Forstlagerbuch vielleicht nicht ganz korrekt geschrieben ist.

Linden, Bei den

SO 03 10

1842 bei den Linden (PK, 481–487, 3628–3642)

Dies war im Bereich Jahnstraße (nw. vom Volkspark). Der Name erklärt sich selbst.

Linden, Unter den

SO 03 10, SO 03 11

1820 unter den Linden (Katasterplan)
 1842 unter den Linden (PK, 617–632)
 2016 (Straße, Friedhof) Unter den Linden (Stadtplan)

Wenn vor dem Friedhof, wo früher die Pfarrkirche St. Peter stand und in der Nähe die Hinrichtungsstätte war (s. Hauptstatt), ein Gewand unter den Linden heißt, lässt das an einen Gerichtsplatz denken.¹⁸² Eine Gerichtslinde tritt aber üblicherweise im Singular auf. Nach Kopp wurden die namengebenden Linden erst 1635 an der Straße vom Untertor zum Friedhof gepflanzt und 1859 gefällt.¹⁸³

Löcher

SO 03 13

1820 in den Löchern (Flurkarte SO 03 13)
 1901 in den Löchern (Markungsplan)

Zu diesem Flurnamen auf Markung Achalm am Nordwestabhang des Burgberges ist nichts Näheres bekannt; vielleicht waren es alte Steingruben.

Lohmühle, bei der

SO 03 10

1339 A. der da lit bi der lomuli (StadtA Rt., A 3 Nr. 347)
 1365 weg bi dem Irdibach bi unser löwemüli (StadtA Rt., A 2 Nr. 2637)
 1484 griez by der löwmülin (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 91')
 1901 Bei der Lohmühle (Markungsplan)
 2016 Lohmühlestraße (Stadtplan)

Die Lohe (mhd. lô, Gen. lôwes)¹⁸⁴ ist durch Stampfen zerkleinerte Eichenrinde, die zur Ledergerbung gebraucht wurde. Deshalb hatte die Gerberzunft eine Lohmühle an der Echaz dort, wo der Irtenbach in die Echaz mündet (s. Markungsplan). Sie wurde 1320 eingerichtet und hier bis ins 20. Jahrhundert betrieben.¹⁸⁵

¹⁸² Wolfgang Jäger: Die Freie Reichsstadt Reutlingen, Siedlungs- und Verfassungsgeschichte bis 1500, Würzburg 1940, S. 9, spricht sich dafür aus.

¹⁸³ H. Kopp, Anfänge (wie Anm. 1), S. 62.

¹⁸⁴ Schwäbisch: der Lo (gesprochen lao), SWB, IV, Sp. 1260.

¹⁸⁵ A. Schneider (wie Anm. 40), S. 209 f.

Loschenhalde (Markung Eningen) SO 04 13

- 1297 die lancgarbe von den wingarton an Loshen berge (WUB, XI, Nr. 4990, S. 34)
 1333 Wg. in Loschenhalden (StadtA Rt., A 2 Nr. 1549)
 1426 Wg, zwüschent Rütlingen und Eningen in Eninger zenhenden in Loschenhaldun (StadtA Rt., A 3 Nr. 87)
 1484 Wg. in Loschenhalden (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 75)
 1669 (Weinberghüter) Loschenhald (StadtA Rt., A 2 Nr. 3993)
 2016 Loschenhalde (Stadtplan)

Die Loschenhalde schließt östlich an Betzenried an, liegt aber schon auf Markung Eningen. Dort hatten so viele Reutlinger Weinberge, dass die Stadt 1662 auf der anliegenden Armenwiese die Loschenhaldenkelter baute (s. Abb. S. 98).¹⁸⁶ Auch setzte sie dort einen Weinberghüter ein (1669 Josua Held). Die Loschenhalde hat als Bw. den Übernamen Losche des Bertold von Reutlingen, der wohl dem Reutlinger Ortsadel angehörte. Nach Bertold Losche hieß wohl auch der im 15. Jh. auf Markung Glems abgegangene Loschenhof.¹⁸⁷

Lüfte SO 0410

- 1484 Bg. in Nyftlen st. uff den holen weg (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 71')
 1484 W. uff Grimmol vel uff Blôs in Nyftlôn (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 91)
 1526 Bg. u. A. in Nyftlen [...] st. an Bloßgefßlin (StadtA Rt., Urbar Nr. 297 Bl. 59)
 1602 Bg. in der Lüfftin (HStAS, H197 Bd. 29 Bl. 86)
 1819 in der Lüfte (Flurkarte SO 04 10)
 1842 Lüfte (PK, 3081–3129)
 2016 Lüftestraße (Stadtplan)

Lüfte war der Name für den Hang nordwestlich der Alteburgstraße, der heute von der Lüftestraße durchzogen wird. Der Name ist schwierig zu deuten. Sollte in den frühen Belegen mhd. niftel „Nichte“ stecken? Später wurde n in l verwandelt (vgl. Negeler) und ein Anklang an Luft, Lüfte hergestellt.

Mark SO 05 09, SO 05 10

- 1556 in der Marckh (107 Mg. Wald in Mkg. Pfullingen; HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 102)

¹⁸⁶ Zur Loschenhaldenkelter s. Bernd Breyvogel: Die Reutlinger Kelter, in: Alle Jahre gibts nicht Wein, hrsg. vom Heimatmuseum Reutlingen, Reutlingen 2001, S. 58–65, hier S. 63.

¹⁸⁷ 1260 Bertoldus de Rutelingen cognomine Losche (WUB, V, Nr. 1593, S. 352 f.); 1267 Ber. Losche (WUB, VI, Nr. 1907, S. 298); 1273 Ber. dictus Loscho (WUB, VII, Nr. 2328, S. 231 f.); KB Rt., I, S. 1018.

- 1556 ain wald die alt Marckh gen. st. [...] obnan Pfullinger Röth, unden uf den Liechternhaw und die Schlatwisen (119 Mg., Mkg. Reutlingen; HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 130)
 1777 in der Marck (HStAS, H197 Bd. 31 Bl. 17)
 1842 Mark (49 Mg. Gemeindegeweide; PK, 9502)
 1901 Walddistrikt V Mark (Markungsplan)
 2016 Mark, Markwasen (Stadtplan)

Der Reutlinger Flurname Mark hat sich anscheinend in seiner Lage und seinem Umfang verändert. Ursprünglich handelte es sich um einen Pfullinger Wald an der Grenze gegen Reutlingen, der stückweise in der Zeit vom 15. bis zum 19. Jahrhundert zur Markung Reutlingen kam. Nach Kinkelin hätten die Reutlinger Gerber und Bäcker schon vor 1505 den Pfullinger Wald, genannt Mark, gekauft.¹⁸⁸ Dieser liegt dem Walddistrikt V Mark von 1901 zugrunde. Der Name Mark erscheint aber nicht mehr in der heutigen Forstverwaltung; nur die Abteilung 6 heißt noch Markwasen. 1842 hatte das Primärkataster eine Gemeindegeweide oder einen Wasen Mark, aus der der Name Markwasen geworden ist.¹⁸⁹ Dieser Name hat sich weit nach Norden ausgebreitet auf das Gebiet der früheren Schlattwiesen, und so heißen auch der Sportpark und das Wellenfreibad heute Markwasen.

Mark (mhd. marc, march) heißt Grenze, Grenzgebiet; hier war früher die Grenze zwischen Pfullingen und Reutlingen.

Markwasen s. Mark

Mühlwängle

SO 03 09, SO 03 10

- 1370 W. gel. in Mülwang ob Owewise (StadtA Rt., A 2 Nr. 937)
 1471 W. an dem Mülwang (HStAS, H102/39 Bd. Bl. 160')
 1593 A. im Mihlewänglin (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 2 Bl. 333)
 1729 A. im Mühlwengle (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 8')
 1842 Mühlwengle (PK, 8548–8605)
 2016 Mühlwingle, Mühlwinglestraße (Stadtplan)

Es heißt auf dem Stadtplan Mühlwingle, sollte aber nach den überlieferten Formen und dem Flurnamenbuch Baden-Württemberg (S. 147) besser Mühlwängle geschrieben werden. Wingle statt wängle ist eine sog. hyperkorrekte Form; da im Schwäbischen in geschlossener Silbe in wie en gesprochen wird (kender für Kinder), wird manchmal fälschlich angenommen, dass ein gesprochenes en als in geschrieben werden sollte (→ Rennwiese).

¹⁸⁸ W. Kinkelin (wie Anm. 7), S. 394, ohne Quellenangabe.

¹⁸⁹ Er wird 1893 gelobt: „Der prächtige Markwasen, überschattet von uralten Eichen, der Festplatz der Reutlinger an Maiefesten“, OAB Rt., II, S. 174.

Das Mühlwängle liegt am Nordhang des Hohbuch oberhalb der Stadtautobahn. In Flurnamen ist Wang (von mhd. *daz wange* „die Wange“) ein sanfter Wiesenhang, ein leicht gewölbtes Gelände. Zu welcher der Mühlen an der Echaz hier eine Beziehung bestand, ist unbekannt.

Mühlweg, Unterer

SO 03 10

- 1842 Unterer Mühlweg (PK, 599–607)
2016 Unterer Mühlweg (Stadtplan)

Der Untere Mühlweg ist kein richtiger Flurname, sondern nur eine Bezeichnung im Primärkataster für den Bereich um die ehemalige Untere Mühle zwischen dem rechten Echazufer und der Straße Unter den Linden gegenüber dem Friedhof. Diese Mühle unweit der alten Pfarrkirche St. Peter existierte vielleicht als Dorfmühle Reutlingens schon vor der Gründung der Stadt. Im 14. Jahrhundert hieß sie nach der Besitzerfamilie Wiglins Mühle, seit 1544 Untere Mahlmühle und arbeitete als solche bis ins 19. Jahrhundert.¹⁹⁰

Mulde

SO 04 09

- 1745 in der Ohnhalden oder Muel (HS)
1809 Muolt (StadtA Rt., Urbar Nr. 304)
1819 in der Multh (Flurkarte SO 04 09)
1842 Mult (PK, 8822–8866)
2016 Mulde (Stadtplan)

Dies ist eine Einsenkung am Südwesthang des Hohbuchs zum Braitenbach hin. Mulde (mhd. *muolte* „Bactrog“) kommt in Flurnamen häufig für eine Geländesenke oder eine Delle am Hang vor. Die schwäbische Aussprache ist *mueld* (mit Diphthong).

Mult

SO 05 11

- 1626 güetter in der Muolten im oberen Gewandt inn Berg (StadtA Nürtingen, Salmansweiler Lagerbuch, ohne Signatur, unpaginiert)
1699 Wg. in der Muel [..] oben an den Landgraben st. (StadtA Rt., A 2 Nr. 1478)
1842 Mult (PK, 2032–2045)
1847 Muolt (Herbstbekanntmachung)
2016 Mult (Stadtplan)

Mult ist das gleiche Wort wie das vorige Mulde. Es handelt sich um eine Delle im oberen Nordhang des Georgenberges, die Weinberge trug.

¹⁹⁰ A. Schneider (wie Anm. 40), S. 208.

Nauschochen

SO 03 12, SO 03 13

- 1587 Wg. im Nawenschochen (StadtA Rt., Kaufbuch, HS)
- 1758 Wg. im Nauschochen (StadtA Rt., A 2 Nr. 2250, HK)
- 1842 Nauschochen (PK, 5713–5758)
- 2016 Nauschochen (Stadtplan)

Der Nauschochen ist eine hochgelegene, relativ schlechte Weinberglage an der Achalm. Der Name ist schwierig zu deuten. Das Grundwort schochen lautet wie das schwäbische der Schochen „Heuhaufen“. Fischer hat den Flurnamen Nauschochen unter dem Lemma Schochen aufgeführt, allerdings ohne das Bestimmungswort zu deuten.¹⁹¹ Das schwäbische Wort der Naue (mhd. nûwe, schwaches Maskulinum) meint den Nacken.¹⁹² Man könnte aus den beiden Wörtern formal korrekt das Kompositum Nauenschochen „Nackenhauhaufen“ bilden. Wie wird das ein Weinbergname? Als Spekulation stelle ich mir vor, dass dieser steile Hang noch vor seiner Zeit als Weinberg ein Holzmahd war, aus dem man das Heu nicht mit dem Wagen holen konnte, sondern nur indem man jeden Schochen einzeln in ein großes Tuch gebunden auf dem Nacken bergab zum nächsten Weg trug. So habe ich es noch in den spanischen Pyrenäen gesehen. Als das Stück mit Reben bepflanzt wurde, blieb der Name erhalten.

Negeler

SO 04 11

- 1729 Bg. im Legeler zw. dem Ringelgäßlen und N. N. (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 42')
- 1842 Negeler (PK, 1283–1303)
- 2016 Negelerstraße (Straßenplan)

Die alte Form Legeler kommt von einem Reutlinger Familiennamen: 1442 ist ein Ulrich Lägeler, 1543 ein Ulrich Legeller urkundlich genannt.¹⁹³ Ein Lägeler war ein Fassbinder, der Lägel, kleine tragbare Fässer, herstellte. Die zwei l in einem Wort störten sich, sodass das erste in n auswich (sog. Liquida-Dis-similation).

Neuer Weg

- 1356 orti sunt siti in nova via (HStAS, H102/8 Bd. 3 Bl. 81')
- 1376 Bg. gel. an dem nûwun weg (StadtA Rt., A 2 Nr. 1623)
- 1471 W. uff dem Gachenriett und an dem newen wege (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 160)

¹⁹¹ SWB, V, Sp. 1092 f.

¹⁹² SWB, IV, Sp. 1973 f.; Philipp Wagner: Der gegenwärtige Lautbestand des Schwäbischen in der Mundart von Reutlingen, Teil II, in: Programm der königlichen Real-Anstalt zu Reutlingen 1890–1891, Beilage, S. 105.

¹⁹³ StadtA Rt., A 2 Nr. 1077, HK; A 2 Nr. 1955, HK.

- 1526 Bg. in der Laingruob gel. st. ainhalb an newen weg (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 79)

Nach Kopp entsprach der Neue Weg der heutigen Karlstraße.¹⁹⁴ Die alte Fernstraße Tübingen–Urach führte von Betzingen über den Dietweg (s. dort) nach Sondelfingen nördlich an Reutlingen vorbei; sie wurde bei der Stadtgründung an die Stadt herangezogen.

Nonnenmändlin

- 1612 Wg. im Nonnenmändlin (StadtA Rt., Kaufbuch, HS)
1712 Wg. im Nonnen Mändlin (StadtA Rt., Urbar Nr. 4 Bl. 6)

Bei diesem Weinberg unbekannter Lage ist auch die Herleitung des Namens unbekannt. Vielleicht ist es eine Verkleinerung des Familiennamens Nonnenmann, der aber nicht für Reutlingen belegt ist (→ Ammändle).

Nibelen s. Übelen

Nübelloch

SO 05 10, SO 06 10

- 1591 Wg. in Nibelloch (StadtA Rt., Kaufbuch, HS)
1609 Wg. in Ibenloch (StadtA Rt., Kaufbuch, HS)
1729 Nübelloch (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 2)
1819 im Uebelloch (Flurkarte SO 05 10)
1842 Nübelloch (PK, 2648–2682)
2016 Nübelloch (Stadtplan)

Dieses Nübelloch beim Gaisbühl ist als Nebelloch zu deuten, eine Geländemulde, in der sich der Nebel länger hält. Das N- konnte in der Fügung in Nibelloch zum in gezogen werden und abfallen (sog. Aphärese), es ergab sich dann Ibenloch, Übelloch. Seit 1729 treten die hyperkorrekten Schreibungen mit ü statt i auf, weil im Schwäbischen ü als i gesprochen wird (→ Übelen).

Auf einer ähnlichen Betrachtungsweise der Landschaft beruht auch der Ortsname Gniebel, Gemeinde Pliezhausen (1328 Gnibel), der „nebelige Stelle“ bedeutet.¹⁹⁵

Ofenschelcher

SO 05 10

- 1819 Ofenschälter (Flurkarte SO 05 10)
1842 Ofenschelcher (PK, 2456, 2458–2504)
2016 Ofenschelcher (Stadtplan)

¹⁹⁴ H. Kopp, Anfänge (wie Anm. 1), S. 25.

¹⁹⁵ L. Reichardt, Reutlingen (wie Anm. 16), S. 53.

Der Name kommt wohl von der Form des Gewands, das mit der rechteckigen Schiebetür eines Backofens verglichen wird.¹⁹⁶

Opferstein

SO 03 10

- 1293 agrum [...] in colle dicto Ophenstain situm (HStAS, B475 U199; Regest: WUB, X, Nr. 4416, S. 165)
 1336 Bg. der da lit an Ophenstain (HStAS, A514 U522)
 1356 de agro sito uff Opherstain (HStAS, H102/8 Bd. 3 Bl. 82)
 1468 der armen sundersiechen lüt zuo Rütlingen bômgarten hinder irem huß am Opfferstain gelegen (StadtA Rt., A 2 Nr. 1815)
 1526 Bg. gel. uf dem Opferstain (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 6)
 1712 Bg. in Opfferstein (StadtA Rt., Urbar Nr. 4 Bl. 10')
 1842 Opferstein (PK, 3853–3944)
 2016 Opfersteinstraße (Stadtplan)

Das Gelände des Opfersteins (heute überbaut) ist ein flach gewölbter Hügel rechts der Echaz, an dessen Fuß durch die Erosion des Baches die Mergel des Lias delta und die Schiefer des Lias epsilon einen Steilhang bilden.¹⁹⁷

Bei dem Flurnamen stellt sich leicht die Vorstellung ein, wie ein Priester einer heidnischen Gottheit auf einem Steinaltar ein Tieropfer darbringt. Wie die ersten beiden Belege zeigen, lautete aber das Bestimmungswort ursprünglich nicht Opfer sondern Ophen. 1893 meinte der Rektor Dr. Friderich, Ophen sei eine Entstellung aus Ofen, der Opferstein also ein Ofenstein,¹⁹⁸ dieselbe Lesart übernahm auch das Württembergische Urkundenbuch.¹⁹⁹

Dagegen spricht, dass sich aus einem f in Ofen kaum ein pf in Opfer bilden kann. Ein Vergleich der Urkunden um 1300 zeigt, dass die Schreibung ph in der Regel für den Laut pf steht. Nach Wagner wechselte erst um 1340 die Schreibung; aus phunt wurde pfund, aus Phullingen wurde Pfullingen.²⁰⁰ Das seltsame Ophen ist daher am besten als schwacher Genitiv eines alemannischen Personennamens Opfo zu erklären, der auch in den Ortsnamen Opfingen, Stadtkreis Freiburg im Breisgau,²⁰¹ Oberopfingen, Landkreis Biberach,²⁰² Opfikon, Kanton Zürich,²⁰³ und Opfenbach, Landkreis Lindau

¹⁹⁶ SWB, V, Sp. 44.

¹⁹⁷ Diese sind noch an der Emil-Adolff- Straße unterhalb des Bürgerspitals aufgeschlossen. Auf dem Ditzinger-Stich von 1620 sind anscheinend die Schiefer des Steilhangs durch waag-rechte Schraffur dargestellt, vgl. Gemeinhardt/Ströbele (wie Anm. 66), Abb. 2.1 a, S. 30.

¹⁹⁸ Nach OAB Rt., II, Fußnote S. 63.

¹⁹⁹ WUB, Bd. 10 Nr. 4416 S. 165.

²⁰⁰ P. Wagner, Kanzleisprache (wie Anm. 13), S. 45.

²⁰¹ 1006 Obphinga (LBW, VI, S. 37).

²⁰² 1291 ze dem obern Ophingen (LBW, VII, S. 466).

²⁰³ 1184 Obfinchoven (Manfred Niemeyer (Hg.): Deutsches Ortsnamenbuch, Berlin 2012, S. 476 f.)

(Bodensee),²⁰⁴ steckt.²⁰⁵ Der Personenname Opfo gehört durch sein Vorkommen in den -ingen-Ortsnamen wohl in die Merowinger-, spätestens in die Karolingerzeit.

Welchen Sinn hatte das Grundwort Stein? Es kann nicht ein hochmittelalterlicher Burgname wie Lichtenstein oder Greifenstein sein, denn von einer Burg ist dort keine Spur. Einen herausragenden Felsen wie den Wackerstein gibt es dort nicht, und das schiefrige Steilufer würde man wohl auch nicht als Stein bezeichnen. Grenzpunkte werden sehr häufig durch Steine markiert, die auch besondere Namen haben können,²⁰⁶ aber kaum mit Personennamen zusammengesetzt werden. Schließlich kann Stein in Orts- und Flurnamen auf die Steinmauern römischer Ruinen hinweisen, die im frühen Mittelalter noch an vielen Stellen oberirdisch sichtbar waren.²⁰⁷ In der Gemarkung Reutlingen liegt die einzige Stelle, wo man eine römische Siedlung vermutet, in der Nähe des Opfersteins.²⁰⁸ Kaufmann hat 1976 beim Ortsnamen Nierstein, Landkreis Bingen-Mainz (880 Nerenstein aus *Narinstein vom Personennamen *Naro) für möglich gehalten, dass mit dem Grundwort -stein ein aus römischer Zeit erhaltenes Steinhaus gemeint war, in dem sich *Naro mit den Seinen niederließ.²⁰⁹ Die gleiche Deutung hatte Kaufmann für Offstein, Landkreis Alzey-Worms (770 Offenstein vom PN Offo).²¹⁰ Eine solche Entstehung wird auch für die Ortsnamen Eppstein, Godramstein und Ungstein in der Pfalz angenommen.²¹¹ In Württemberg ist der Ortsname Beinstein bei Waiblingen (1086 Beinstein, 1101 Beienstein) zu vergleichen. Dort stand nach einer Chronik des 13. Jahrhunderts ein turmartiger römischer Grabstein mit Skulpturen und Inschriften „quod vulgus Baienstein denominat“ (den das Volk B. nennt).²¹² Für das Bw. hat man mhd. beie (aus frz. baie) „Fenster, Höhlung“ oder den alt-

²⁰⁴ 1274/75 Ophenbach (W.-A. Reitzenstein, Lexikon (wie Anm. 36), S. 299.)

²⁰⁵ Vgl. H. Kaufmann, Altdeutsche Personennamen (wie Anm. 32), S. 272, S. 369.

²⁰⁶ W. Keinath (wie Anm. 10), S. 115, gibt eine Reihe von Beispielen wie Grauer Stein oder Hutstein.

²⁰⁷ W. Keinath (wie Anm. 10), S. 168, nennt Steinäcker, Steinhausen u. a. In Mössingen ist die Steinsbreite nach römischen Gebäuderesten benannt. Der Ort Stein bei Hechingen heißt wahrscheinlich so nach dem besonders großen römischen Gutshof, der dort seit Jahrzehnten ausgegraben wird.

²⁰⁸ Friedrich Klein: Zur vor- und frühgeschichtlichen Besiedlung im Reutlinger Raum, in: RGB NF 31 (1992), S. 9–37, hier Nr. 5, S. 28.; Claus Oeftiger: Katalog der vor- und frühgeschichtlichen Fundstellen, S. 56; Archäologische Karte des Landkreises Reutlingen, Beilagen zu KB Rt.

²⁰⁹ Henning Kaufmann: Rhein Hessische Ortsnamen, München 1976, S. 157 f. Diese Deutung geht zurück auf Ernst Christmann: Die Siedlungsnamen der Pfalz, Teil III, Speyer 1958, S. 42.

²¹⁰ H. Kaufmann, Rhein Hessische Ortsnamen (wie Anm. 209), S. 165.

²¹¹ Martin Dolch; Albrecht Greule: Historisches Siedlungsnamenbuch der Pfalz, Speyer 1991, S. 518.

²¹² Lutz Reichardt: Ortsnamenbuch des Rems-Murr-Kreises (VKGL, Reihe B, Bd. 128), Stuttgart 1993, S. 40–43; LBW, III, S. 559 f.

deutschen PN Baio vorgeschlagen; Reichardt hält beides für möglich. Für Reutlingen könnte man entsprechend vermuten, dass ein Opfo sich bei römischen Ruinen oder einem auffallenden Grabstein niedergelassen hätte.

Orschel NO 01 10, NO 01 11, SO 01 10

- 1334 W. bi Ratolf offen hinder Norsel (StadtA Rt., A 2 Nr. 1551)
- 1409 W. vor Norsel (StadtA Rt., A 2 Nr. 1016)
- 1484 W. by dem Norsel (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 93')
- 1497 W. in der Waid am Norsel, W. zuo Rappotz Hofen vor Norsel (StadtA Rt., A 2 Nr. 1870)
- 1559 W. an Orschel zw. dem waßen und den ägkern (StadtA Rt., A 2 Nr. 1269)
- 1586 A. vor Orschell (StadtA Rt., A 2 Nr. 1354)
- 1729 A. uff dem Dietweg vor Orschell (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 13)
- 1820 im Urschel (Flurkarte SO 01 10)
- 1842 Orschel (PK, 7386–7557; 7597 Gemeinde)
- 2016 Stadtteil Orschel-Hagen

Orscheläcker SO 01 10, SO 01 11

- 1842 Orscheläcker (PK, 7315–7385)
- 2016 Orscheläcker (Stadtplan)

Orschelwiesen SO 01 10, SO 01 11

- 1563 Orschelwasen (HS)
- 1901 Orschelwiesen (Markungsplan)
- 2016 Orschelwiesen (Stadtplan)

Nach dem Markungsplan von 1901 liegen die Äcker im Gewand Orschel ganz im Norden der Reutlinger Markung an der Grenze zu Rommelsbach; nach Süden folgen die Orschelwiesen am Dietenbach, dann bis zum Dietweg die Orscheläcker. Heute ist das meiste seit den 1960er-Jahren vom Stadtteil Orschel-Hagen überbaut.

Der alte Name Norsel hat sich im 16. Jahrhundert zu Orschel verändert, indem rs zu rsch wurde (vgl. Hirschland) und das Anfangs-N in Fügungen wie an Norschel zu an herübergezogen und abgerissen wurde (Aphärese). Die Ausgangsform ist schwer zu deuten. Da sich ein passendes einfaches Wort nicht finden lässt, muss man von einem zusammengesetzten Nor-sel ausgehen. Das Bestimmungswort könnte die Himmelsrichtung Nord sein, bei der in der Komposition vor Konsonant das d oft ausfällt. So wurden die Nordmannen zu Normannen, Nordbert zu Norbert;²¹³ Nördlingen schwäbisch nerleng ausgeprochen.²¹⁴ Keine überzeugende Lösung lässt sich für das

²¹³ H. Kaufmann, *Altdeutsche Personennamen* (wie Anm. 32), S. 270.

²¹⁴ SWB, V, Sp. 2059 f.

Grundwort sel anbieten. Es gibt zwar als Ableitung von Saal, ahd. sal, ein alt-sächsisches Wort séli „Saal, Gebäude, Haus, Scheune“, das in vielen Ortsnamen vor allem im Rheinland, Westfalen, Niederlande, Belgien vorkommt (z. B. in Brüssel). Es ist aber in Schwaben als Grundwort nicht bekannt; der südlichste Vertreter ist das fränkische Bruchsal. Sonst könnte man unser Norsel genau mit dem Namen des Dorfes Nordsehl (1269 Nortsele) im niedersächsischen Landkreis Schaumburg vergleichen, das als nord-seli „Nordhaus“ zu deuten ist, wobei séli im Gegensatz zu heim mehr ein einfaches, alleinstehendes Haus gewesen sein soll.²¹⁵ Eine mögliche Erklärung wäre es, wenn man für Norsel als Ausgangsform Nord-selde ansetzen würde; denn Selde „Anwesen eines Kleinbauern“ (ahd. selida „Haus, Hütte“) ist ja in Schwaben gut bekannt.²¹⁶ Dann müsste man aber einen Abfall der Endung -de annehmen, um zu Norsel zu kommen. Bei dieser Deutung wäre Orschel der Name einer früh abgegangenen Kleinsiedlung, die keine Spuren in Urkunden oder Feldstrukturen hinterlassen hätte. Bei der Reutlinger mundartlichen Aussprache ooschel ist das r vor Konsonant ausgefallen.

Orschelwald

- 1556 ain wald die Orschel gen. (29 Mg.) (HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 132)
- 1594 W. am Orschelenwaldt (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 2 Bl. 353)
- 1618 im Orschelwäldlein (StadtA Rt., A 1 Nr. 5513, HK)
- 1683 Reutlinger Orschelwald (Kieser, Karte)²¹⁷
- 1750 im Orschelwald (StadtA Rt., A 1 Nr. 5721, HK)

Dieser Name zeigt an, dass es im Bereich Orschel zu dieser Zeit noch ein Waldstück gab. Da es auf den Flurkarten SO 01 10 und SO 01 11 von 1820 fehlt, muss es vorher gerodet sein. Weil der Herzog von Württemberg auch auf dem Gebiet der Reichsstadt Reutlingen die Forst- und Jagdhoheit in Waldgebieten hatte, gab es immer wieder Anlass zu Streit. 1618 bittet Reutlingen Württemberg um Überlassung des kleinen Waidwerks im Orschelwäldlein, 1719 wird der Degerschlachter Schultheiß wegen Forstfrevel im Orschelwald verhaftet, 1750 pfändet der württembergische Forstknecht vier Ziegen wegen verbotenen Weidens im Orschelwald.

Pfalzgrafen

SO 03 12

- 1341 Wg. gen. den Pfaltzgraven dez zwen morgen sint gel. ze Rütlingen an Guelunberg (StadtA Rt., A 3 Nr. 11)

²¹⁵ Wolfgang Laur: Die Ortsnamen in Schaumburg, Rinteln 1993, S. 77.

²¹⁶ SWB, V, Sp. 1345 f. Zu vergleichen ist der Ortsname Wallisellen im Kanton Zürich (1153 Walaseldon, 1229 Walasellon, vgl. M. Niemeyer (wie Anm. 203), S. 667).

²¹⁷ Hans-Martin Maurer; Siegwalt Schiek (Hrsg.): Alt-Württemberg in Ortsansichten und Landkarten von Andreas Kieser, Stuttgart 1985, Bd. 3, Karte Nr. 129.

- 1426 des Spitals Wg. d. m. n. den Pfaltzgräfen deß vier morgen ist, der gel. ist ze Rütlingen an dem Guglumberg (StadtA Rt., A 2 Nr. 1731)
 1729 Wg. im Pfaltzgraven (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 16)
 1842 Pfalzgrafen (PK, 5079–5086)
 2016 Pfalzgrafenweg (Stadtplan)

Diese Weinberglage wurde als die relativ beste in Reutlingen angesehen.²¹⁸ Sie hat ihren Namen anscheinend von den Pfalzgrafen von Tübingen und gehörte seit 1341 dem Spital.

Pfarrenwasen

- 1484 W. uff wiß st. an die Pfarrenwis (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 85')
 1489 W. gel. vor Hundschlech zw. H. K. wisen und dem Pfarrenwasen (StadtA Rt., Urbar Nr. 189 Bl. 22')
 1542 W. gel. in der Rietwiß [...] anderthalb am Pfarrenwyßlin (StadtA Rt., A 2 Nr. 1952)

Der Pfarrenwasen gehörte nicht der Pfarre (dann hieße es Pfarrwasen), sondern war wohl der Farrenwasen, wo der Farren oder Gemeindestier weidete. Der Farrenberg bei Mössingen wurde 1522 auch Pfarrenberg geschrieben.

Pfennings Baumgarten

SO 03 11

- 1842 Pfennings Baumgarten (PK, 450–452)
 2016 Pfenningsstraße (Stadtplan)

Nach dem Familiennamen Pfenning. 1596 wird Caspar, 1677 Thomas Pfenning als Reutlinger Bürger genannt.²¹⁹

Pflugeisen

- 1593 Wg. in der Heegwiß das Pfluogeysin gen. (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 2, f. 297)

Das Grundstück des Weinberges hatte wohl die Form eines Pflugeisens oder einer Pflugschar.

Pomologie s. Hagöschle

Pulvermühle, bei der

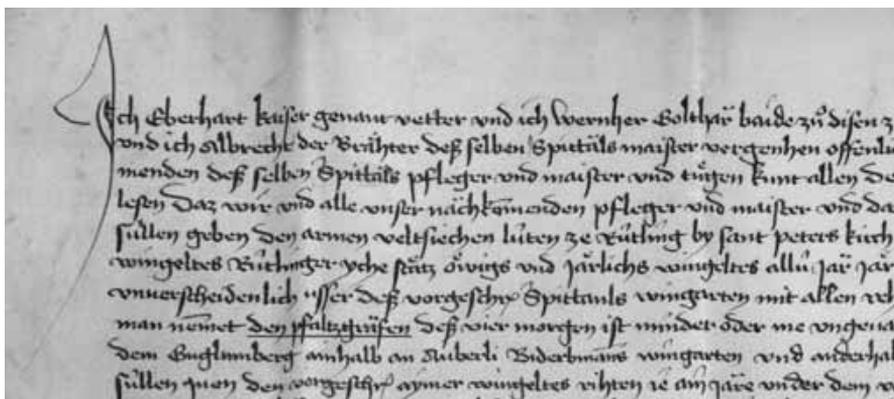
SO 03 10

- 1683 Pulvermühl (Kieser, Karte 221²²⁰)
 1842 bei der Pulvermühle (PK, 546–549)

²¹⁸ OAB Rt., II, S. 68.

²¹⁹ StadtA Rt., A 2 Nr. 2090, HK; Nr. 1457, HK.

²²⁰ Gemeinhardt/Ströbele (wie Anm. 66), Abb. 3.5, S. 46.



Zwei Pfleger und der Meister des Reutlinger Spitals bestätigen, dass dieses verpflichtet ist, den Feldsiechen jährlich einen Eimer Wein (ca. 300 l) aus seinem Weingarten, *den man nemmet den Pfaltzgräfen*, zu geben (Urkunde von 1426 Sept. 18; StadtA Rt.).

Die untere Pulvermühle lag etwas unterhalb der unteren Hammerschmiede an der Echaz. Nach Kopp wurde sie 1575 zuerst erwähnt.²²¹ Sie war als Pulverfabrik in Betrieb, bis sie 1853 in die Luft flog.²²²

Rainhau

SO 06 06, SO 06 07

- 1442 15 Mg. holtz im Buolach an des Spitals holtz d. m. n. den Rain gel. (StadtA Rt., A 3 Nr. 100)
- 1556 ain wald der Rain gen. (57 Mg.) zw. Reutlinger Tryb dem Schiffelhart und der Schifferstaig, unden uf gemeiner Stat wasen (HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 132)
- 1744 in des Jägers Bühl und Rainhau von des Spitals Teuchelholtz und der Statt Waldung Brenntwald genannt (80 Mg. Ohm. Gemeindewald; Gemeindearchiv Ohmenhausen, Nr. 1809 Bl. 5)
- 2014 Stadtwald-Distrikt 2 Großer Wald, Abt. 57 Rainhau (Forsteinrichtung)

Es ist nicht sicher, ob die Belege von 1442 und 1556 räumlich mit dem Rainhau übereinstimmen. Der Rainhau ist im Wesentlichen Ohmenhauser Gemeindewald, doch greift der Name auch etwas auf den Reutlinger Stadtwald über (Rainhauweg, Rainhauhütte). Ein Hau ist ein Waldbezirk, der zum regelmäßigen Holzschlagen vorgesehen ist.²²³ Zum Bw. Rain s. Rainwasen.

²²¹ H. Kopp, Anfänge (wie Anm. 1), S. 81, Abb. 10.

²²² A. Schneider (wie Anm. 40), S. 208.

²²³ W. Keinath (wie Anm. 10), S. 101.

Rainwasen

SO 04 08, SO 04 09, SO 05 08, SO 05 09

- 1549 A. in Nibelloch zw. dem Reutlinger Rain und Nibellocher Weg (Mkg. Betzingen) (StadtA Rt., A 2 Nr. 1974, HK)
 1777 auff Steig am Rheinwaaßen (HStAS, H197 Bd. 31 Bl. 4')
 1842 Rainwaasen (188 Mg. Gemeindegeweide; PK, 9499)
 2016 Rainwasen (Stadtplan)

Der Rainwasen war eine große städtische Weide, nach dem Krieg bis 1992 Standortübungsplatz der Franzosen, seit 2000 ein Naturschutzgebiet. In der auf dem Markungsplan von 1901 eingetragenen Schieferölfabrik wurde seit 1856 ungefähr zehn Jahre lang aus dem Posidonien-Schiefer des Lias epsilon durch Verschwelen Öl gewonnen.²²⁴ Heute ist dort der Friedrich-List-Hof.

Ein Wasen (mhd. wase) ist allgemein ein Rasen oder eine Wiese, hat aber in unserem Raum meistens die Bedeutung Gemeindegeweide (vgl. Markwasen, Rosswasen). Ein Rain ist eine Geländekante, ein Absatz an der Ackergrenze, dann auch Grenze (vgl. Anrainer). Beim Rainwasen in Reutlingen, der an der Grenze zu Betzingen und Ohmenhausen liegt, ist wohl an diese Bedeutung zu denken. Entsprechend liegt der Ohmenhäuser Wald Rainhau an der Grenze zu Reutlingen. Vergleichbar ist der Reutlinger Rain an der Grenze zu Eningen (s. dort).

Rait

SO 05 09, SO 06 09, SO 06 10

- 1340 uf Röte (in Pfullingen)²²⁵
 1556 (Reutlinger Wald die alt Marckh grenzt) oben an Pfullinger Röth (HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 130)
 1842 Raitewald (184 Mg. Gemeindegewald; PK, 9503)
 1901 Walldistrikt VI Raith (Markungsplan)
 1983 Rötewald (TK 7521 Reutlingen)
 2016 Rait (Stadtplan)

Der Distrikt Raith des Reutlinger Stadtwaldes ist ein Teil des alten Pfullinger Waldes Mark (s. dort) und bezieht sich mit seinem Namen auf Röt (1 km östlich) und Hinter Röt (500 m südöstlich), beide auf Markung Pfullingen.

Röte wäre die hochdeutsche, richtige Schreibung nach den Richtlinien²²⁶ für die schwäbische Aussprache rait und meint buchstäblich eine rote Färbung. Dabei könnte man an einen roten Boden denken, der aber hier im Braunjura nicht vorliegen dürfte, oder an Stellen, wo römische Ziegelreste den alemannischen Siedlern auffielen;²²⁷ aber auch davon ist hier nichts bekannt.

²²⁴ OAB Rt., II, S. 176.

²²⁵ Nach W. Kinkel in (wie Anm. 7), S. 450, ohne Quellenangabe.

²²⁶ A. Ruoff (wie Anm. 22), S. 120.

²²⁷ W. Keinath (wie Anm. 10), S. 169.

Vielleicht hatte Röte ganz früher auch noch eine andere, nicht von der Farbe Rot abzuleitende Bedeutung.

Ranschaible

SO 03 12

- 1576 Wg. im Ramscheiblin (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 1 Bl. 49)
- 1602 Wg. im Gugelberg st. oben an das Rahnschäublin und unten an die Gugelgassen (HStAS, H197 Bd. 29 Bl. 48)
- 1729 Wg. im Gugelberg [...] st. oben uff die Rahmschäublingsgaß (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 61)
- 1842 Ranschaible (PK, 5759–5825)
- 2016 Ranschaible (Stadtplan)

Der Flurname ist eine Verkleinerung zu schwäbisch Ramschaub „Pfeifengras“. ²²⁸ Dieses benutzten die Winzer früher zum Heften der jungen Triebe der Reben. Der Anlass, warum ein Weinberg danach benannt wurde, ist nicht mehr zu ermitteln. Das Wort ist wohl zusammengesetzt aus rahn (mhd. ran) „dünn, schlank“ und Schaub (mhd. schoup) „Strohbund“.

Rappenbaumgarten

SO 04 09

- 1842 Rappenbaumgarten (PK, 8975–8984)
- 1901 Rappenbaumgarten (Markungsplan)

Ein Baumgarten auf Hohbuch. Er heißt entweder nach Rappen, schwäbisch für Krähen, ²²⁹ oder eher (entsprechend Krimmels Bg. und Pfennings Bg.) nach dem Familiennamen Rapp. 1491 ist Ludwig Rapp selig erwähnt, 1666 Ludwig Rapp, Bürger zu Reutlingen. ²³⁰

Rappenhalde

SO 03 10, SO 04 10

- 1526 Bg. u. A. uff Bloß an Rappenhalden (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 79)
- 1602 Wg. in der Rappenhalden (HStAS, H197 Bd. 29 Bl. 45)
- 1669 (Weinberghüter) Rappen Hald (StadtA Rt., A 2 Nr. 3993)
- 1729 Wg. in Rappenhalden (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 55)
- 1842 Rappenhalde (PK, 3130–3149, 3244–3297)

Rappenhalde wurde der Südwesthang über der Gustav-Schwab-Straße genannt. (Die Rappenhaldestraße ist nicht dort, sondern ca. 1 km nördlich!). Hier möchte man als Bw. eher die Rappen (= Krähen) als den Familiennamen Rapp annehmen.

²²⁸ SWB, V, Sp. 123.

²²⁹ SWB, V, Sp. 135–138.

²³⁰ StadtA Rt. A 2 Nr. 1855, HK; A 2 Nr. 1452, HK.

Rappertshofen

NO 01 10

- 1298 W. zi Raboldes ofen (StadtA Rt., A 2 Nr. 1533, Druck: WUB XI, Nr. 5115, S. 129)
 1334 W. bi Ratolf offen hinder Norsel (StadtA Rt., A 2 Nr. 1551)
 1497 W. zu Rappotz Hofen vor Norsel (StadtA Rt., A 2 Nr. 1870)
 1602 W. zuo Rappentzhofen (HStAS, H197 Bd. 29 Bl. 160)
 1777 vor Rappelshofen an Altenburger weeg (HStAS, H197 Bd. 31 Bl. 32')
 1820 Rappoltshof (Flurkarte NO 01 10)
 1842 Rappertshofen (PK, 7598–7617)
 2016 Rappertshofen (Stadtplan)

An der nördlichen Markungsgrenze Reutlingens wurde 1894 auf dem Gewand Rappertshofen eine Landesarmenanstalt eingerichtet, heute ist hier die Eingliederungshilfe für Behinderte in einem Gebäudekomplex untergebracht.

Nach der urkundlichen Überlieferung des Namens haben wir zuerst 1298 und 1334 den Ofen eines Rabold, einer Kurzform von Radbold, dann ab 1497 einen Siedlungsnamen Rappertshofen, wobei die Form des Personennamens im Bestimmungswort stark variiert. Eine solche Umdeutung des Grundwortes ofen zu hofen kommt auch sonst vor. So geht der Ortsname Bechhofen im Landkreis Ansbach, Bayern, (1311 Bechoven an der Wisent) auf einen Pechofen zurück;²³¹ Die Blaihofstraße in Tübingen-Pfrondorf heißt nach einem Flurnamen, der 1356 als Bleigofen, 1390 als Blewofen belegt ist,²³² d. h. nach einem Blähofen, wahrscheinlich einem Eisenschmelzofen mit Blasebalgbetrieb. Was für einen Ofen Rabold hatte, ist unklar. Der Untergrund von Rappertshofen ist Ton des Lias beta, aus dem man Ziegel machen könnte; deshalb vermutet die Oberamtsbeschreibung eine Ziegelei.²³³ Die wurde aber meistens Ziegelhaus oder Ziegelhütte genannt, seltener Ziegelofen. Ein Kalkofen scheidet aus, weil es dort keinen Kalkstein gibt. Ein Eisenschmelzofen (wie in Pfrondorf vermutet) wäre sehr spekulativ.

Ohne auf das Grundwort ofen in den ersten beiden Belegen einzugehen, nimmt Kopp an, dass es sich um eine abgegangene Siedlung handelt, wie es die späteren Namensbelege auf -hofen nahelegen.²³⁴ Er führt an, dass nach Gratianus²³⁵ Conrat Ungelter 1435 ein Drittel an Hofen mit Hofraiten an die Stadt Reutlingen verkauft habe. Das ist aber sehr unsicher; denn eine Urkunde ist nicht nachzuweisen und die Identifikation von Hofen mit Rappertshofen ist zweifelhaft. Die Kreisbeschreibung schließt sich der Meinung Kopps an.²³⁶

²³¹ Wolf-Armin Freiherr von Reitzenstein: Lexikon fränkischer Ortsnamen, München 2009, S. 35.

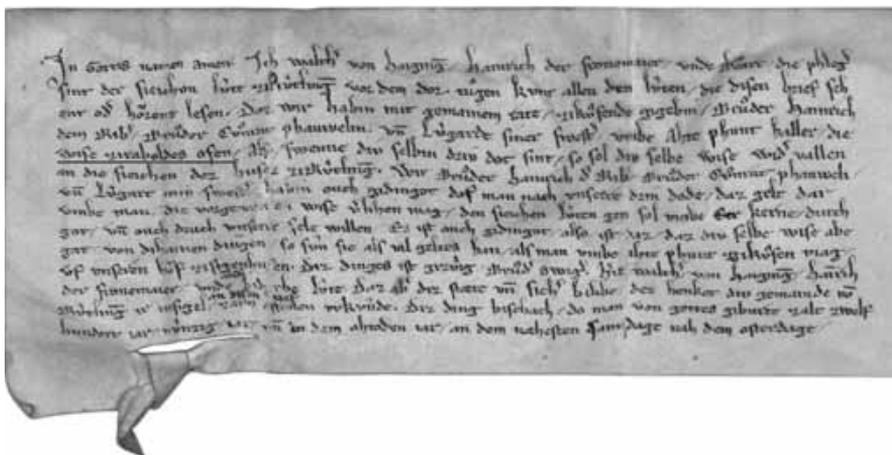
²³² W. Wille (wie Anm. 157), S. 135.

²³³ OAB Rt., II, S. 182.

²³⁴ H. Kopp, Anfänge (wie Anm. 1), S. 33 f.

²³⁵ Carl Christian Gratianus: Geschichte der Achalm und der Stadt Reutlingen, Bd. 2, Tübingen 1831, S. 46 f.

²³⁶ KB Rt., II, S. 313.



Die drei Pfleger der Siechen zu Reutlingen verkaufen für 8 Pfund Heller eine *wise ziraboldes ofen* (Rappertshofen). (Die älteste Urkunde im Stadtarchiv Reutlingen von 1298 April 12).

Reichardt, der nur den ersten Beleg von 1298 kennt, macht sich die Sache einfach, indem er erklärt, bei Raboldesofen habe der Schreiber das h von hofen weggelassen.²³⁷

Die Frage, ob der Flurname Rappertshofen auf den Ofen eines Rabold oder eine abgegangene Siedlung mit dem Grundwort hofen zurückgeht, ist wohl nicht endgültig zu klären.

Rätental

SO 03 12

1484 de vinea Altinger gel. by dem Strygel gen. des Räten tal (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 87)

Ein Weinberg am Achalmhang, der nach einem Personennamen Rät benannt ist. Rät Rek, Bürger zu Reutlingen, wird 1418 genannt,²³⁸ er ist wohl identisch mit Konrad Reck gen. Rät von Reutlingen, der 1423 eine Frühmesse in Undingen dotierte.²³⁹ Eine Wiese des Conrade Räten wird 1441 erwähnt.²⁴⁰ Zum Gw. tal vgl. Bupfs Tal.

²³⁷ L. Reichardt, Reutlingen (wie Anm. 16), S. 108.

²³⁸ HStAS, B201 U424.

²³⁹ KB Rt., II, S. 757 f.

²⁴⁰ StadtA Rt., A 2 Nr. 1777.

Rennwiese

SO 03 10, SO 03 11, SO 04 10, SO 04 11

- 1484 Gt. vor dem Metmanstôr gel. by der Rennwiß (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 81)
 1596 des Spitals 14 Mm. Wießen beyeinander an einem Stuckh genandt Renn-
 wießen negst an der Stat vor dem Holthörilin gel. (StadtA Rt., A 3 Nr. 299)
 1612 ist eine Generalmusterung der gantzen Burgerschaft uff die Rinwisen ge-
 halten worden (TS)²⁴¹
 1729 13 Mm. W. uff der Rennwiß [...] st. unden uff die gemeine Landstraß gehn
 Betzingen (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 3)
 1820 Rinnwiese (Katasterplan)
 1842 Rennwiese (PK, 3064)
 2016 Sportplatz Rennwiese (an der Jahnstraße, Stadtplan)

Die Rennwiese gehörte dem Spital. Auf ihr wurde für Preise um die Wette ge-
 rannt, und sie diente als Festplatz für öffentliche Veranstaltungen. Rinwiese,
 Rinnwiese sind sogenannte hyperkorrekte Schreibungen: Da im Schwäbi-
 schen in vor Konsonant wie en gesprochen wird (Kinder als kender) wird
 manchmal statt en ein vermeintlich richtiges in geschrieben (→ Mühlwängle).

Reutlingen²⁴²

- (1080/90) Rutelingin (Zwiefalter Chronik²⁴³)
 1245 Rutilingen (WUB, IV, Nr. 1045, S. 102)
 13. Jh. Riutelingen, Rütelingen, Rutlingen (und andere Schreibungen)
 14., 15. Jh. (in der Regel) Rütlingen
 ab 16. Jh. Reutlingen

Die Endung -ingen zeigt, dass Reutlingen ein typischer Ortsname aus der Zeit
 der alemannischen Besiedlung ist (vielleicht um 500 n. Chr.). Die Bedeutung
 ist „zu den Leuten des *Riutilo“. Dies ist eine Kurzform mit l-Suffix zu Na-
 men wie Hriudolf, die auf einen Stamm *hreuda- „Schilfrohr, Ried“ (auch in
 der speziellen Bedeutung „Pfeilschaft“) beruhen.²⁴⁴ Den etymologisch glei-
 chen Namen haben Reutlingendorf, Gemeinde Obermarchtal, Alb-Donau-
 Kreis (790 Riutilinga)²⁴⁵ und Reutlingen, Stadtteil von Winterthur, Kanton
 Zürich (1167 Reutelingin).²⁴⁶

²⁴¹ Theodor Schön: Reutlinger Geschichtsquellen III, Chronologia Begeriana (Fortsetzung),
 in: RGB 9 (1898), S. 59.

²⁴² Reutlingen ist kein Flurname, deshalb soll hier nur eine sehr vereinfachte Namens-
 geschichte und -klärung hauptsächlich nach L. Reichardt, Reutlingen (wie Anm. 16),
 S. 110–112, gegeben werden.

²⁴³ Wie Anm. 14, S. 40.

²⁴⁴ H. Kaufmann, Altdeutsche Personennamen (wie Anm. 32), S. 196.

²⁴⁵ Lutz Reichardt: Ortsnamenbuch des Alb-Donau-Kreises und des Stadtkreises Ulm,
 (VKGL, Reihe B, Bd. 105), Stuttgart 1986, S. 238 f.; Wolfgang Haubrichs: Frühe aleman-
 nische Personennamen (4.–8. Jh.), in: Alemannien und der Norden (Ergänzungsbände zum
 Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 43), Berlin 2003, S. 57–113, hier S. 86.

²⁴⁶ Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz, Bd. 5, Neuenburg 1929, S. 592.

Reutlinger Rain (Markung Eningen)

- 1393 Bg. gel. an der Wengun an dem Rütlinger Rain (HStAS, A514 U566)
 1580 W. im Betzenrieth [...] oben uff die gemeine gassen unnd unnden denn Reutlinger Rain st. (StadtA Rt., A 2 Nr. 1340)
 1590 Egert am Reutlinger Rain [...] st. oben auf den Eninger Landgraben (StadtA Rt., A 2 Nr. 1367, HK)
 1594 W. im Reutlinger Rain [...] unden an die Betzenriethgaß st. (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 2 Bl. 375)
 1601 Wg. in der Loschenhalden [...] oben an Reutlinger Rain, unten an M. H. st. (StadtA Rt., A 2 Nr. 2095, HK)
 1744 5 Mg. Bg. aufm Reuttlinger Rain oben an der Loschenhald (StadtA Rt., Urbar Nr. 151 S. 20)

Der Reutlinger Rain war der Westrand der Eninger Loschenhalde vor dem Reutlinger Betzenried. Heute wird dort die Südeinfahrt zum Achalmtunnel gebaut. Rain hat hier wohl wie beim Rainwasen (s. dort) die Bedeutung Grenze. Hier hatten auch Reutlinger Pflugschaften Besitz wie die Armenwiese der Armenpflege (s. dort) und der Baumgarten des Spitals im Beleg von 1744.

Riedwiesen

SO 02 11

- 1293 W. dictum Riethwise situm ante nemus dictum Huntzlehen (HStAS, B475 U198; Druck: WUB, X, Nr. 4338, S. 113)
 1315 W. in Rietwise (HStAS, A514 U520)
 1421 A. in Rietwise an dem Verherwasen (StadtA Rt., A 2 Nr. 1720)
 1427 W. in der vordrun Rietwise, W. in der hindrun Rietwise an dem wäsemli (StadtA Rt., A 2 Nr. 1738)
 1526 W. in der Rietwiß (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 84')
 1842 Riethwiesen (PK, 3994–4000)

Eine Riedwiese war eine sumpfige Wiese. Das Bestimmungswort Ried (mhd. riet „Schilfrohr, Sumpfgas, damit bewachsener Grund“, ahd. hriot) kann auch Moor bedeuten wie in Pfrungener Ried oder Wurzacher Ried. Es gibt ein zweites, etymologisch verschiedenes Wort Ried (mhd. riet, ahd. riod), das Rodung(sstelle) bedeutet (s. Betzenried).²⁴⁷

Riedwiesen, Äußere

SO 02 11, SO 02 12

- 1489 W. in der ussern Rietwiß (StadtA Rt., Urbar Nr. 189 Bl. 27)
 1842 äußere Riethwiesen (PK, 4208–4303)

Hier ist heute das Industriegebiet Laisen.

²⁴⁷ E. Seebold (wie Anm. 35), S. 686.

Riedwiesen, Innere

SO 02 11

- 1489 A. in der nehern Rietwiß (StadtA Rt., Urbar Nr. 189 Bl. 33)
- 1842 innere Riethwiesen (PK, 4105–4207)
- 2016 Riedstraße (Stadtplan)

Riedwiesen, Kleine

SO 02 11

- 1842 kleine Riethwiesen (PK, 4001–4029)

Ringelbach

SO 04 10, SO 04 11

- 1340 W. gel. in Ringelbach (HStAS, A514 U 523)
- 1426 W. in dem Ringelbach bei der Werre (StadtA Rt., A 2 Nr. 1730)
- 1484 W. in dem Ringelbach da vorne uff dem Hag (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 76)
- 1842 im Ringelbach (PK, 2884–3063)
- 2016 Ringelbachstraße (Stadtplan)

Der Ringelbach bildet sich aus mehreren Quellbächen, die vom Raitwald, vom Gaisbühl und vom Vochezenholz herkommen, und fließt nach Norden bis zur Alteburgstraße, wo er nach Nordwesten abbiegt, seinen Namen in Kaibach (s. dort) verändert und bei Betzingen von links in die Echaz mündet. Das Land um den Ringelbach wird aus dem schweren Opalinuston des Braunjura alpha gebildet, ist daher für Ackerbau nicht geeignet und wurde von Wiesen eingenommen (heute fast alles überbaut). Der nördliche stadtnahe Bereich war der Innere, der südliche stadtferne der Äußere Ringelbach. Dass die Wiesen „im Ringelbach“ hießen und nicht etwa „Ringelbachwiesen“, war bei schwäbischen Wiesenflurnamen eine übliche Namenbildung.

Nach Springer²⁴⁸ und Greule²⁴⁹ ist der Name von mhd. *ringel*, ahd. *ringila* „kleiner Ring“ wegen auffälliger Biegungen des Baches abgeleitet. Es entsteht die Vorstellung, dass er sich wie eine Ringelnatter durch die Wiesen ringelt. Springer kennt noch zwei andere Bäche des Namens in Württemberg; Greule verweist auf einen Ringelbach in Baden, einen Nebenbach eines Reichenbächles, das über die Rench in den Rhein fließt.

Man könnte aber auch eine Ausgangsform *Ringenbach ansetzen zum schwäbischen Adjektiv *ring* „leicht, gering“²⁵⁰ (mhd. *ringe* „gering, unbedeutend“), aus der durch Dissimilation von n-n zu n-l der Name Ringelbach entstanden wäre, mit der Vorstellung eines relativ schwachen, wasserarmen Baches im Gegensatz zum benachbarten Breitenbach und zum Reichenbach, der von der Achalm nach Sondelfingen fließt.

²⁴⁸ O. Springer (wie Anm. 71), S. 101.

²⁴⁹ A. Greule, *Gewässernamen* (wie Anm. 74), S. 440.

²⁵⁰ SWB, V, Sp. 356–359.

Ringelbach, Äußerer

SO 04 10, SO 05 10

- 1471 W. in dem ußern Ringelbach (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 180)
- 1526 W. im ussern Ringelbach (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 17')
- 1842 äußerer Ringelbach (PK, 2734–2827, 2831–2883)

Ringelbach, innerer

- 1489 W. im nehern Ringelbach (StadtA Rt., Urbar Nr. 189 Bl. 29)
- 1587 W. im innern Ringelbach (StadtA Rt., A 2 Nr. 2071, HK)
- 1819 im innern Ringelbach (Flurkarte SO 05 10)

Ringelgässlin

- 1420 Bg. zw. dem Stainiberg und dem Hag an dem Ringelgässlin (StadtA Rt., A 2 Nr. 1719)
- 1729 Bg. im Legeler zw. dem Ringelgässlin [...] (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 42)

Ringelgässlin ist eine Klammerform aus Ringel-bach-gässlin. Dreigliedrige Zusammensetzungen stoßen oft den Mittelteil aus.

Röhmi

SO 03 12

- 1424 Wg. an dem Guglumberg zunächst under der Widem an der Remin Wg. (StadtA Rt., A 2 Nr. 1727)
- 1445 Wg. gel. zuo Rütlingen an dem Rämim (StadtA Rt., A 2 Nr. 1083, HK)
- 1471 (Weinzehnte) die Remyn (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 181')
- 1576 Wg. im Reme (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 1 Bl. 46')
- 1820 im Röhme (Flurkarte SO 03 12)
- 1842 Röhmi (PK, 5117–5133)

Dieser Weinberg heißt nach der gut belegten Reutlinger Familie Remi; Peter Remi wird 1400 genannt, Paul Remi 1420, Jos Rämim 1451.²⁵¹ Der Familienname Remi ist eine Abkürzung von Remigius. Die Belege von 1424 und 1471 deuten an, dass der Name nach einer Frau Remi gegeben wurde. Die Schreibungen von 1820 und 1842 mit ö statt e sind hyperkorrekt (→ Wörnsberg).

Römerschanze

SO 01 10

- 1893 Römerschanz auf Boll (OAB Rt., II, S. 437)
- 1901 Römerschanze (Markungsplan)
- 2016 Stadtteil Römerschanze, Friedhof Römerschanze (Stadtplan)

Der Name Römerschanze für das Gelände am Dietweg zwischen der Sickenhäuser und der Rommelsbacher Straße ist wohl erst im 19. Jahrhundert ent-

²⁵¹ StadtA Rt., A 2 Nr. 992, HK; A 2 Nr. 1719, HK; A 2 Nr. 1095, HK.

standen. Sein Ausgangspunkt ist anscheinend ein Hügelgrab, das noch um 1930 mit 15 m Durchmesser und 1,80 m Höhe zu sehen war, aber bei der Anlage des Friedhofs in den 1950er-Jahren eingeebnet wurde.²⁵² Es sind keine archäologischen Funde bekannt, aber es war wohl ein Hügel aus der Hallstatt- und nicht aus der Römerzeit. Eine Gruppe solcher Hügel liegt 1 km weiter nördlich im Gewand Bühlen der Markung Rommelsbach.²⁵³ Von einer schanzenartigen Befestigung ist nichts bekannt.

Rossnagel

SO 05 11

- 1386 Wg. u. W. in Pfullinger zehenden [...] lit in Rosnagels haldun (HStAS, A514 U560)
- 1471 (Weinzehnte) Roßnagelshalde (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 181')
- 1526 Wg. im Rossnagel (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 1')
- 1528 Wg. im kleinen Roßnägelin (StadtA Rt., A 2 Nr. 1191)
- 1729 Wg. im Roßnagel (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 43')
- 1820 Roßnägel (Flurkarte SO 05 11)
- 1842 Roßnagel (PK, 2243–2349, 2379–2406)
- 2016 Roßnagelweg (Stadtplan)

Diese Weinbergelage am Nordwesthang des Georgenbergs hat in der mündlichen Überlieferung die Pluralform Roßnägel, vielleicht weil sie aus unterschiedlichen Teilstücken besteht. Der Name ist verkürzt aus Roßnagels halde, nach einer Reutlinger Familie Roßnagel; 1337 wird Irmengart Rosnagelin genannt.²⁵⁴ Roßnagel war ein Übername für einen Hufschmied.

Rosswasen

SO 05 09

- 1556 die Roßwaid (nahe am Lichten Hau) (HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 130')
- 1665 auf dem Roßwasen (StadtA Rt., A 2 Nr. 7870)
- 1842 Roßwasen (Gemeinde, 86 Mg. A.; PK, 9501)
- 2016 Rosswasen (Stadtplan)

Der Rosswasen war die stadteigene Pferdeweide.

Rümmelinsäcker

SO 01 11

- 1842 Rümmelinsäcker (PK, 7279–7293)
- 1901 Rümmelinsäcker (Markungsplan)

²⁵² Heute ist dort in der Nähe des Haupteingangs wieder ein kleiner Hügel aufgeschüttet und eine Erläuterungstafel aufgestellt.

²⁵³ F. Klein (wie Anm. 208), S. 35 f.; Archäologische Karte (wie Anm. 208).

²⁵⁴ HStAS, B475 U212.

Der Flurname kommt vom Reutlinger Familiennamen Rüm(m)elin; 1591 wird ein Hans Rümelin genannt.²⁵⁵

Rüschchen Sommerhalde s. Sommerhalde, Rüschchen

Sammler

SO 05 11

- 1377 under dem Wg. gen. der Samler²⁵⁶
 1391 Wg. der gel. ist in Lindach under dem Wg. d. m. n. den Samler (HStAS, B201 U406)

Da die große Flur Lindach sich am Osthang des Georgenberges über beide Markungen Reutlingen und Pfullingen erstreckt, ist nicht sicher, auf welcher sich dieser Weinberg befand. Er hieß so nach einem Familiennamen, der aber für Reutlingen nicht belegt ist. 1383 gab es in Entringen bei Tübingen einen Walther Samler.²⁵⁷

Sankt Bernhard

- 1489 Gt. vor dem Burgthörlein hinnder sant Bernharts capellin (StadtA Rt., Urbar Nr. 189 Bl. 9')
 1566 Bg. hinder Sannct Bernhards Cappel (HStAS, H102/8 Bd. 237 Bl. 258)

Von dieser Bernhardskapelle ist sonst nichts bekannt.²⁵⁸ Das Burgtörle öffnete sich in der äußeren Mauer der Oberen Vorstadt zum Burgweg auf die Achalm hin.

Sankt Erhard

- 1391 Bg. an dem holweg bi Sant Erharten (StadtA Rt., A 2 Nr. 1658)
 1409 Bg. apud sanctum Erhardum (HStAS, H228 Nr. 1 Bl. 3)
 1484 Bg. vor Metmanstor in der vorstatt stöst an die Echentz und an sant Erhartz cappel und oben an daz Holtor (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 80)

Die Erhardskapelle befand sich am Hohlweg (s. dort) am Beginn der heutigen Alteburgstraße; dort war das Hohltörle in der äußeren Mauer der Metmann-Vorstadt, das im Ditzinger-Stich abgebildet ist.²⁵⁹

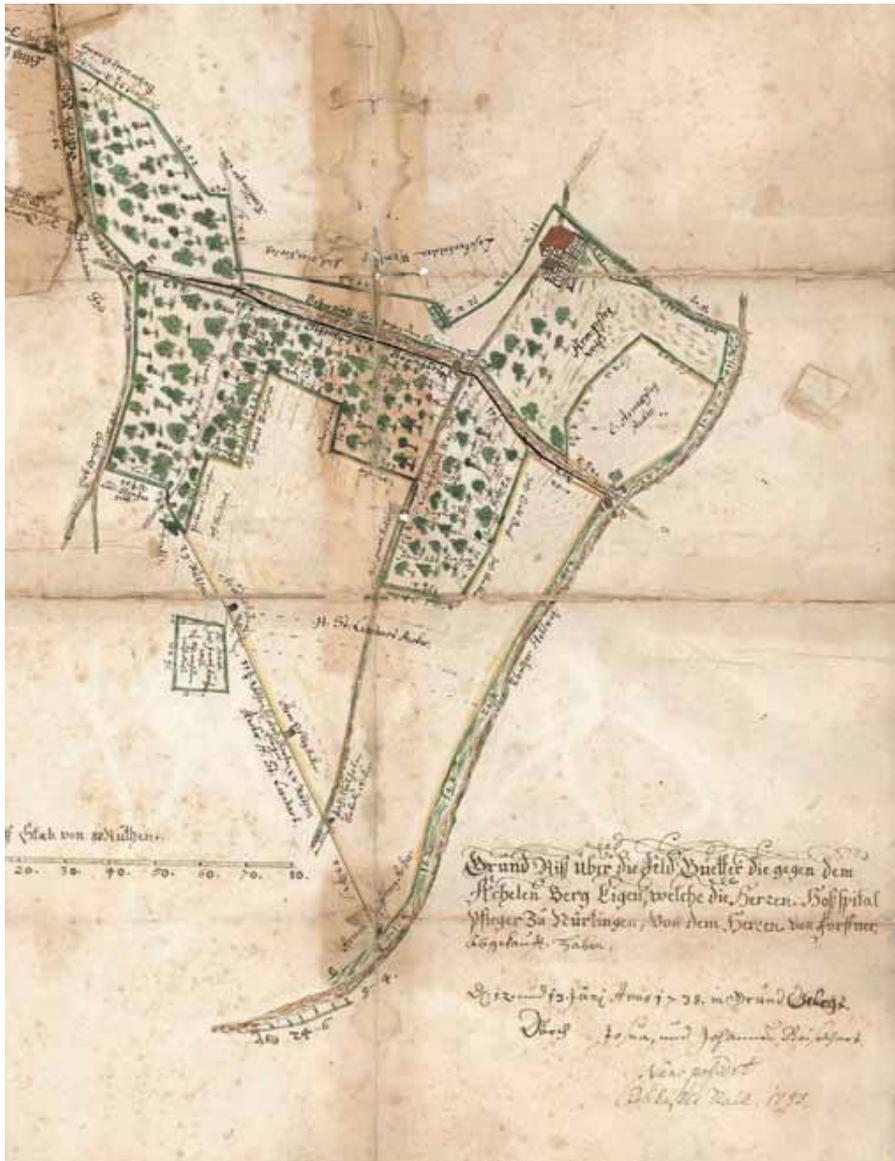
²⁵⁵ StadtA Rt., A 1 Nr. 13546, HK.

²⁵⁶ T. Schön, Patrizier (wie Anm. 95), RGB, 4 (1893), S. 72.

²⁵⁷ Karl Otto Müller (Bearb.): Altwürttembergische Urbare aus der Zeit Graf Eberhards des Greiners (1344–1392) (Württembergische Geschichtsquellen, Bd. 23), Stuttgart 1934, S. 315.

²⁵⁸ KB Rt., II, S. 339.

²⁵⁹ Gemeinhardt/Ströbele (wie Anm. 66), S. 32, Abb. 2.1 b auf S. 31.



Die nach Osten ausgerichtete Karte von 1738 zeigt den Südostteil des Ackergewands Hinter Sankt Leonhart. Es ist im Süden durch den Eninger Hohlweg gegen Pfullingen abgegrenzt und im Osten durch die Betzenriedgasse gegen Eningen. Auf der Reutlinger Seite liegen mehrere Baumgärten. Auf der Eninger Seite ist im Norden der Baumgarten des Spitals, im Süden die Wiese der Armenpflege mit einer Kelter eingezeichnet. Dazwischen heißt es *Loschenhalden-Weinberg* und *Reutlinger Rain*.

Sankt Jodocus

- 1409 de orto sito apud sanctum Jodocum (HStAS, H228 Nr. 1 Bl. 5')
 1484 Gt. by sant Jösen cappell uff dem Hirßeland st. an daz heginlin und an die gassen da man gât uff den Stainiberg (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 70')

Jos ist eine Kurzform von Jodokus. Seine Kapelle war im Hirschland (s. dort) auf der linken Echazseite.

Sankt Johannser Brühl s. Zwiefalter Brühl**Sankt Leonhart**

SO 04 12

- 1341 A. gel. bi sant Lenhart ze Rütlingen (HStAS, A514 U524)
 1526 Hanfgt. by sant Lienhart hinuß (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 6)
 1842 Sanct Leonhart (PK, 995–1090)
 2016 Leonhardsplatz (Stadtplan)

Die Leonhardskapelle stand vor dem Obertor ungefähr da, wo heute der Leonhardsplatz ist. Sie wurde 1531 infolge der Reformation wie auch die anderen außerstädtischen Kapellen abgerissen. Erst 1894 wurde an der Stelle die evangelische Leonhardskirche gebaut; sie sollte wegen der umfangreichen Sanierungsarbeiten an der Marienkirche als Aushilfskirche dienen, bestand aber bis 2010 weiter.

Sankt Leonhart, Hinter

SO 04 12

- 1471 der zehnd hinder sant Lienhart (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 178')
 1484 A. by sant Panthleon hinder sant Lienhartz cappel (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 66)
 1564 A. hinder Sant Leinhardt (StadtA Nürtingen, Salmansweiler Zehntregister, ohne Signatur, Bl. 60')
 1729 A. hinder St. Leonhardt (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 6)
 1842 hinter Sanct Leonhart (PK, 860–896)
 2016 Sankt-Leonhard-Straße (Stadtplan)

Dieses große Ackergewand lag östlich der ehemaligen Leonhardskapelle und erstreckte sich im Osten bis an die Eninger Markungsgrenze; im Süden grenzte es an die Pfullinger Markung. Hier fand 1377 die Schlacht zwischen den Reutlinger Bürgern und Handwerksknechten und einem kleinen württembergischen Ritterheer statt, bei der dieses vernichtend geschlagen wurde und viele Ritter den Tod fanden.²⁶⁰ Der Flurname Hinter Sant Leonhart ist in der stark verschliffenen Form heⁿdschedläed²⁶¹ bis heute überliefert.

²⁶⁰ OAB Rt., II, S. 90–93.

²⁶¹ P. Wagner, Mundart (wie Anm. 48), S. 132.

Sankt Pantaleon, hinter

- 1391 A. hinder sant Pantleon, da etwenne sant Katherinen capelle stuond an der Veltsiechen von Rütlingen A. und an der von Marhtel A. (HStAS, H514 U564)
- 1436 A. oberhalb sant Panthaleons cäpelli (HStAS, B551 U520)²⁶²
- 1471 A. hinder Sant Banthaleon (HStAS, H102/39 Bl. 165)
- 1495 Goldhars acker hinder Sant Pantaleon [...] git den zehenden gen Salmaßwiler (StadtA Nürtingen, Salmansweiler Zehntregister, ohne Signatur, Bl. 4)
- 1506 under santt Pantleons capell und der von Pfullingen siechhawß (StadtA Rt., A 2 Nr. 1156)

Nach Kinkelin stand die Pantaleonskapelle dicht beim Siechenfeld²⁶³ (s. dort). Das Gewand hinter St. Pantaleon war von Pfullingen aus „jenet Markbach“ auf der rechten Seite des Arbachs. Pfullinger Höfe hatten 1439 nach Kinkelin Besitz „hinter St. Pantaleon“.²⁶⁴

Saurer Spitz

SO 06 07, SO 06 08

- 1729 biß uff die Altenburg dem Sauren Spitz gemeiner Statt Wisen oder Wasen (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 19)
- 1901 Saurenspez (Markungsplan)
- 2016 (Erddeponie) Saurer Spitz (Stadtplan)
- 1729 war der Saure Spitz anscheinend noch eine Wiese, dem Namen nach eine saure, sumpfige Wiese. Später wurde sie aufgeforstet und heute ist daraus eine riesige Erddeponie geworden. Spitz meint eine vorspringende Ecke oder das Ende des Landes vor der Grenze, hier der Markungsgrenze von Gönningen.

Saus

SO 02 13, SO 03 13

- 1680 Saus (Lagerbuch der Kellerei Pfullingen, HS)
- 1842 Saus (PK, 9538–9572)
- 2016 Saus (Stadtplan)

Dies war eine kleine Weinberglage nördlich der Achalm. Der Name ist unerklärt.

Schafstall

SO 03 09, SO 04 09, SO 04 10

- 1382 W. gel. uff Hohenbuoch an der wise dū der Schaffstal haisset (StadtA Rt., A 2 Nr. 1639)
- 1593 A. im Schafstall (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 2 Bl. 314')

²⁶² A. Schneider (wie Anm. 40), S. 174.

²⁶³ W. Kinkelin (wie Anm. 7), S. 376.

²⁶⁴ Ebd. S. 396.

- 1729 A. im Schafstall (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 68')
 1842 Schaafstall (PK, 8867–8974)
 2016 Schafstallstraße (Stadtplan)

Schon der erste Beleg erklärt den Namen nach einem ehemaligen Schafstall.

Schaufelhart

SO 05 08, SO 06 07, SO 06 08

- 1399 W. gel. in Betzinger zenhenden uff Stig vor dem Schufelhart (StadtA Rt., A 2 Nr. 989)
 1526 W. uf Steyg st. an Schufelhart (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 8')
 1592 Schaufelhard (Karte „Tibinger Vorst“ von Georg Gadner)²⁶⁵
 1842 Schaufelhart (Gemeindewald; PK, 9516)
 1901 Walddistrikt XIII Schaufelhardt (Markungsplan)
 2016 Alter Schaufelhardtweg (Stadtplan)

Das in Flurnamen häufige Wort Hart (mhd. hart) bedeutet Wald (in der Regel Gemeindewald), der auch zur Weide diente.²⁶⁶ Bekannt ist das Münsinger Hart, in dem fünf Gemeinden Weidrechte hatten. Vielleicht hatten im Schaufelhart die Schaufelmacher ein Sonderrecht, Holz für ihr Gewerbe zu holen, dies vermutet Keinath für den Namen Schaufelholz.²⁶⁷

Scheibe

- 1555 gegen der Scheyben in ein hohen Eckstain der steett uff der Scheyben (HStAS, H101/58 Bd. 10 Bl. 13)
 1580 Wg. im Gugelberg [...] oben an die Scheiben st. (StadtA Rt., A 3 Nr. 279)
 1665 auf der Scheibe (StadtA Rt., A 2 Nr. 7832, HK)
 1729 Wg. uff der Scheib [...] oben uff den Reuttlinger Waasen, unden die Sommerhalden stoßend (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 123')

Scheibenberg

SO 02 12, SO 03 12

- 1842 Scheibenberg (PK, 5828–5838)
 2016 Scheibenberg (Stadtplan)

Scheibengipfel

SO 03 12

- 1901 Scheibengipfel (Markungsplan)
 2016 Scheibengipfel (Stadtplan)

²⁶⁵ Wie Anm. 89.

²⁶⁶ SWB, III, Sp. 1184–1186.

²⁶⁷ W. Keinath (wie Anm. 10), S. 103.

Scheibenwasen

- 1665 auf dem Scheibenwasen (StadtA Rt., A 2 Nr. 7883)
 1777 am Scheibenwasen oberhalb der Kuhmann Weinberge (HStAS, H197 Bd. 31 Bl. 24')

Der Scheibenberg umfasste nach dem Primärkataster sowohl den heutigen Scheibengipfel wie auch Weinberge am Nordwesthang. Der Flurname Scheibenberg geht oft auf den Brauch des Scheibenschlagens am Funkensonntag (Invocavit) zurück,²⁶⁸ bei dem brennende Holzscheiben ins Tal geschleudert wurden. Ob das hier in Reutlingen auch stattfand, ist unbekannt. Da diese Sitte oft ausartete, wurde sie an vielen Orten verboten.

Die Scheibe und der Scheibenwasen sind eher die Verebnung auf halber Höhe westlich der Achalm, die durch den Blaukalk des Braunjura gamma gebildet wird und deren Vorsprung zur Stadt hin der Scheibengipfel ist. Der Name Scheibengipfel scheint ziemlich jung zu sein, früher sagte man Gugelberg dazu (s. dort).

Die Scheibe wird in den Protokollen der Hexenprozesse öfter als Versammlungsort angegeben (so 1665).

Schelmenacker

- 1471 A. d. m. n. den Schelmenacker (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 165)
 1592 Bg. in Unhalden gel. vor Zeiten Schelmenacker gen. (StadtA Rt., A 2 Nr. 4314)

Der Schelm (mhd. schelme) ist eine Viehseuche, dann ein verendetes Tier, das der Abdecker oder Schinder auf dem Schelmenacker vergräbt,²⁶⁹ der meistens auf unfruchtbarem Boden entfernt vom Ort angelegt wurde, hier vor der Bettinger Markungsgrenze.

Scheuler

SO 01 14, SO 02 14

- 1557 ain wald am Achalmerperg der Erdschliff oder Scheuler gen., 90 Mg., st. ainthalb uf die von Sundelfingen, anderseits an deren von Metzungen Stetthart, oben uf die von Eningen (HStAS, H107/19 Bd. 2 Bl. 89')
 1685 Marksteinsetzung im Scheuler (StadtA Rt., A 1 Nr. 8269, HK)
 1729 W. im mittlern Scheuller (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 5)
 2016 Reutlinger Scheuler (Stadtplan)

Dieser der Stadt Reutlingen gehörende Wald auf Markung Eningen hat seinen Namen anscheinend von einer Eninger Familie Scheuler. Nach der Steuerliste

²⁶⁸ SWB, V, Sp. 735–737; W. Keinath (wie Anm. 10), S. 196.

²⁶⁹ SWB, V, Sp. 765–768.

von 1470 war Burkhart Schyler mit einem Vermögen von 830 Gulden der reichste Eninger, 1579/1584 wird Jörg Scheuler in Eningen genannt.²⁷⁰

Schieferbuckel, Am

SO 02 10

2016 (Straße) Am Schieferbuckel (Stadtplan)

Liegt unmittelbar über einer aufgelassenen Ziegeleigrube. Dort wurden Amaltheentone des Lias delta abgebaut, die im Volksmund wohl als Schiefer bezeichnet wurden.

Schieferöschle

SO 02 11

1729 A. im Schieferöschlin [...] unden uff die Orschelgaß stoßend (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 10')

1842 Schieferöschle (PK, 6691–6700)

Die Äcker im Schieferöschle lagen auf dem Posidonienschiefer des Lias epsilon. Zum Gw. Öschle vgl. Hagöschle.

Schlattwiesen

SO 04 10, SO 05 09, SO 05 10

1293 de prato sito in Slatwise (HStAS, B475 U199; Regest: WUB, X, Nr. 4416 S. 165)

1351 W. in Slatwis (StadtA Rt., A 3 Nr. 25)

1441 W. u. A. in Schlattwyse vornan by dem Käppellin [...] st. anderhalb an den wasen (StadtA Rt., A 2 Nr. 1777)

1528 W. in der Schlattwiß [...] anderhalb am Liechtenhaw (StadtA Rt., A 3 Nr. 196)

1842 Schlattwiesen (PK, 9225–9337)

2016 Schlattwiesen, Schlattwiesenstraße (Stadtplan)

Schlattwiesen, Äußere

SO 05 09, SO 05 10

1842 äußere Schlattwiesen (PK, 2828–2830)

Die Schlattwiesen waren ein großes Wiesengelände; dort ist heute das Stadion Kreuzeiche. Die Äußeren Schlattwiesen schlossen sich im Südwesten an.

Das Bw. schlatt (mhd. slat) ist im Schwäbischen nicht mehr lebendig, aber in Flurnamen wie Schlattwiesen relativ häufig (z. B. auch in Mössingen und Oferdingen).²⁷¹ Es gibt mehrere Ortsnamen Schlatt in Baden-Württemberg (z. B. Schlatt bei Hechingen). Als Bedeutung kann man „feuchte Wiese“ ansetzen. In England kommt das etymologisch gleiche slade (altenglisch slaed) „Tal, feuchte Wiese“ in Orts- und Flurnamen vor.²⁷²

²⁷⁰ F. G. Brustgi (wie Anm. 6), S. 125 f.

²⁷¹ SWB, V, Sp. 900; W. Keinath (wie Anm. 10), S. 73.

²⁷² John Field: English Field-Names, Newton Abbot 1972, S. 274.

Ein anderes Wort war wohl das mhd. *slâte* „Schilfrohr“ mit einem langen *â*, das im Schwäbischen zu einem langen offenen *o* wurde. Es bildet das Bw. im Ortsnamen Schlattstall, Gemeinde Lenningen, der *schlôschl* ausgesprochen wird.²⁷³

Schnarrenberg

- 1401 Bg. gel. in dem grossen Lindach an dem Schnarrenberg (HStAS, A514 U575)
- 1471 Gut gen. an dem Schnarrenberg (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 168)
- 1555 Wg. am Schnarrenberg (HStAS, H102/78 Bd. 12 Bl. 190)
- 1592 Egart im Schnarrenberg (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 2 Bl. 275)

Der Schnarrenberg lag am oberen östlichen Hang des Georgenberges an der Grenze zu Pfullingen. Dieser Name ist in Schwaben nicht selten; bekannt ist der Tübinger Schnarrenberg, auf dem die Kliniken stehen. Als Bw. ist am ehesten schweizerdeutsch Schnarre „vorspringende Felskante, -nase“ anzusehen, das als Vergleich mit Schnarre „Schweine-, Hundeschnauze“ ins Gelände übertragen wurde.²⁷⁴

Schoch

- 1495 Wg. gen. der Schoch nicht weit vom Planckenstaiglin im Stehelin gel. (StadtA Rt., A 2 Nr. 1144)

Der Weinberg ist nach dem Reutlinger Familiennamen Schoch benannt. 1421 kommen Haintz und Auberli Schoch in zwei Urkunden vor.²⁷⁵

Schönecker

- 1365 Wg. d. m. n. den Schönecker gel. gen Achaln uff (StadtA Rt., A 2 Nr. 939)
- 1423 Gut der Feldsiechen d. m. n. den Schönnegger [...] under Achalm (StadtA Rt., A 2 Nr. 1725)
- 1489 Gütlin am Achalmer Berg am Schönecker ob dem Liechtenberger gelegen (StadtA Rt., Urbar Nr. 189 Bl. 11')

Dieser Weinberg heißt nach der Reutlinger Familie Schönecker; 1348 wird ein Dieterich der Schönecker erwähnt.²⁷⁶

Schönrain

NO 01 11, SO 01 11

- 1354 A. in Schünrain (Mkg. Sondelfingen) (HStAS, B201 U 379)
- 1471 W. an dem Schönrain (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 162')

²⁷³ L. Reichardt, Esslingen (wie Anm. 148), S. 96.

²⁷⁴ L. Reichardt, Rems-Murr (wie Anm. 212), S. 303.

²⁷⁵ StadtA Rt., A 2 Nr. 1720, 1721.

²⁷⁶ HStAS, A514 U533.

- 1526 W. uf Wiß st. oben an den Schonrain (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 49)
 1545 A. gel. in Storlach [...] st. unden uf die Schönraingaß (StadtA Rt., A 2 Nr. 1227)
 1573 A. uff dem Schinrain (HStAS, Kaufbuch Nr. 1 Bl. 14)
 1602 A. im Schönrain (HStAS, H197 Bd. 29 Bl. 97)
 1729 A. uffm Schönrain (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 9)
 1842 Schönrain (PK, 7558–7581)
 2016 Schönrainweg (Stadtplan)

Der Flurname geht wohl von Sondelfingen aus.²⁷⁷ Der Name begründet sich auf einen in SW–NO-Richtung streichenden Höhenzug, der im Kern vom Numismalmergel des Lias gamma aufgebaut wird. Das Gw. Rain meint diesen Rücken. Das Bw. schön bezieht sich wohl auf den kleinklimatisch günstigen SO-Hang, an dem früher Wein gebaut wurde. Geologisch und landschaftlich ganz ähnlich ist der Schammberg in Betzingen und Ohmenhausen (1682 Schönberg).²⁷⁸

Schwärzäcker (auf der Achalm)

SO 03 13

- 1901 Schwärzäcker (Markungsplan)
 1997 Schwarzäcker (Stadtplan)

Nach der älteren Schreibung Schwärzäcker ist es wahrscheinlich, dass der Name ursprünglich nur Schwärze war, an das später zur Verdeutlichung -äcker angehängt wurde. Die Schwärze bezieht sich auf die Bodenfarbe, die an einer Stelle vielleicht durch Holzkohlen- oder Kulturreste auffallend dunkel war.²⁷⁹

Siechenfeld

SO 04 12

- 1901 Siechenfeld (Markungskarte)

Das 12 Morgen große Siechenfeld lag nach Kinkelin im Winkel zwischen Echaz und Arbach auf Pfullinger Markung,²⁸⁰ Dort gab es ein Reutlinger und ein Pfullinger Haus für die Feldsiechen (Aussätzigen) und eine St. Katharinenkapelle. Da die Stadt ein zweites Sondersiechenhaus bei dem Kirchhof von St. Peter vor dem Unteren Tor hatte mit einer Katharinenkapelle, die durch die Familie Spiegel reich dotiert war, wurde das Siechenhaus am Arbach aufgegeben und an das Kloster Pfullingen verkauft.²⁸¹ (→ St. Pantaleon).

²⁷⁷ U. Franz (wie Anm. 5), S. 44.

²⁷⁸ E. Keller (wie Anm. 3), S. 121.

²⁷⁹ W. Keinath (wie Anm. 10), S. 166.

²⁸⁰ W. Kinkelin (wie Anm. 7), S. 375.

²⁸¹ KB Rt., II, S. 347.

Sommerhalde

SO 03 12

- 1343 uz der Sumrhaldun [...] an Guglunberg gel. (HStAS, A514 U525)
- 1405 Wg. an dem Guglunberg an C. H. Wg. d. m. n. Trütwins Summerhalde²⁸²
(StadtA Rt., A 2 Nr. 1687)
- 1471 (Weinzehnte) die drey Sumerhalden (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 181')
- 1562 Wg. in Höggwisen zw. dem Summerhaldenweg u. J. M. (HStAS, H102/61
Bd. 5 Bl. 56')
- 1729 Wg. in der Sommerhalden (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 79)
- 1842 Sommerhalde (PK, 4981–5039)
- 2016 Sommerhalde, Sommerhaldestraße (Stadtplan)

Eine Sommerhalde war eine für den Weinbau günstige, nach Süden geneigte Halde. Es gab davon mehrere am Hang der Achalm, die man nach den Belegen nicht eindeutig identifizieren kann. Auf dem Markungsplan von 1901 findet man am Achalmhang von Nordwest nach Südost das kleine Sommerhäldle, die Sommerhalde und das hintere Sommerhäldle. In der Sommerhalde ist heute noch der letzte private Weingarten in Reutlingen.

Sommerhäldle, Kleines

SO 03 12

- 1494 Wg. gel. im Summerhäldlin (StadtA Rt., A 3 Nr. 152)
- 1573 Wg. im kleinen Summer häldlin (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 1 Bl. 5)
- 1668 Wg. im Sommerhäldlen [...] oben an Kuemanns Gässle st. (StadtA Rt., A 2
Nr. 1953, HK)
- 1842 kleines Sommerhäldle (PK, 4891–4906)

Sommerhäldle, Hinteres

SO 03 12, SO 04 12

- 1842 hinteres Sommerhäldle (PK, 5320–5341)

Sommerhalde, Rüschen

- 1443 Wg. u. Bg. in Rüschen Summerhalden [...] an der Walkerin Wg. gen. der
Wihinger (StadtA Rt., A 2 Nr. 1780)
- 1482 Wg. u. Bg. in Rüschen Sommerhalden (StadtA Rt., A 2 Nr. 1127; Dorsal-
notiz: in der ußern Sommerhaldt)
- 1508 Wg. in Ruwschen Sumerhallden (StadtA Rt., Urbar Nr. 23 S. 7)

Rüschen Sommerhalde ist nach dem Familiennamen der Besitzer benannt; es konnte aber keine Einzelperson nachgewiesen werden. Die „Rüschen“-Kelter in der Ledergasse wird 1345, 1395, 1397, 1463, 1466 erwähnt.²⁸³

²⁸² Walther Trütwin wird 1387 genannt (StadtA Rt., A 2 Nr. 1627).

²⁸³ StadtA Rt., A 2 Nr. 906, 1668, 985, 1807, 1110.

Sonnenbau

SO 05 11

- 1564 Wg. im Sonnenbuch am Berg (StadtA Nürtingen, Salmansweiler Lagerbuch, ohne Signatur, Bl. 35')
- 1573 Wg. im Sonnenbauch (StadtA Rt., A 2 Nr. 1323)
- 1626 Wg. im Sonnenbauw (StadtA Nürtingen, Salmansweiler Lagerbuch, ohne Signatur, unpaginiert)
- 1729 Wg. im Sonnenbau (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 57)
- 1842 Sonnenbau (PK, 1525–1582)
- 2016 Sonnenbau (Stadtplan)

Weinberg am Nordosthang des Georgenberges. Nach mündlicher Auskunft von Herrn Hecht wurde er „nach der Sonne gebaut“, die Pfähle wurden immer auf die Schattseite der Rebstöcke gesetzt. Die ersten beiden Belege legen ein Grundwort bauch nahe. Aber was ist ein Sonnenbauch?

Spitalwald

SO 07 07, SO 07 08

- 1842 Spitalwald (PK, 9515; 124 Mg., beim Blauhof)
- 1977 Spitalwald (beim Blauhof) (TK 7520 Mössingen)

Spitalwald

SO 06 07

- 1842 Spitalwald (PK, 9523; 28 Mg., beim Buloch)
- 2016 Spitalwald (beim Buloch) (Stadtplan)

Spitalwald ist eher eine Eigentümerangabe als ein Flurname. Im Primärkataster werden zwei verschiedene Waldstücke so genannt, das eine ist 124 Morgen groß und entspricht dem alten Spitalbesitz Blauhof (s. dort), das andere ist 28 Morgen groß, liegt nördlich vom Hofgut Alteburg und östlich vom Buloch und ist wohl dem Deichelholz gleichzusetzen (s. dort).

Spitzbaumgarten

SO 02 11, SO 02 12

- 1842 Spitzbaumgarten (PK, 4587–4589)

Ein kleines Gewand, eingespitzt zwischen Bad, Innerem und Äußerem Breiert.

Stadtgraben, auf dem

SO 03 11

- 1609 A. auf dem Graben [...] st. oben auf den Graben, unten an den Gänsweiher (StadtA Rt., A 2 Nr. 2104, HK)
- 1842 Stadtgraben (PK, 261–271)

Das Gelände, das sich im Nordosten der Altstadt an den Stadtgraben anschloss, zwischen der heutigen Gartenstraße und Kaiserstraße.

Stadtwiese

SO 06 08

- ca. 1569 Stattwissen (Karte; StadtA Rt., A 1 Nr. 8910)
- 1602 10 Mm. W. die Stattwießen gen. so beederseits zw. den wälden gel., st. hinden an deß Spittals vordrer Gurgell und geht der Gönninger fußweg dadurch (HStAS, H197 Bd. 29 Bl. 92')
- 1729 der gemeine Stattwissenwald (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 19)
- 1842 Stadtwiesenwald (zusammen mit Erlenteich, Schaufelhart, Winterhalde, Breienteich 524 Mg. Gemeindewald; PK, 9516)
- 2016 Stadtwiese (Stadtplan)

Der Reutlinger Stadtwald, der heute im Südwesten der Gemarkung (abgesehen von den riesigen Deponien) von der Ohmenhäuser bis zur Pfullinger Grenze reicht, war im späten Mittelalter entlang dem Breitenbach bis zum Blauhof für Äcker, Wiesen und Weiden offen und wurde erst ab dem 17. Jahrhundert immer mehr aufgeforstet. Dies geht auch deutlich aus dem Waldnamen Stadtwiese und den Belegen von 1602 und 1729 hervor. Diese Wiesen waren Eigentum der Stadt Reutlingen, lagen aber auf der Gemarkung Pfullingen und waren dem Kloster Salem zehntpflichtig. Erst 1826 trat Pfullingen den Wald Stadtwiesen an die Gemarkung Reutlingen ab.²⁸⁴

Stähellin

- 1404 Wg. an der Hegwis d. m. n. den Stähellin (StadtA Rt., A 2 Nr. 1685)
- 1417 Wg. d. m. n. den Stähellin [...] gel. an der Hegwise (StadtA Rt., A 2 Nr. 1716)
- 1495 Wg. der genant ist der Schoch nicht weyt vom Planckenstaiglin im Stehellin gel. (StadtA Rt., A 2 Nr. 1144)

Der Weinberg heißt nach dem Familiennamen des Eigentümers. 1404 wird eine Agnes, Contzen Stähelins Witwe, genannt.²⁸⁵ 1439 war Johannes Stähellin Stadtschreiber von Reutlingen,²⁸⁶ 1454 hatte sein Sohn Johannes dasselbe Amt inne²⁸⁷ und 1506 war Blasius Stähelin Stadtschreiber.²⁸⁸

Staigle

SO 03 12

- 1602 Wg. im Staiglin (HStAS, H197 Bd. 29 Bl. 1)
- 1729 Wg. in undern Staiglen, in obern Staiglen (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 111)

²⁸⁴ Vertrag abgedruckt bei W. Kinkelin (wie Anm. 7), S. 227.

²⁸⁵ StadtA Rt., A 3 Nr. 67, HK.

²⁸⁶ KB Rt., II, S. 330.

²⁸⁷ StadtA Rt., A 2 Nr. 1097, HK.

²⁸⁸ StadtA Rt., A 2 Nr. 1156.

- 1842 Staigle (PK, 4729–4814)
 1901 Staigle (Markungsplan)

Der Weinbergname Staigle ist wohl aus Blankenstaigle verkürzt (s. dort).

Stämmesäcker

SO 0511

- 1384 A. gel. in Stemins äkkern (StadtA Rt., A 2 Nr. 963)
 1404 Bg. gel. ze Rtl. under dem Ächentzenberge an Stemins äkkern (StadtA Rt., A 2 Nr. 1683)
 1526 Wg. in Stemisecker (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 6')
 1669 (Weinberghüter in) Stimiseckher (StadtA Rt., A 2 Nr. 3993)
 1699 Wg. im obern Berg, oben auf den Landgraben, unden an die Stemißäcker-gass st. (StadtA Rt., A 2 Nr. 1478)
 1722 Stimesäcker (Karte, StadtA Rt., A 1 Nr. 5864)
 1820 obere Stämmesäcker (südlich der Berggasse) (Flurkarte SO 05 11)
 1820 mittlere Stämmesäcker (nördlich der Berggasse) (Flurkarte SO 05 11)
 1842 Stammisäcker (PK, 1821–1994)
 2016 Stämmesäckerstraße (Stadtplan)

Die Weinberge in Stämmesäckern lagen am Nordhang des Georgenberges, wobei die oberen Stämmesäcker südlich der Berggasse dem Kloster Salem zehntpflichtig waren. Die Stämmesäcker heißen nach ihrem ehemaligen Eigentümer, dem reichen Reutlinger Uolrich Stemi, der öfter urkundlich genannt wird, so 1309 als Zeuge.²⁸⁹ Die Schreibungen von 1669 und 1722 mit Stim- statt Stem- sind hyperkorrekte Schreibungen wie bei Rinnwiese statt Rennwiese (s. dort). Die Betonung des Namens auf dem Gw. äcker ist regelmäßig so, wenn das Bw. ein Personennamen ist.

Stampf

- 1374 Wg. d. m. n. den Stampff under dez Nädelters wg. gelegen (HStAS, B201 U394)
 1484 Wg. an der Hegwyße d. m. n. daz Stämpflin (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 77')

Der Weinberg ist nach einem Reutlinger Familiennamen benannt. 1279 war H[ainricus] dictus Stamph iuratus de Rutelingen (Richter in Reutlingen).²⁹⁰

Steig

SO 04 08, SO 05 08

- 1386 W. u. A. gel. uff Stig (StadtA Rt., A 2 Nr. 1646)
 1399 W. gel. in Betzinger zenhenden uff Stig vor dem Schufelhart (StadtA Rt., A 2 Nr. 989)
 1489 W. gel. uff Stig [...] und gât der stig gen Umenhusen dardurch (StadtA Rt., Urbar Nr. 189 Bl. 7)

²⁸⁹ StadtA Rt., A 2 Nr. 1534, HK.

²⁹⁰ WUB, VIII, Nr. 2909, S. 187.

- 1526 W. uf Steyg st. an Schufelhart (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 8')
- 1842 Steig (23 Mg. Gemeindeland; PK, 9498)
- 2016 Steig (Stadtplan)

Das Gemeindeland Steig wurde vor 1901 aufgeforstet und ist jetzt ein kleiner Wald an der Markungsgrenze zu Ohmenhausen und Betzingen. Wie der Beleg von 1489 zeigt, bezieht sich der Name auf einen Weg von Ohmenhausen nach Reutlingen, der dort vom Scheuerlesbach zum Rainwasen ansteigt.

Steigwiesen

SO 05 08

- 1712 W. in Steigwiesen zw. dem Reutlinger Wasen und H.J.L. (StadtA Rt., Urbar Nr. 4)
- 1719 (Grenzstein) in den Steigwiesen (Betzinger Markungsbeschreibung, StadtA Rt., B41, S. 13', EK)
- 1842 Steigwiesen (PK, 9482–9497)

Wiesen am vorgenannten Steig auf Betzinger und Reutlinger Markung.

Steinberg

SO 04 11

- ca. 1250 agrum situm in monte Stainiberch (WUB, VI, Nachtrag XXXIV, S. 472)
- 1342 Wg. u. Bg. an Stainiberg bi der Slifmüli (StadtA Rt., A 2 Nr. 1559)
- 1484 de novali sito uff dem Stainiberg (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 68')
- 1543 Wg. auf dem Staingeberg (StadtA Rt., A 2 Nr. 1217)
- 1729 Wg. im Steinberg [...] oben uff die Steinberggaß st. (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 17')
- 1842 Steinberg (PK 1304–1401, 1632–1759)
- 2016 Steinbergstraße

Als Steinberg wurde ein Gebiet bezeichnet, das ungefähr vom heutigen Klinikum am Steinberg die Steinbergstraße aufwärts bis zur Berggasse reicht. Das Bw. in Steinberg ist nicht das Substantiv Stein, sondern das Adjektiv mhd. *steinîn* „steinern“. Diese Anhöhe aus Opalinuston des Braunjura alpha hat allerdings eher tonigen als steinigen Untergrund.

Steinklinge

SO 07 06

- 1556 ain wald die Stainkling gen., st. oben auf den Haugenberg, 30 Mg. (HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 143')
- 1729 155 Mg. Spitalwald im Creutzweeg, Steinklingen und Prüelwald gen. (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 20)
- 1842 Steinklinge (41 Mg. Gemeindewald; PK, 9524 c)
- 2016 Steinklinge (Stadtplan)

Die namengebende Klinge war wohl das Tal, das im Westen die Grenze zum Gomaringer Lochwald bildet. Der oberste Teil ist in den harten Blaukalk des Braunjura gamma eingeschnitten, der das Bw. Stein gegeben haben könnte.

Zum Gw. klinge vgl. Erlenklinge. Die Forstverwaltung ersetzte den historischen Waldnamen Steinklinge durch den Namen des benachbarten Ackers Abteilung 72 Hinterer Zaun (s. Zaun).

Storken

SO 0511

- 1579 Källter im Storken (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 1 Bl. 122')
- 1729 Wg. im Storken, im Storcken (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 51, Bl. 120)
- 1842 Storken (PK, 1620–1631)
- 2016 Storkenweg (Stadtplan)

Der Weinbergname leitet sich vom Vogelnamen Storch ab, der schwäbisch auch Stork heißt.²⁹¹ Vielleicht geschah die Namengebung über den Umweg eines Familiennamens Storch, Stork, der aber für Reutlingen nicht belegt ist.

Storlach

SO 01 10, SO 01 11, SO 02 10, SO 02 11

- 1356 W. in Storloch (HStAS, H102/8 Bd. 3 Bl. 82')
- 1394 W. gel. in Storloch (StadtA Rt., A 2 Nr. 1665)
- 1471 W. im Storlach, A. vor Norschall in Storlacher esch gel. (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 161, 170')
- 1526 W. in Storlach (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 4')
- 1712 A. uff Storlach (StadtA Rt., Urbar Nr. 4 Bl. 37')
- 1842 Storlach (PK, 7124–7222)
- 2016 Storlachstraße (Stadtplan)

Das Gw. loch der ersten beiden Belege ist mhd. lôch „Wald“. Es wurde unregelmäßig zu lach verändert. Das Bw. stor ist sehr wahrscheinlich verkürzt aus mhd. storch „Storch“. Bei zwei ch im Namen ist das erste ausgefallen. Heute haben die Störche ihre Nester auf Häusern; als die Störche früher noch häufiger waren, nisteten sie auch im Wald, wie die Flurnamen Storchwald, Storchenholz zeigen.²⁹² Zu vergleichen ist der Ortsname Haigerloch (1143 Heigirloch) mit dem Bw. mhd. heiger „Reiher“.²⁹³

Sträuble

SO 03 12

- 1565 Wg. im Strublin (StadtA Rt., A 3 Nr. 260, HK)
- 1729 Wg. im Streiblen (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 16)
- 1842 Sträuble (PK, 5107–5116)
- 1901 Sträuble (Markungsplan)

²⁹¹ SWB, V, Sp. 1799–1801.

²⁹² SWB, V, Sp. 1801.

²⁹³ M. Niemeyer (wie Anm. 203), S. 238.

Dieser Weinberg am unteren Achalmhang heißt so nach einem Reutlinger Familiennamen; 1369 wird erwähnt Cuonrat Strübli, burger ze Rütlingen.²⁹⁴ Sträuble ist eine Verkleinerung zu Straub, was einen Mann mit strubbeligen Haaren meint.

Striegel

SO 03 12

- 1440 Wg. der Strigel (StadtA Rt., A 2 Nr. 1776)
- 1484 Wg. an der Hegwyße d. m. n. daz Stämpflin [. . .] st. anderhalb an den Strigel oder weg da man die Widem uffhin gât (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 77')
- 1666 Wg. im Strigel (StadtA Rt., A 2 Nr. 7397)
- 1842 Striegel (PK, 5094–5106)
- 1901 Striegel (Markungsplan)

Dieser dem Sträuble benachbarte Weinberg ist nach dem Familiennamen Strigel benannt. 1555 ist ein jung Hans Strigel, „Beck“ zu Reutlingen, belegt,²⁹⁵ 1562 Anna, Hannsen Strigels Tochter.²⁹⁶ Ein Striegel ist das Gerät, mit dem Pferde gestriegelt werden; daraus konnte ein Übername für einen Stallknecht werden.

Stumpach

- 1556 ain wald uff Stumpach gen. (17 Mg.), zw. deren von Günningen wald ainthalb und deren von Reutlingen Aichweldle anderhalb an dez Galgen Hewlin (HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 131)
- ca. 1569 Stumbach (Karte, StadtA Rt., A 1 Nr. 8910)

Wald südlich des Blauhofs vor der Gönninger Markungsgrenze. Ein Stumpach ist ein abgehauener Wald, wo nur noch die Stümpfe (schwäbisch Stumpen²⁹⁷) stehen.

Tal

SO 03 12

- 1546 Wg. im Thall gel. (StadtA Rt., A 2 Nr. 1229)
- 1729 Wg. im Thal am Pfaltzgrafen (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 17')
- 1842 Thal (PK, 5087–5093)

Dieses kleine Weinberggewand hat seinen Namen wohl von der tieferen Lage zwischen Pfaltzgrafen und Sträuble. Auffallend ist, dass auch andere Weinbergnamen Tal als Gw. haben (s. Bupfs Tal, Grafental, Rätental, Teufelstal).

²⁹⁴ HStAS, B201 U387.

²⁹⁵ StadtA Rt., A 2 Nr. 8005, HK.

²⁹⁶ HStAS, H102/61 Bd. 5 Bl. 60'.

²⁹⁷ SWB, V, Sp. 1913–1915.

Teuchelholz SO 06 07

- 1556 daz Diechholtz, ob dem Diechlholtz (10 bzw. 6 Mg. Wald (HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 131'))
- 1729 12 Mg. Wald im Teuchelholtz (spitaleigen) (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 19')
- 1744 in des Jägers Bühl und Rainhau von des Spitals Teuchelholtz und der Statt Waldung Brenntwald genannt (80 Mg. Gemeindewald; StadtA Rt., GA Ohmenhausen, Güterbuch, Nr. 1809 Bl. 5)
- 2014 Stadtwald-Distrikt 2 Großer Wald, Abt. 56 Deichelholz (Forsteinrichtung)
- 2016 Deichelholzweg (im Spitalwald) (Stadtplan)

Teucheln (schwäbische Aussprache deichl, mhd. tiuchel)²⁹⁸ sind Wasserleitungsrohre, wie sie im Boden verlegt werden. Früher wurden sie mit langen Teuchelbohrern aus Föhrenholzstämmen gebohrt, die man wohl im Teuchelholz holte. Dieses Waldstück gehörte dem Spital, weswegen es im Primärkataster und im Markungsplan Spitalwald heißt (s. dort).

Teufelsloch SO 06 09

- 1556 (die Butnaw) herab von des Teufels Loch (HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 130)
- 1819 Teufelslochgraben (Flurkarte SO 06 09)
- 2014 Stadtwald-Distrikt 2 Großer Wald, Abt. 17 Teufelsloch (Forsteinrichtung)

Bei dem Namen Teufelsloch sind zwei Deutungen möglich. Zuerst denkt man an ein enges, unheimliches Tal, in dem der Teufel sein Unwesen treibt.²⁹⁹ Möglich ist auch eine Bildung mit dem Gw. loh, mhd. lôch „Wald“ und dem Namen der Reutlinger Patrizierfamilie Teufel.³⁰⁰ Vergleichbar wäre dann das Golckenhäule (s. dort).

Teufelstal

- 1441 Wg. d. m. n. des Tüfels tale gel. zuo Rütlingen an dem Guglumberg (StadtA Rt., A 3 Nr. 99)
- 1444 Wg. gen. Tüfelstale (StadtA Rt., A 2 Nr. 1080)

Bei diesem Weinbergsnamen ist die Ableitung vom Familiennamen Teufel ziemlich sicher, da auch die anderen Weinberge mit dem Gw. tal als Bw. einen Familiennamen haben (vgl. Bupfs Tal, Grafental, Rätental). Eberhard Teufel war z. B. 1428 Bürgermeister.³⁰¹

²⁹⁸ SWB, II, Sp. 165 f.

²⁹⁹ Das SWB, II, Sp. 177, fasst die Flurnamen Teufelsloch und Teufelslochgraben so auf.

³⁰⁰ H. Kopp, Patrizier (wie Anm. 95), S. 47–49.

³⁰¹ KB Rt., II, S. 328.

Übelen

SO 04 09

- 1394 W. in Betzinger zenhenden in Nybelloch (HStAS, B201 U407)
- 1403 W. u. A. gel. in Betzinger zenhenden hinder Hunhalden in Nibelloch (StadtA Rt., A 2 Nr. 997)
- 1484 W. in Nibenloch by dem Gugental (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 69')
- 1842 Übelen (PK, 8801–8821)
- 2016 Übelen (Stadtplan)

Übelen ist etymologisch der gleiche Name wie Nübelloch (s. dort). Auch hier beobachtet man die Aphärese des Anfangs-N und die hyperkorrekte Schreibung mit ü statt i. Dazu kommt noch die Reduktion des unbetonten Grundworts loch auf die Endung en. Dem Flurnamen Übelen auf Reutlinger Markung entspricht das angrenzende Niebelen auf Betzinger Markung.

Undinger Brühl

- 1355 Hainr. v. Undingen spricht von einem A. „an minem Brügel“ (StadtA Rt., A 2 Nr. 1587)
- 1405 W. d. m. n. des Undingers brügel gel. hinder Bolle (StadtA Rt., A 2 Nr. 1689)
- 1498 Hof der Rast-Sammlung in Sickenhausen gen. des Undingers Hof (StadtA Rt., A 3 Nr. 163)
- 1774 Erneuerung über den Undinger Hof zu Sickenhausen (StadtA Rt., Urbar Nr. 159)

Hainrich von Undingen hatte einen Hof in Sickenhausen, der dann auch bei den nachfolgenden Eigentümern, der Rast-Sammlung und dem Spital, den Namen Undinger Hof behielt. Dazu gehörte eine 3½ Mm. große Wiese hinter Boll, die man des Undingers Brühl nannte. Ob die Wiese auf Markung Sickenhausen hinter dem Reutlinger Boll lag oder auf Markung Reutlingen im Bereich des Boll, ist unklar.

Unhalde

SO 03 09, SO 04 09

- 1358 A. gel. ze Rütlingen under Hunhaldun (StadtA Rt., A 2 Nr. 918)
- 1386 hinder Hunhaldun in dem Guggental (Mkg. Betzingen) (StadtA Rt., A 2 Nr. 967)
- 1484 Bg. hinder Hunhalden, hinder Ânhalten (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 89, 91')
- 1556 ain wald die Unhalden gen. (10 Mg.; HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 132)
- 1580 A. an Ohnhalden (Mkg. Betzingen) (StadtA Rt., A 2 Nr. 1337)
- 1744 24 J. A. an einem Stückh auf Ohnhalden (Spitalbesitz; StadtA Rt., Urbar Nr. 151 S. 11)
- 1842 Unhalde (PK, 8622–8788)
- 2016 Unhalde, Unhaldestraße in Betzingen (Stadtplan)

Die Unhalde ist ein nach Nordwesten abfallender Hang, über den die Markungsgrenze zwischen Reutlingen und Betzingen verläuft. Die Belege bis

1484 mit der Form Hunhalde zeigen, dass die Anfangsilbe nicht das verneinende un- sein kann. Allerdings findet sich für hun- kein ahd. oder mhd. Sachwort, sodass man an einen Personennamen wie Huno oder Hunno³⁰² als Bestimmungswort denken könnte. Eine *Hunenhalde wäre regelrecht zu Hunhalde verkürzt worden. Vergleichbar ist Honsolgen, Landkreis Ostallgäu (1248 Hunsolgen).³⁰³ Im 16. Jahrhundert ist bei dem Kompositum mit doppeltem h-Anlaut das erste h ausgefallen (sog. Hauchdissimilation) wie bei Immenhausen (1296 Hymenhusen).³⁰⁴

Keller versuchte, die Unhalde in Betzingen wegen ihrer Größe mit mhd. hiune „Hüne“ als Riesen-Halde zu erklären.³⁰⁵ Dann müsste sie aber Heunenhalde heißen entsprechend der Heuneburg.³⁰⁶

Auch in Dußlingen und Bodelshausen gibt es eine Unhalde, für die aber keine Nennungen vor 1500 vorliegen.

Unterer Mühlweg s. Mühlweg, unterer

Uracher Brühl

SO 01 11

- 1593 A. im Uracher Brül (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 2 Bl. 342)
- 1645 A. in dem Uracher Priel (StadtA Rt., Kaufbuch, HS)
- 1692/97 Uracher Briel oder sog. Hellerwieslein (StadtA Rt., Kaufbuch 1692/97 Bl. 116', Kopp)
- 1745/46 auf Storlach oder Uracher Briel (StadtA Rt., Kaufbuch S. 174, Kopp)
- 1842 Uracher Brühl (PK, 7242–7253)

Auf der Markungskarte ist dieses Gewand vor dem Dietweg zwischen dem Brühl im Westen und dem Hellerwieslein im Osten zu finden. Der Uracher Brühl hat seinen Namen nach einem Eigentümer, wahrscheinlich einem Mitglied der Reutlinger Familie Urach. 1394 wird Aberli Urach genannt,³⁰⁷ 1439 war Wernher Urach Bürgermeister von Reutlingen.³⁰⁸ Kopp wollte den Uracher Brühl im Zusammenhang mit seiner Argumentation über die angebliche Wüstung Kabißhäuser auf die Grafen von Achalm-Urach beziehen,³⁰⁹ brachte aber keinen urkundlichen Nachweis.

³⁰² H. Kaufmann, *Altdeutsche Personennamen* (wie Anm. 32), S. 207 f.

³⁰³ W.-A. Reitzenstein, *Lexikon* (wie Anm. 36) S. 182 f.

³⁰⁴ L. Reichardt, *Tübingen* (wie Anm. 16), S. 52.

³⁰⁵ E. Keller (wie Anm. 3), hier S. 127.

³⁰⁶ W. Keinath (wie Anm. 10), S. 164.

³⁰⁷ StadtA Rt., A 2 Nr. 1655.

³⁰⁸ KB Rt., II, S. 328.

³⁰⁹ H. Kopp, *Anfänge* (wie Anm. 1), S. 34–36.

Vasolt

- 1389 Wg. u. Vorl. an dem Vasolt (StadtA Rt., A 3 Nr. 58)
 1426 Wg. [...] d. m. n. den Fasolt an dem Guglunberg under dem weg der von
 Rütlingen gen Achalm gaut oberhalb dem Espan (StadtA Rt., A 3 Nr. 85)

Nach dem Reutlinger Familiennamen Vasolt; 1341 ist Albrecht Vasolt als Zeuge genannt.³¹⁰

Veherberg

- 1368 Wg. gel. an Hegewise under dem Wg. gen. Veherberg (StadtA Rt., A 2
 Nr. 1602)
 1381 Wg. gel. an Hegewise an dem Wg. d. m. n. Veherberg (StadtA Rt., A 2
 Nr. 1635)

Veherberg ist aus Verherberg entstanden, was Schweineberg bedeutet (s. Fährwiesen). In Tübingen gab es einen Weinberg gleichen Namens (1535 am Veherberg, heute Föhrberg).³¹¹

Veherwasen s. Fährwiesen

Vochezenholz

SO 05 10

- 1328 Wg. lit in Vochentzenholtze (StadtA Rt., A 2 Nr. 1546)
 1471 (Weinzehnte) Vochentzenholtz die halde (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 181')
 1568 Wg. u. Vorl. im Vochentzenholtz (StadtA Rt., A 3 Nr. 264)
 1622 Vochenzenholtz so die von Pfullingen Bihel nennen (HS)
 1842 Vochenzenholz (PK, 2452–2455, 2457, 2505–2647, 2683–2733)
 2016 Vochezenholz, Vochezenholzstraße (Stadtplan)

Der Flurname Vochezenholz bezeichnete seit Beginn der urkundlichen Überlieferung zwei verschiedene Teile, einen östlich des Gaisbühls gelegenen Südosthang, der schon 1328 Weinberge trug, und östlich davon einen Nordwesthang und eine anschließende Bergkuppe, die stets bewaldet waren; dazwischen lag der Ofenschelter (s. dort). Das ganze Vochezenholz war wohl ursprünglich pfullingisch, die Weinberge kamen schon früh zu Reutlingen, während der Wald, den die Pfullinger Bühl nannten, erst 1826 an die Reutlinger Gemarkung abgetreten wurde.³¹²

Vochezen waren flache, runde Kuchen aus Weizenmehl mit Speck und Zwiebeln.³¹³ Das Wort (mit der Betonung auf der ersten Silbe) kommt aus

³¹⁰ StadtA Rt., A 3 Nr. 11. Nach KB Rt., II, S. 328 war Albrecht der Rote (= Albrecht Fasolt) 1333–1335, 1338, 1339 Bürgermeister von Reutlingen.

³¹¹ Hermann Rump: Die Flurnamen von Tübingen, maschinenschriftl. Dissertation, Tübingen 1961, Nr. 566.

³¹² W. Kinkelin (wie Anm. 7), S. 227.

³¹³ SWB, II, Sp. 1597 f.

dem italienischen focaccia „Kuchen“. Sie wurden traditionell am „auseligen Metich“, am Montag nach St. Ulrich (4. Juli), gebacken und verzehrt. Das Problem beim Waldnamen Vochezenholz ist nicht die Bedeutung des Bestimmungswortes, sondern der Anlass der Benennung, über den sich schon viele Heimatforscher den Kopf zerbrochen haben. Abel hat darüber 1959 einen Aufsatz geschrieben, kam aber auch zu keinem abschließenden Ergebnis.³¹⁴ Zu wissen ist auch, dass es früher in Reutlingen eine Vochenzengasse gab, die heutige Nürtingerhofstraße. Wie beim Wald Schaufelhart, wo wohl das Wort Schaufel als pars pro toto für den Holzbedarf der Schreiner und Zimmerleute eingesetzt wurde, könnte man sich vorstellen, dass Vochezen für den Bedarf der Bäcker an Brennholz für ihre Öfen stand, sie vielleicht auch eine symbolische Vocheze für ihr Holzrecht geben mussten. Aber das ist auch nur eine weitere Spekulation zu dieser alten Frage.

Vögelisbrunnen

1454 by Vögelisbrunnen (HStAS, H101/58 Bd. 1 Bl. 196')

Dieser Brunnen an der Achalm ist wohl nach einem Familiennamen benannt. 1379 ist ein Reutlinger Bentz Vögelli belegt.³¹⁵

Vogelwaid's Weiher

1569 Vogelwaid's Weiher (StadtA Rt., A 2 Nr. 1305)

1572 Vogelwaid's Weyher (StadtA Rt., A 3 Nr. 268)

An einem Zufluss des Ringelbachs lag unterhalb der Rossnagelweingärten dieser Weiher, der wohl dem 1572 belegten Haintz Vogelwaid gehörte.³¹⁶ Nach Kinkelin³¹⁷ war dieser Teich namensgebend für die Flur Weihergärtlen (s. dort).

Voller Brunnen

SO 02 11

1484 W. uff wyß by Hollenbrunnen (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 72', 94')

1489 Holenbrunnen [...] st. uff den weg an den Veherwasen (StadtA Rt., Urbar Nr. 189 Bl. 8)

1566 A. uff Halenbronn [...] st. oben uff die Vehergassen (HStAS, H102/8 Bd. 237 Bl. 259)

1602 W. in Holabronn st. unden uf die Vehrgassen (StadtA Rt., Urbar Nr. 297 Bl. 63)

1729 A. uff Hollenbronn (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 52)

³¹⁴ Fritz Abel: Die Reutlinger Vochetzen und was damit zusammenhängt, in: RGB NF 1 (1958/59), S. 70–80.

³¹⁵ StadtA Rt., A 2 Nr. 1628.

³¹⁶ StadtA Rt., A 3 Nr. 97.

³¹⁷ W. Kinkelin (wie Anm. 7), S. 471.

- 1820 im Vollen Bronn (Flurkarte SO 02 11)
 1842 Voller Brunnen (PK, 6701–6826)
 2016 Stadtteil Voller Brunnen (Stadtplan)

Erst spät änderte sich der Name von Hohlen- oder Hollenbrunnen zu Voller Brunnen; dies konnte in einer Fügung wie uff Hohenbrunnen geschehen, wenn das f von uff zum Namen hinübergezogen wurde und uf Folenbrunnen entstand (Agglutination). Das Grundwort -brunnen bedeutet im Schwäbischen eine natürliche Quelle oder einen gefassten hölzernen oder steinernen Brunnen. Als Bw. am wahrscheinlichsten ist das Adjektiv mhd. hol „hohl“. Ein hohler Brunnen ist einer, dessen Quelle tief eingesenkt ist. Da im Reutlinger Schwäbisch das Adjektiv voll mit einem langen o gesprochen wird (s. Bol), macht der Wechsel von Hohlenbronn zu Vollenbronn lautlich keine Probleme.

Vormut

- 1521 ob dem Volmut oder genant Guglenberg (StadtA Rt., Privilegienbuch II, Bl. 55')
 1548 Wg. in der Volmuth (StadtA Rt., A 3 Nr. 228)
 1555 Wg. u. Vorl. in der Formuot st. oben an Achalmer wasen (HStAS, H101/58 Bd. 10 Bl. 3')
 1602 Wg. in der Formath st. oben an den Achalmer Berg (HStAS, H197 Bd. 29 Bl. 23')

Welche Weinberglage dieser heute vergessene Flurname meinte, ist nicht mehr genau zu ermitteln, doch muss sie relativ hoch am südwestlichen Achalmhang gewesen sein.³¹⁸ Der Name ist nicht sicher zu deuten. Die schriftliche Überlieferung variiert so stark, dass man annehmen muss, dass schon vor 500 Jahren die Winzer und Schreiber nicht mehr Bescheid wussten. Geht man von der Form Volmut in den beiden ersten Belegen aus, so könnte man an den Familiennamen Vollmuth denken, der zwar heute nicht selten ist, aber in Reutlingen nicht belegt werden konnte. Er leitet sich vom altdeutschen Namen Folmuot und dieser von Folkmod ab.³¹⁹

Bedenklich ist der Wechsel von l zu r, von Volmut zu Formuot, was vielleicht eine Umdeutung des Namens zu Vormulde war (vgl. Mult). Da der Vokal des Gw. so variabel ist, darf man annehmen, dass das Bw. betont wurde.

³¹⁸ In der Grenzbeschreibung der Achalm von 1555 steht der „stain ob der Formuot“ zwischen den Grenzsteinen „am usserm Betzenrieth“ und „uff der Scheyben“ (HStAS, H101/58 Bd. 10 Bl. 13).

³¹⁹ E. Förstemann (wie Anm. 32), Sp. 553 f.

Wagenried

SO 05 11

- 1361 Bg. im Magenriet (HStAS, B201 U382)
 1429 Bg. ze Rütlingen in Maugenriet (StadtA Rt., A 2 Nr. 1745)
 1484 Bg. an dem Ächentzenberg st. an den weg der in Mâgenriet gât (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 71')
 1506 (Grenze) bis in das Wagenrüd (StadtA Rt., A 2 Nr. 1156)
 1555 Wg. im Augenrieth (HStAS, H102/78 Bd. 12 Bl. 184')
 1729 Wg. im Wagenrieth (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 110)
 1842 Wagenrieth (PK, 2135–2170)
 2016 Wagenried (Stadtplan)

Das Wagenriet ist eine Weinberghalde auf der Westseite des Georgenberges auf Pfullinger und Reutlinger Gemarkung. Der Name setzt sich aus dem Bestimmungswort Magen und dem Grundwort riet zusammen. Das Gw. riet kann auf zwei gleichlautende mhd. Wörter riet zurückgehen, die entweder „Rodung“ oder „Schilfrohr, Sumpf“ bedeuten.³²⁰ Da das Wagenriet am Südwesthang des Georgenbergs liegt und für den Weinbau gerodet wurde, kommt nur die erste Bedeutung in Frage. Das Bw. ist der schwache Genitiv des Personennamens Mâgo, einer Kurzform zu Vollformen wie Magarich oder Magolf, die in den Ortsnamen Mägerkingen und Magolsheim stecken.³²¹ Die Schreibungen des Vokals der Stammsilbe als au von 1429 und a mit übergeschriebenem u von 1484 zeigen, dass im Personennamen Mâgo ein langes a vorlag, das durch expressive Dehnung der Namenskurzform entstanden war. Dem entspricht auch die mundartliche Aussprache wogeriet mit langem offenem o (Betonung auf riet). Die Schreibung Augenrieth von 1555 zeigt ein Abreißen des Anfangsbuchstabens (Aphärese); das Anfangs-M wurde in der Fügung im Maugenriet zum End-m von im herübergezogen. Ab dem 16. Jahrhundert hat sich das Anfangs-M in W umgewandelt. In Eningen unter Achalm gab es auch schon 1454 ein Augenriet³²², heute Augenriedstraße, das wohl die gleiche Bedeutung hat. (→ Betzenried).

Wanne

SO 04 10

- 1399 W. gel. ze Rütlingen in der Wannun (StadtA Rt., A 2 Nr. 1673)
 1442 Bg. in der Wannun (StadtA Rt., A 2 Nr. 1075)
 1526 A. uff Bloß oder in der Wannan (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 37)
 1842 Wanne (PK, 3298–3325)

Wanne hieß die Kuppe im Winkel der Alteburg- und Gustav-Schwab-Straße. Mit diesem häufigen Flurnamen ist eine flach gewölbte Erhebung gemeint in

³²⁰ E. Seebold (wie Anm. 35), S. 686.

³²¹ L. Reichardt, Reutlingen (wie Anm. 16), S. 87 f.

³²² F. G. Brustgi (wie Anm. 6), S. 79. Seine Deutung des Namens auf S. 80 ist verfehlt.

Form einer mit dem Boden nach oben liegenden Getreidewanne, mit der man früher durch Schwingen das Korn gereinigt hat.³²³

Wässere, Obere

SO 04 11

- 1842 Obere Wässere (PK, 403–414)
- 2016 Obere Wässere (Stadtplan)

Wässere, Untere

SO 03 10, SO 03 11

- 1566 Bg. an der untern Wässerin [...] st. unden an die Echaz (HStAS, H102/8 Bd. 237 Bl. 260)
- 1842 Untere Wässere (PK, 550–564)

Die Wässere ist die Bewässerung von Wiesen mit abgeleitetem Bachwasser,³²⁴ in Reutlingen natürlich an der Echaz. Konkret wurden auch Wiesen, die das Recht der Bewässerung hatten, Wässere genannt.

Die Obere Wässere lag vor dem oberen Tor, die Untere Wässere vor dem unteren. Von der Wortbildung her ist Wässere ein Verbalabstraktum auf -în wie Blaiche (s. dort).

Wassergasse

SO 03 10, SO 03 11

- 1417 Gt. des uff dry hofstet ist [...] ze Rütlingen in der Wassergassun (StadtA Rt., A 2 Nr. 1715)
- 1446 Gt. gel. zu Rütlingen vor dem untern tóre an der Wassergassun (StadtA Rt., A 2 Nr. 1785)
- 1526 Bg. in der Wassergasse (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 85)
- 1729 A. in der Wassergaß unterhalb den Linden [...] oben auff die Hauptstraßen, unden gegen der Papiermühlin (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 6')
- 1820 Waßergaß (Katasterplan)
- 1842 Wassergasse am Haus (PK, 525–528)

Die Wassergasse ist eine Gasse vor der Stadt, die am Wasser, d. h. der Echaz, entlangführt. Nach dem Beleg von 1446 sollte man annehmen, dass sie vor dem Unteren Tor, also rechts der Echaz verlief. Auf dem Katasterplan von 1820 ist sie aber links der Echaz eingetragen, so wie es auch aus der Urkundenstelle von 1729 hervorgeht. Weitere Belege zeigen, dass sich die Wassergasse ungefähr auf der Linie der heutigen Gutenbergstraße von der Eberhardstraße bis zur Gminderstraße erstreckte und an ihr viele Gärten lagen.³²⁵

³²³ W. Keinath (wie Anm. 10), hier S. 52.

³²⁴ SWB, VI, Sp. 482.

³²⁵ Nach A. Schneider (wie Anm. 40), S. 206–208, werden Gärten in der Wassergasse jeweils bei der unteren Papiermühle, dem unteren Hammer und der unteren Pulvermühle erwähnt.

Kopp³²⁶ gibt viele Beispiele von 1417 bis 1628, dass Krautgärten in der Wassergasse „in einem besonderen Maß gemessen [wurden], nämlich nach Hofstätten“. Er folgert dann anschließend daraus: „Diese kleinen Hofstätten links der Echaz bezeichnen [...] einzelne Bauplätze. Nach diesen Hofstätten zu schließen, haben wir es hier mit einer älteren Siedlung zu tun, die beim Anlegen der großen Stadt im 13. Jahrhundert in diese hineinverlegt wurde.“³²⁷ Kopp verstand das Wort Hofstatt als Hinweis auf abgegangene Hausplätze. Die Kreisbeschreibung folgt ihm darin.³²⁸

Ist aber Hofstatt nicht doch nur als Flächenmaß zu verstehen,³²⁹ wie es z. B. im Breisgau für Gärten und Reben üblich war?³³⁰ Auch am Bodensee war die Hofstatt von 10 x 5 Ruten ein Maß für Weinberge.³³¹ In der Stadt Freiburg sollte eine area oder Hofstatt 100 Fuß lang und 50 Fuß breit sein,³³² was den vorgenannten 10 x 5 Ruten entspricht und ungefähr 400 m² ergibt. Ob die Reutlinger Hofstatt auch diese Größe hatte, ist unbekannt.

Weiher

SO 04 09, SO 05 09, SO 05 10

- 1819 Weiheräcker (Flurkarte SO 05 09)
- 1842 Weiher (PK, 9436–9480, 9505, 9506)
- 2016 Weiher (Stadtplan)

An zwei Stellen rechts und links vom Breitenbach unterhalb des Listhofs heißen Flurstücke Weiher, wo wohl früher Teiche angelegt waren.

Weihergärtlen

SO 05 10

- 1556 alt Petter Vogelwaid's wittib weyhergarten (liegt am Vochentzenholtz) (HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 102)
- 1729 W. in Weihergärtlen (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 3)
- 1842 Weihergärtlen (PK, 2417–2444)
- 2016 Weihergärtenweg (Stadtplan)

³²⁶ H. Kopp, Anfänge (wie Anm. 1), S. 56 f.

³²⁷ Ebd. S. 57.

³²⁸ KB Rt., II, S. 304.

³²⁹ Eine Suche im Kalchreuter-Repertorium (Adresse: www.stadtarchiv-reutlingen.findbuch.net) mit dem Stichwort Hofstatt ergibt, dass die Größe vieler Gärten in allen drei Reutlinger Vorstädten und auch in Pfullingen, Oferdingen und Betzingen in Hofstatt angegeben wurde. In anderen Quellen findet man Hofstatt als Gartenmaß auch in Kirchentellinsfurt und Mössingen.

³³⁰ Ursula Huggle; Norbert Ohler: Maße, Gewichte und Münzen, Bühl 1998, S. 20.

³³¹ SWB, III, Sp. 1754.

³³² Karl Siegfried Bader: Manngrab und Hofstatt, in: Ausgewählte Schriften zur Rechts- und Landesgeschichte, Sigmaringen 1984, Bd. 2, S. 338–375, hier S. 372.

An einem Nebenbach des Ringelbachs gab es im 16. Jahrhundert einen Weiher und Garten der Familie Vogelwaid (s. Vogelwaid's Weiher); dabei gab es auch wohl andere Gärten, so dass sich der Flurname in Weihergärten ergab.

Wernsberg s. Wörnsberg

Widem

SO 03 12

- 1424 Wg. an dem Guglumberg zunächst under der Widem an der Remin wg. (StadtA Rt., A 2 Nr. 1727)
- 1484 an dem Strigel oder weg do man an die Widem uffhin gât (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 77')
- 1592 Wg. in der Widumb (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 2 Bl. 259')
- 1729 Wg. oberhalb dem Gugelberg in der Widumb (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 16')
- 1842 Widem (PK, 5040–5042)
- 2016 Widem (Stadtplan)

Die Widem (mhd. widem) war ein Kirchengut, besonders Landbesitz, der zur Ausstattung der Pfarrei und zum Unterhalt des Pfarrers gehörte. Dieser wurde in der Regel vom Widemhof aus durch den Widmaier bewirtschaftet, oft aber auch einzeln an Bauern verpachtet. Die Reutlinger Widemweingärten unter dem Scheibengipfel waren sicher an Winzer ausgegeben. Die Reutlinger Widem gehörte dem Kloster Königsbronn, dem die Pfarrei inkorporiert war, und wurde nach der Reformation 1533 an das Spital verkauft.

Widembrühl s. Brühl

Wies, auf s. Auf Wies

Wieslesbach

- 1484 W. gel. in Wißentzbach, in Wisentzbach (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 35)
- 1484 W. gel. ze Wysentzbach (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 36')
- 1522 W. in Wyssatzbache (AwLB, II, S. 85)
- 1547 Mahden im Wyselsbach (StadtA Rt., A 2 Nr. 1234, HK)
- 2016 Wieslesbach (Stadtplan)

Der Bach hat seine Quelle in Degerschlacht, fließt ein Stück weit östlich an der Nordgrenze der Reutlinger Markung entlang, biegt dann nach Norden um und läuft zwischen Sickenhausen und Rommelsbach nach Altenburg, wo er in den Neckar mündet. Die Belege von 1484 aus dem ältesten Lagerbuch der Reutlinger Pfründenpflege bezeichnen eindeutig den Bach auf Sickenhäuser Markung. Springer aber hat 1930 die Nennung von 1484 irrtümlich auf die Wiesaz bezogen, die von Gönningen nach Dußlingen fließt und dort in die

Steinlach mündet.³³³ Er bemerkte die Ähnlichkeit der Endung -entz mit der der Echentz und schloss auf eine gleichartige Bildungsweise: Wisentz aus *Vis-antia wie Echentz aus *Ak-antia (vgl. Echaz). Diese postulierte Struktur des Namens würde unseren bescheidenen Bach nach Krahe und Schmid in die Schicht der alteuropäischen Flussnamen einordnen (s. Echaz). Der erste Teil des Namens ginge dann auf die indogermanische Wurzel *ueis-/ *uis- „fließen“ zurück,³³⁴ die in altindisch vesati „zerfließt“ vorliegt. Auch andere deutsche Flussnamen wie Weser und Wiese (im Schwarzwald) werden von derselben Wurzel abgeleitet. Anscheinend wurde an den ursprünglichen Namen Wisentz zur Verdeutlichung noch ein -bach angehängt. Unregelmäßig ist der Wechsel n zu l von Wisentzbach zu Wyselsbach; dem entspricht der Wechsel von Romansbach zu Rommelsbach.³³⁵

Es ist denkbar, dass der Name der Gönninger Wiesaz (1356 in Wisezun,³³⁶ 1522 Wyssatz, 1556 Wisatz³³⁷) die gleiche Etymologie hat wie der Wieslesbach. Deren Aussprache in Dusslingen ist wiesnez,³³⁸ was auch von einem ursprünglichem wisenz kommen könnte.

Wiglins Brühl

1351 W. lit uff wise an Wiglins brül (StadtA Rt., A 2 Nr. 1583)

Die Wiglin waren eine reiche Reutlinger Familie; schon 1309 begegnet ein Wigeli, der ein ewiges Licht in die Frauenkapelle in Reutlingen spendet.³³⁹ 1361 wird die „mùli gelegen bi sant Peter die man nemmet Wiglins mùli“ genannt.³⁴⁰ Wiglins Brühl war ihre große Wiese im Norden der Markung (→ Brühl).

Wihinger

1443 Wg. u. Bg. in Rüschen Summerhalden [...] an der Walkerin Wg. gen. der Wihinger (StadtA Rt., A 2 Nr. 1780)

Der Weingarten ist nach einem Familiennamen benannt, der nicht für Reutlingen nachgewiesen ist.

³³³ O. Springer (wie Anm. 71), S. 28. Diese falsche Identifikation wurde dann von Krahe 1950/51 (wie Anm. 72), hier Bd. 2, S. 116 übernommen, ebenso von A. Schmid (wie Anm. 73), S. 213, und A. Greule, *Gewässernamen* (wie Anm. 74), S. 591.

³³⁴ A. Greule, *Gewässernamen* (wie Anm. 74), S. 591.

³³⁵ Vgl. L. Reichardt, *Reutlingen* (wie Anm. 16), S. 114.

³³⁶ W. Wille (wie Anm. 157), S. 97.

³³⁷ AwLB II, S. 169, bzw. HStAS, H107/18 Bd. 11 Bl. 148'.

³³⁸ Nach Arno Ruoff: *Von Dußlingens Mundart und Flurnamen*, in: *Dusslingen 888–1988*, Dußlingen 1988, S. 261–267, hier S. 263.

³³⁹ StadtA Rt., A 2 Nr. 1534.

³⁴⁰ StadtA Rt., A 2 Nr. 935.

Winterhalde

SO 06 07, SO 06 08

1842 Winterhalde (Gemeindewald; PK 9516)

Die Winterhalde im Stadtwald lag ungefähr dort, wo jetzt die Mülldeponie Schinderteich aufgeschüttet ist. Es war ein Nordwesthang zur Erlenteichsenke.

Winterhaldle

SO 03 12

1392 Wg. an dem Guglunberg unter miner Winterhaldun (HStAS, A514 U 565)

1842 Winterhaldle (PK 5256–5287)

Das Winterhaldle erstreckt sich zwischen Wöhrwold und Betzenried nördlich parallel zum Hinteren Sommerhaldle. Der Name sagt, dass es eher ein Nordhang und damit nicht so günstig gelegen ist.

Wöhrwold

SO 03 12

(1338) Wg. in Wernbolt (StadtA Rt., A 2 Nr. 1554)

1361 Wg. an Wernbol (StadtA Rt., A 3 Nr. 28)

1388 Wg. in Werinbol (StadtA Rt., A 2 Nr. 1650)

1422 Wg. im Wernbol (StadtA Rt., A 2 Nr. 1041 a, HK)

1526 Bg. im Wernbolt (StadtA Rt., Urbar Nr. 2709 Bl. 5')

1593 Wg. im Wernwolt (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 2 Bl. 306)

1602 Wg. im Wehrwoldt (HStAS, H197 Bd. 29 Bl. f. 33)

1729 Wg. im Weerwold (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 17)

1842 Wöhrwold (PK, 5168–5255)

2016 Wöhrwoldweg (Stadtplan)

Auf den ersten Blick mutet dieser Weinbergname wie ein Familienname an, der aus einem alten Rufnamen wie Wernbald entstanden sein könnte. Dies wäre denkbar. Aber der Beleg „Wernbol“ von 1361 lässt es auch möglich erscheinen, dass das Grundwort Bol vorliegt wie in der Flur Bol im Nordwesten Reutlingens. Sondelfingen hat einen Steinbol,³⁴¹ Pfullingen gleich 6 Bohle.³⁴² In diese Flurnamengruppe mag auch der Wernbol von 1361 gehören. Das Bw. könnte ein Rufname sein. Da hier ein Genitiv-s wie in Wörnsberg fehlt, gehörte der Rufname zur schwachen Deklination; ein Werno, Genitiv Wernen, würde passen.

Wolfbach

SO 08 07

1431 (Gönninger Holz) d. m. n. den Rain in Wolffbach (StadtA Rt., A 3 Nr. 92)

1555 Wald gen. der Rain im Wolfbach (StadtA Rt., A 3 Nr. 246, HK)

ca. 1569 Wolffbach (Karte, StadtA Rt., A 1 Nr. 8910)

³⁴¹ U. Franz (wie Anm. 5), S. 46.

³⁴² S. Anm. 46.

- 1729 Stattwisenwald hinunder biß uff den Wolffbach (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 19)
 1819 Wolfbach (Bach, Wald auf Mkg. Gönningen; Flurkarte SO 08 07)
 2014 Walddistrikt 2 Großer Wald, Abt. 25 Wolfsbach (Forsteinrichtung)

Der Breitenbach hieß früher nur im Mittel- und Unterlauf so, wo sein Tal relativ breit war. Wo es sich im Oberlauf im Bereich Blauhof und Gurgel verengte, wechselte der Name zu Wolfbach. An der Markungsgrenze zu Gönningen heißt seine Schlucht dann Wolfsloch. Es stört die Denkweise des modernen Menschen, dass ein Bachname nicht bis zur Quelle gleich bleibt. Deshalb verzeichnen der Stadtplan von 2016 und die Topographische Karte 1:25000, Blatt 7521 Reutlingen, den Namen Breitenbach südwärts durch das Selchental bis zur „Breitenbachquelle“ am Pfullinger Berg. Nach Kinkelin, der die Quellbäche des Breitenbachs behandelte, wäre das die Erinsbachquelle.³⁴³ Auf dem Stadtplan gibt es den Namen Wolfbach nicht mehr. Die Forstverwaltung nannte immerhin noch die Abteilung 25 nach ihm, die in der Südostecke des Stadtwaldes vor der Gönninger Markungsgrenze liegt, fügte aber ein falsches in den Namen ein.

Der Name ist eine simple Zusammensetzung aus Wolf und Bach. Er konnte in grauer Vorzeit so entstehen, weil sich dort oft Wölfe aufhielten oder weil es ein besonderes Ereignis mit einem Wolf gab.

Wörnsberg

SO 02 12, SO 02 13

- 1354 A. gel. uff Wersperg (Mkg. Sondelfingen) (HStAS, B201 U379)
 1412 Güter in Wernsperg (StadtA Rt., A 3 Nr. 74)
 1484 Bg. in Wernsperg (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 82)
 1512 W. vor Hundschleh bey der brugken im Wernsperg (StadtA Rt., A 3 Nr. 176)
 1549 Wg., W., A. im obern Wernsperg (StadtA Rt., A 2 Nr. 1976)
 1594 Wg. im ndern Wernsperg [...] st. oben an der Herren waldt (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 2 Bl. 388)
 1596 Wg. im vordern Wernsperg (StadtA Rt., A 2 Nr. 2090)
 1750 Wg. im Wernsperg (StadtA Rt., A 2 Nr. 2240, HK)
 1820 Wölsberg (Flurkarte SO 02 12)
 1842 Wernsperg (PK, 6371–6445)
 2016 Wörnsberg (Stadtplan)

Als Wörnsberg wird ein Gelände auf Reutlinger Markung nördlich der Achalm bezeichnet, das sich auch auf Sondelfinger Markung erstreckt.³⁴⁴ Dort liegt der Obere Wörnsberg südlich und der Untere Wörnsberg nördlich der Eisenbahn.³⁴⁵ Es gab hier einen besonderen Zehntbezirk, der Teile beider

³⁴³ W. Kinkelin (wie Anm. 7), S. 470 f.

³⁴⁴ U. Franz (wie Anm. 5), S. 48.

³⁴⁵ Flurkarten SO 01 12, SO 01 13.

Markungen umfasste und in dem die Reutlinger Zehntpflege den halben Zehnten auf Sondelfinger Gebiet und der Pfarrer von Sondelfingen den halben Zehnten auf Reutlinger Gebiet erhielt,³⁴⁶ was natürlich zu Streit zwischen Sondelfingen und der Reichsstadt führte.³⁴⁷

Im Bw. steckt ein Personennamen wie Wern oder Werin,³⁴⁸ eine Abkürzung von Wernher, altdeutsch Warinhari,³⁴⁹ aber auch Warin, der Name eines karolingischen Grafen, käme in Frage. Die Schreibung Wörnsberg mit ö statt e ist hyperkorrekt. Weil im Schwäbischen e statt ö gesprochen wird (kenne statt können, scheⁿ statt schön), wird bei Namen leicht ein vermeintliches ö statt richtigem e gesetzt, so auch bei Röhmi statt Remi, Hagöschle statt Hageschle und oft bei Ortsnamen, z. B. Öschingen, Mössingen.

Nach mündlicher Auskunft von Herrn Hecht sagten die Reutlinger Winzer zum Wörnsberg Welschberg. Dies ist eine Dissimilation von r-r zu l-r.

Wörnsberg, Mittlerer

SO 02 13

- 1820 mittlere Wölsberg (Flurkarte SO 02 13)
- 1842 Mittlerer Wernsparg (PK, 6311–6370)
- 1842 Mittleres Wernsparg Häldle (PK, 6280–6310)

Wörnsberg, Roter

SO 02 13

- 1820 rothe Wölsberg (Flurkarte SO 02 13)
- 1842 Rothe Wernsparg (PK, 6200–6245)

Nach Herrn Hecht hieß der rote Wernsparg so, weil man dort Rotweinreben anpflanzte.

Zaisentäle

SO 02 09, SO 02 10

- 1346 A. in Zaisental d. m. n. Ernsten A. (StadtA Rt., A 2 Nr. 908)
- 1471 A. im Zaissentall (HStAS, H102/39 Bd. 1 Bl. 161)
- 1526 A. uf Kirchsteyg gen. im Zaisental (StadtA Rt., Urbar Nr. 279 Bl. 18)
- 1729 A. im ZaisenThälin (StadtA Rt., Urbar Nr. 149 Bl. 12')
- 1842 Zaisenthäle (PK, 8237–8275)
- 2016 Zaisentalstraße

Das westlich des Kirchsteigs gelegene Zaisentäle hat als Bw. entweder das mhd. Adjektiv zeiz (gesprochen zeiß) „anmutig, angenehm“ oder den davon abgeleiteten ahd. Rufnamen Zeisso.³⁵⁰

³⁴⁶ Die Grenzen dieses Gebietes sind im Lagerbuch der Geistlichen Verwaltung Urach von 1555 aufgeschrieben (HStAS, H102/78 Bd. 15 Bl. 786–788).

³⁴⁷ Paul Schwarz: Sondelfingen, Reutlingen 1974, S. 14 f.

³⁴⁸ E. Förstemann (wie Anm. 32), Sp. 1540.

³⁴⁹ Ebd. Sp. 1544.

³⁵⁰ H. Kaufmann, Altdeutsche Personennamen (wie Anm. 32), S. 238 f.

Zaun, Hinterer

SO 07 06

- 1901 Hinterer Zaun (Markungsplan)
- 2016 Hinterer Zaun (Stadtplan)

Zaun, Mittlerer

SO 06 06, SO 06 07

- 1842 Mittlerer Zaun (PK, 9525, 9526)
- 2016 Mittlerer Zaun (Stadtplan)

Das Hofgut Alteburg betrieb seinen Ackerbau nach der Dreifelderwirtschaft und nannte die drei Zelgen von Norden nach Süden: Vorderer, Mittlerer und Hinterer Zaun, wobei der vordere nicht auf den Karten verzeichnet ist. Das Wort Zaun wurde wohl gewählt, weil die Saatzfelder zum Schutz gegen weidendes Vieh und Wild eingezäunt waren (→ Esch).

Ziegelgärten, Obere

SO 03 11, SO 03 12, SO 04 11, SO 04 12

- 1842 Oberer Ziegelgarten (PK, 346–355)

Dieses Gelände einer ehemaligen Ziegelhütte vor dem oberen Tor ist im Bereich der Ulrichstraße.

Ziegelgärten, Untere

SO 03 11

- 1820 Untere Ziegelgärten (Katasterplan)
- 1842 Untere Ziegelgärten (PK, 573–585)

Die unteren Ziegelgärten lagen gleich westlich vor dem unteren Tor beim Ausgang auf der linken Seite an der heutigen Eberhardstraße. Dort befand sich wohl eine der unteren Ziegelhütten.

Ziegelhütte [obere]

- 1337 A. der da lit vor dem ziegelhus vor dem obern dor (StadtA Rt., A 2 Nr. 885)
- 1594 Wg. bei der ober Zigelhüettin (StadtA Rt., Kaufbuch Nr. 2 Bl. 381)

Ziegelhütten [untere]

- 1484 Gt. gel. an dem graben gen der Ziegelhütten zuo, die vor dem ndern tôr stât (HStAS, H197 Bd. 1 Bl. 67)
- 1496 Ziegelhütte (der Hartmennin) gel. vor dem untern Tor an der andern der Stadt zugehörigen Ziegelhütte (StadtA Rt., A 2 Nr. 1147, HK)

Es gab mindestens drei Ziegelhütten, eine in der oberen Vorstadt und zwei vor dem Unteren Tor.

Ziegelweg

SO 04 11

1842 Ziegelweg (PK, 383–388)

2016 Ziegelweg (Stadtplan)

Der Ziegelweg bei der Seestraße erinnert an die Ziegelhütte vor dem Oberen Tor.

Zwiefalter Brühl s. Brühl, Zwiefalter

Vom Lehensbrief zum Backhausplan: Das Gemeindearchiv Reicheneck als ortsgeschichtliche Quelle

Gerald Kronberger

1. Einleitung

2016 kann die Reutlinger Bezirksgemeinde Reicheneck ein herausragendes Jubiläum feiern.¹ Der älteste bekannte Nachweis des Gemeindepensmens findet sich in einer Stiftungsurkunde, die 700 Jahre zuvor am 24. Dezember 1316 ausgestellt und besiegelt worden war: Ein Angehöriger des achalmstädtischen Patriziergeschlechts Bondorfer sicherte der später so genannten Reutlinger „Armenpflege“ eine jährliche Geldzahlung zu, die auf dem Gut seiner Schwester in Reicheneck („Richenegge“) erwirtschaftet wurde. Da diese Urkunde der Besitznachweis einer – modern gesprochen – städtischen Sozialeinrichtung ist, überrascht es nicht, dass die entsprechende Archivalie heute zu einem Bestand des Stadtarchivs Reutlingen zählt. Dieser umfasst den Großteil der ältesten hier verwahrten amtlichen Überlieferung überhaupt, nämlich die sogenannten „Reichsstädtischen Urkunden und Akten“, die als Teil der reichsstädtischen Bestände („A-Bestände“) das Bestandskürzel „A 2“ tragen. Es handelt sich um Schriftgut, das durch die Jahrhunderte in den Archivräumen (reichs-)städtischer Verwaltungs- und Kirchengebäude verwahrt und zwischen 1952 und 1961 zu besagtem Bestand formiert worden war. Unter diesen Archivalien finden sich sporadisch auch Nachweise zur Reichenecker Ortsgeschichte aus der Zeit nach 1316.

Eine geschlossene, wengleich auch erst später einsetzende Überlieferung zur Ortsgeschichte stellt dagegen das Gemeindearchiv Reicheneck mit dem Bestandskürzel „G 9“ dar. Es umfasst den erhalten gebliebenen Teil dessen, was im Ort selbst an amtlichem Schriftgut im Zuge der Ortsverwaltung angewachsen ist und aufgrund seines historischen Wertes dauerhaft aufbewahrt wird. Auf der Grundlage des Eingemeindungsvertrags vom 12. Dezember 1970 zwischen der vormalig selbstständigen Gemeinde Reicheneck und der Stadt Reutlingen erfolgte 1979 die Übergabe dieses Ortsarchivs an das Stadtarchiv Reutlingen.² Hier werden generell – neben der archivalischen Über-

¹ Grundlage des vorliegenden Textes ist das anlässlich dieses Jubiläums überarbeitete sowie um Quellen- und Literaturangaben erweiterte Manuskript für einen von Geschichtsverein und Volkshochschule veranstalteten Vortrag am 4. Juli 2001.

² StadtA Rt., Accessionsverzeichnis: Acc. 1979/1. Die Repertorisierung erfolgte durch den Verfasser dieses Beitrags 1995. Bestand künftig zitiert als: G 9.



In einer der ältesten Archivalien des Bestands „A 2 Reichsstädtische Urkunden und Akten“ des Stadtarchivs Reutlingen aus dem Jahr 1316 findet sich der erste schriftliche Nachweis des Ortsnamens von Reicheneck („Richenege“).

lieferung der Stadt Reutlingen selbst sowie den Sammlungs- und Nachlassbeständen – die Archive sämtlicher zwölf Reutlinger Bezirksgemeinden („G-Bestände“) verwahrt. Verglichen mit diesen weist das Gemeindearchiv Reicheneck zwei bemerkenswerte Eigenschaften auf: Erstens ist es vom Umfang her der kleinste dieser zwölf Schriftgutkörper genauso wie Reicheneck selbst auch die kleinste der zwölf Reutlinger Bezirksgemeinden ist. Im Regal aneinandergereiht ergeben die rund 600 Urkunden, Akten und Bände einen Umfang von zehn sogenannten „Regalmetern“. Dass für die Verwaltung einer kleineren Ortschaft relativ wenig Schriftgut anfällt, überrascht nicht und das Ortsarchiv von Betzingen als größtes Gemeindearchiv kann im Gegensatz dazu mit einem Umfang von rund 77 Regalmetern sowie rund 2420 Verzeichnungseinheiten aufwarten.³ Die zweite bemerkenswerte Eigenschaft ist das ‚Alter‘ dieses Archivs: Während die Überlieferung der übrigen Bezirksgemeindearchive zum Teil erst im 17. Jahrhundert, wenn nicht sogar erst im 18. Jahrhundert einsetzt, beinhaltet das Reichenecker Gemeindearchiv gleich mehrere Pergamenturkunden aus dem 16. Jahrhundert, deren älteste bereits im Jahr 1530 ausgestellt worden ist. Das bedeutet, es umfasst die schriftliche Überlieferung von fast einem halben Jahrtausend.

³ StadtA Rt., Bestandsrepertorien Gemeindearchive Reicheneck (1995) sowie Betzingen (1997).

Basierend auf der Vorstellung dieses Gemeindearchivs anhand einiger ausgewählter Beispiele soll im Folgenden ein kleiner Streifzug durch die Ortsgeschichte vorgenommen werden. Er versteht sich als Ergänzung zum 1981 veröffentlichten Reichenecker Heimatbuch von Emil Maier (1903–1983), der sich insbesondere auch als ehrenamtlicher Archivpfleger einen Namen gemacht hat, sowie zu den Ausführungen in der Kreisbeschreibung von 1997.⁴ Vorgestellt werden dabei die klassischen Schriftguttypen, die ein solches Gemeindearchiv enthalten kann: nämlich Urkunden, Bände und Akten. Bei den Urkunden ist dies ein Lehensbrief aus dem Jahr 1530, der stellvertretend für die sieben – für ein Gemeindearchiv eine wirklich stolze Zahl – Pergamenturkunden des Bestands steht. Exemplarisch für die Bände soll eine Rechnung der Gemeindepflege aus dem Jahr 1913 stehen mit Einträgen zum Bau des Rat- und Backhauses sowie Passagen aus dem Gemeinderatsprotokoll hierzu, ferner ein ab 1819 geführtes „Gerichtsprotokoll“. Außerdem enthält das Gemeindearchiv Reicheneck noch einen besonderen Band, der ebenfalls in den meisten anderen Reutlinger Ortsarchiven fehlt: die Abschrift eines sogenannten Lagerbuchs des 16. Jahrhunderts. Als Beispiel für ein Einzelschreiben – wie es zumeist im Verbund einer Akte überliefert ist – soll eine Mittelstädter Beschwerde über den Nachbarort aus dem Jahr 1628 erläutert werden, deren Inhalt nicht zuletzt auf eine populäre Herzog-Ulrich-Sage verweist.

Wie bereits ausgeführt, sind die ältesten schriftlichen Nachweise Reichenecks nicht Teil des Gemeindearchivs. Der Ortsname soll von der während des für Reicheneck quasi schriftlosen Hochmittelalters oberhalb des Abhangs zum Reichenbachtal hin angelegten Burg abgeleitet sein. Ihr ehemaliger Standort, um den herum Höfe entstanden, wird heute durch den Straßenzug „Am Burggraben“ markiert.⁵ Die erste Nennung Reichenecks aus dem Jahr 1316 in einer Urkunde der Reutlinger Armenpflege wurde eingangs erläutert. Ein weiterer schriftlicher Beleg von 1336 galt lange Zeit als Erstnennungsurkunde überhaupt.⁶ Mit dem heute im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart verwahrten Kaufbrief vollzog ein Rüdeger von Riet, der „ze Richeneg gesessen ist“, den Verkauf von Gütern zu Mittelstadt an einen Reutlinger Bürger.⁷

⁴ Emil Maier: Reicheneck, Reutlingen 1981; Der Landkreis Reutlingen, hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Reutlingen, Sigmaringen 1997, Bd. 2, S. 436–440 u. S. 483–484.

⁵ Kreisbeschreibung Bd. 2 (wie Anm. 4), S. 436 u. 483.

⁶ Beispielsweise in Lutz Reichardt: Ortsnamenbuch des Kreises Reutlingen, Stuttgart 1983, S. 110. Insbesondere dank Wolfgang Geisel (Reicheneck), der 2010 auf einschlägige Hinweise in E. Maier (wie Anm. 4), S. 26 f. aufmerksam machte, konnten die verwahrenden Archive sowie die Signaturen entsprechender Archivalien bestimmt und einschlägige Angaben korrigiert werden (Registratur StadtA Rt., Az. 362 5304; AV vom 12. 2. 2010).

⁷ HStA Stuttgart, A 602 (Württembergische Regesten) Nr. 13 702. Zahlreiche Reutlinger Archivalien wurden infolge der Mediatisierung 1802/03 der vormaligen Reichsstadt durch die damals neue württembergische Herrschaft konfisziert. Sie werden heute im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart verwahrt.



Der Ausschnitt aus einer Postkarte der 1930er-Jahre zeigt Reicheneck als Dorf zwischen wogenden Getreidefeldern und – rechts im Bildhintergrund – den Umrissen der Achalm.

Die Herren von Riet gelten als Verwandte der Reutlinger Patrizierfamilie Bondorfer und zählten neben Vertretern weiterer Reutlinger Geschlechter zu den Grundherren Reichenecks im Spätmittelalter.⁸ Das Wappentier der mit dem Ort Altenriet jenseits des Neckars in Verbindung zu bringenden Familie Riet – ein Bracke bzw. ein Jagdhund – ziert deswegen neben der Wellendeichsel auch seit 1956 das Reichenecker Gemeindewappen.⁹ Als Reichenecker Grundbesitzer wird aber beispielsweise auch die Familie Spiegel greifbar, von der etwa im Heimatmuseum Reutlingen heute ein prächtiger Grabstein für einen 1425 verstorbenen Hans Spiegel zu sehen ist.

Wie für andere Reutlinger Bezirksgemeinden im Nordraum der heutigen Großstadt ergaben sich jedenfalls auch für Reicheneck in der Epoche des Spätmittelalters sehr enge Beziehungen zur damaligen Reichsstadt. Jene vornehmen Reutlinger Familien haben ihre Besitzungen und Herrschaftsrechte im Verlauf des 15. Jahrhunderts jedoch wieder verkauft und entsprechende Ansprüche kamen mittel- oder unmittelbar an Württemberg. Somit ging aber

⁸ Kreisbeschreibung Bd. 2 (wie Anm. 4), S. 437.

⁹ Wappenbuch. Die Städte- und Gemeindewappen im Landkreis Reutlingen, Reutlingen 2001, S. 106.

auch die enge Bindung an Reutlingen von Dörfern wie Sickenhausen, Altenburg, Rommelsbach und Degerschlacht, aber auch eines Weilers wie Reicheneck in der Neuzeit über Jahrhunderte wieder verloren – letztendlich bis zur Eingemeindungsphase in den 1970er-Jahren. Unter archivalischen Gesichtspunkten kann festgehalten werden, dass auch die Zeit des Spätmittelalters im Reichenecker Gemeindearchiv nicht dokumentiert ist – die entsprechenden Urkunden finden sich vor allem in Beständen des Hauptstaatsarchivs in Stuttgart oder in der im Stadtarchiv Reutlingen verwahrten reichsstädtischen Überlieferung; Beispiele sind die genannten Urkunden von 1316 und 1336. Dass während des Mittelalters im Weiler selbst keine „Verwaltungsregistratur“ entstand, überrascht nicht angesichts der Tatsache, dass noch zu Beginn der Reformation lediglich geschätzte 10 bis 30 Prozent selbst der städtischen Bevölkerung im deutschen Reich des Lesens fähig waren.¹⁰ Im Mittelalter lebte und arbeitete auf den Reichenecker Höfen kaum jemand, der lesen oder gar schreiben konnte.

Um genau festzustellen, wer bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts welchen Grundbesitz in Reicheneck erworben und wieder verkauft hatte, reichen die Einzelnennungen in spätmittelalterlichen Archivalien letztendlich nicht aus. Am Ende des 15. Jahrhunderts kann jedenfalls ein Reutlinger namens Konrad Uelin als Hauptbesitzer ausgemacht werden. Von diesem ging der Reichenecker Besitz über auf eine schillernde Gestalt des Spätmittelalters: auf den Ritter Georg von Ehingen (1428–1508). Unter anderem mit einer autobiographisch dokumentierten Pilgerreise nach Palästina versuchte dieser noch einmal das mittelalterliche Ideal vom fahrenden Ritter, der sich im Heidenkampf bewährt, hochzuhalten. Diese stolze und standesbewusste Gesinnung hielt Georg von Ehingen nicht davon ab, ganz pragmatisch 1464 die Tochter von Konrad Uelin, Anna, zu heiraten. Die unstandesgemäße Liaison war für beide Seiten sehr zweckdienlich: Die Uelins erwarben sich dadurch Ansehen und gute Kontakte zu einer einflussreichen adligen Familie in Süddeutschland und für den ehrgeizigen Ritter, der nicht zuletzt am württembergischen Hof Karriere machen wollte, bedeutete die Verbindung einen beachtlichen Vermögenszuwachs, unter anderem in Form der Reichenecker Güter.¹¹

Die wiederum verkaufte Georg von Ehingen 1506 an das Kloster Pfullingen.¹² Dieser Verkauf ist bezüglich der grundherrschaftlichen Verhältnisse wie auch archivalisch eine einschneidende Zäsur. Denn zum einen wird nach mehreren Jahrhunderten häufiger Besitzerwechsel die Voraussetzung dafür geschaffen, dass sich das Pfullinger Frauenkloster beziehungsweise nach der Reformation die württembergische Klosteramtsverwaltung als alleiniger

¹⁰ Lexikon des Mittelalters Bd. 5, Sp. 1908 („Lesen“).

¹¹ Georg von Ehingen (Tübinger Kataloge; hrsg. vom Kulturamt der Universitätsstadt Tübingen), Tübingen 1986.

¹² HStA Stuttgart, A 514 (Klosterhofmeisterei Pfullingen) U 506.

Grundherr in Reicheneck etabliert und es bis ins 19. Jahrhundert auch bleiben wird.¹³ Zum anderen bemühen sich Kloster beziehungsweise Klosteramt sehr früh, diesen Besitz systematisch zu verwalten. Dies bedeutete nicht zuletzt, dass die Besitzverhältnisse in umfassender Weise schriftlich fixiert wurden, und zwar unter anderem durch die Ausstellung sogenannter Lehensbriefe: In diesen war geregelt, zu welchen Leistungen die einzelnen Reichenecker Meier, also die Besitzer dieser Höfe, gegenüber dem Kloster verpflichtet waren. Ein solcher Lehensbrief aus dem Jahr 1530 ist die älteste Archivalie des Gemeindearchivs Reicheneck.

2. Die Urkunde von 1530

Bei besagtem „Brief“ handelt es sich um eine Pergamenturkunde, das heißt als Beschreibstoff diente eine aufwendig bearbeitete und dafür ungemein haltbar gemachte Tierhaut. Wiewohl spätestens im 16. Jahrhundert das seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert auch in Deutschland hergestellte Papier den allergrößten Teil der archivalischen Überlieferung ausmacht, wurde damals auch weiterhin für wichtige Rechtsgeschäfte Pergament als Beschreibstoff verwendet. So auch im Falle des Lehensbriefes von 1530, der zudem mit einer Höhe von rund 39 cm und einer Breite von nahezu einem dreiviertel Meter beeindruckende Maße aufweist.¹⁴ In der mundartlich geprägten Sprache jener Zeit – linguistisch gesehen befinden wir uns in der ‚frühneuhochdeutschen‘ Epoche – sowie in einer noch spätgotisch wirkenden Urkundenschrift wurden 1530 die Bestimmungen des Lehensvertrages in 46 Zeilen mit insgesamt rund 2000 Wörtern festgehalten.

Die zentrale Bestimmung dieses Vertragswerks, dessen Text weder Absätze noch eine genormte Punktierung aufweist, lässt sich dabei auf wenige Worte bzw. Elemente reduzieren: Die Urkunde besitzt 1. einen Aussteller und 2. dieser Aussteller trifft eine Verfügung, eine sogenannte „Dispositio“. Mit „Wir Abtissin unnd Convente des frowen Klosters zu Sannct Cecilienn zu pfullingen“ ist der Aussteller am Anfang der ersten Zeile genannt. In der dritten Zeile ist ein „Wir lychen Im“ zu lesen. Wer mit „ihm“ gemeint ist, steht am Ende der zweiten Zeile, nämlich der „beschaidenn Baltus Trutmann“ und was „gelychen“, also verliehen bzw. als Lehen ausgegeben wurde, steht schließlich weiter hinten in der dritten Zeile, nämlich: „unsers gotzhus Mayer hove zu

¹³ Vgl. hierzu Ausführungen dieses Aufsatzes insbesondere unter „3 a. Abschrift des Lagerbuchs von 1562“; außerdem: Beschreibung des Oberamts Urach, Stuttgart 1909 (künftig: OAB Urach), S. 696. Rahel Bacher: Klarissenkonvent Pfullingen. Fromme Frauen zwischen Ideal und Wirklichkeit (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 65), Ostfildern 2009, S. 208, S. 420 (HStA Stuttgart, A 514 U 507: Kaufvertrag von 1509) u. S. 422 (HStA Stuttgart, A 514, U 506: Kaufvertrag von 1506).

¹⁴ StadtA Rt., G 9 (wie Anm. 2) Nr. 2.



Vertragstext fast ohne Punkt und Komma: Der großformatige Lehnbrief von 1530 des Gemeindearchivs benennt die Abgabepflichten einer der vier Reichenecker Hofinhaber gegenüber dem Pfullinger Frauenkloster.

Rychneck“. Die Kernaussage des umfangreichen Schriftstücks ist demnach: Äbtissin und Konvent des Pfullinger Frauenklosters belehnen „Baltus Trutmann“ mit einem Reichenecker Hof ihres Gotteshauses.

Dieses Frauenkloster wiederum lässt sich mit einer Papstbulle von 1252 zum ersten Mal urkundlich belegen.¹⁵ Im Lehnbrief von 1530 ist es zunächst durch den Zusatz „zu Sannct Cecilienn“ näher bezeichnet, da es nach einer der heiligen Cäcilia geweihten Kapelle in Pfullingen benannt worden war.¹⁶ Ergänzend ist in der Urkunde außerdem angegeben: „Costannzer Bistumbs Sannct Klaremi Ordens“. Dies benennt zum einen die Zugehörigkeit des Klosters zum weitläufigen Sprengel des Bischofs von Konstanz und zum anderen den Orden, dem die Pfullinger Klosterschwester angehörten, nämlich den Klarissenorden. Dieser war zu Beginn des 13. Jahrhunderts durch Franziskus und Klara von Assisi gegründet worden. Seine Ordensregeln sahen für die Nonnen eine überaus strenge Klausur vor: Das in Pfullingen erhalten gebliebene „Sprechgitter“ sollte die einzige Verbindung dieser Frauen zur Außenwelt sein. Ansonsten steht von der durchaus weitläufigen mittelalterlichen Klosteranlage heute lediglich noch ein Teil des Kirchengebäudes.

Im Mittelalter war der Pfullinger Konvent in den Besitz von ebenso zahlreichen und ertragreichen wie auch weitgestreuten landwirtschaftlichen

¹⁵ Raimund Waibel: 750 Jahre Klarissenkloster der heiligen Cäcilie in Pfullingen (Beiträge zur Pfullinger Geschichte, Heft 11), Pfullingen 2002, S. 12.

¹⁶ Johannes Gatz (Bearb.): Die franziskanischen Niederlassungen in Pfullingen – Reutlingen (Alemania Franciscana Antiqua, Bd. 17), Landshut 1972, S. 170.

Gütern gelangt. Diese lagen vor allem in Ortschaften zwischen Nürtingen und Tübingen, zwischen Neckar und Schwäbischer Alb. Reicheneck war eine davon.¹⁷ Betrachtet man nun den Empfänger des Lehens- oder Meierhofes, nämlich den genannten „Baltus Trutmann“, so ist bezeichnend, dass wir dank der Urkunde von 1530 zwar wissen, dass es ihn gegeben hat, sonstige biographische Informationen aber Mangelware sind. Die Urkunde gibt immerhin an, dass „Baltus Trutmann“ den Hof von seinem Vater Kaspar übernommen hat. Die Tatsache, dass er als „bescheiden“ bezeichnet wird, bedeutet übrigens nicht, dass besagter „Trutmann“ (eine Namensvariante von „Trautmann“) den Klostervertretern durch sein zurückhaltendes Wesen aufgefallen wäre. Diese betonten damit vielmehr nachdrücklich, dass der belehnte Hofinhaber Bescheid wissen musste, worin seine Pflichten bestanden.

Das Klarissenkloster Pfullingen hat jedenfalls dem Baltus Trautmann 1530 einen seiner vier Reichenecker Höfe zur Bewirtschaftung überlassen und konnte im Gegenzug entsprechende Abgaben aus diesem Hof beanspruchen. Diese sind in der sechsten bis neunten Zeile des Lehensbriefes aufgeführt. Als Erstes ist eine Geldabgabe genannt: So galt ab 1530 insbesondere, dass „furohin ewigklich, allen Jar Jarlich [...] uff Sannct Martins des hailligen Bischoffs tag [...] Zu wissen Zinsse [...] Vier pfund Zwölff schilling heller, gutter Wirtenpergischer landswerung“ daraus bezahlt werden sollten. Das heißt, Baltus Trautmann sowie die nachfolgenden Hofinhaber mussten jährlich auf den 11. November eine bestimmte Summe in württembergischer Landeswährung für die Nutzung der zum Hof gehörenden Wiesen an das Kloster abführen. Außerdem waren Naturalabgaben fällig: zum einen der vierte Teil aller Eier und zwei sogenannte Fastnachtshennen und fünf Herbsthühner. Diese Abgabe im Frühjahr und Herbst kann nicht zuletzt als eine Art „Recognitionsgebühr“ gewertet werden, die den Hofbesitzer an das Eigentumsrecht des Grundherrn erinnern sollte. Die wirklich entscheidende Abgabe, die dieser Hof zu leisten hatte, war der vierte Teil aller Sommer- und Winterfrüchte, die auf den Äckern des Hofes erwirtschaftet werden konnten oder, wie es in der Urkunde heißt, „das viertail aller Somer, unnd winter fruchten, Wie die hinfuro ewigklich uff allen ackern vorbemeltz hoves, Von Benanntem Baltus Trutman seinen erben, unnd nachkomen, Jarlichs erbuwen [werden], unnd got der Herre wachsen und werden [lässt]“.

Des Weiteren ist in der Urkunde konkret geregelt, wie diese Abgabe zu erfolgen hat. So musste Baltus Trautmann den Anteil des Klosters in dessen Reichenecker Scheuer führen. Auch ist hier von einem Vertreter des Klosters, dem sogenannten Landgarber, die Rede, der die Abgabe überwachte, aber auch von den als Schnittern und Träschern eingesetzten Landarbeitern und davon, wie diese verköstigt und entlohnt werden sollten. Den größten Teil der

¹⁷ R. Waibel, Klarissenkloster (wie Anm. 15), S. 28.

zweiten Hälfte dieser Urkunde nehmen sodann Bestimmungen zur Unteilbarkeit des Hofes ein sowie zur baulichen Unterhaltung und der Möglichkeit des Weiterverkaufs der Hofanlage. An den zentralen Teil des Urkundentextes schließt sich die sogenannte „Sanctio“ mit einer Strafformel an. Das Kloster droht hier, den Hof sofort an sich zu ziehen, falls Baltus Trautmann gegen die Bestimmungen des Lehensbriefes verstoßen sollte. Zur Beglaubigung der Urkunde („Corroboratio“) kündigen Äbtissin und Konvent des Klarissenklosters abschließend an, an die Urkunde das Klostersiegel zu hängen. Der Umstand, dass am unteren Rand der Urkunde ein Einschnitt vorhanden ist, zeigt, dass sie dies auch getan haben. Leider ist dieses Siegel verloren gegangen. Zum Abschluss ist die Urkunde exakt datiert, und zwar „auf den Donnerstag nach dem Tag des heiligen Ulrich als man zählte tausend fünfhundert und dreissig Jahre“. Es ist die damals übliche Form der Tagesdatierung, die nicht zuletzt mithilfe der Festtage von Heiligen vorgenommen wurde. Namenstag des heiligen Ulrich war der 4. Juli. Die vorliegende Urkunde wurde demnach am 7. Juli 1530 ausgestellt.¹⁸

Insgesamt passt deren Inhalt sehr gut ins Bild der Zeit. Vergleicht man die Bedingungen, welche die Klosterfrauen für Baltus Trautmann formulierten, so ergeben sich auffällige Parallelen mit der Entwicklung der Grundherrschaft im 15. und 16. Jahrhundert beispielsweise in Betzingen, Ohmenhausen und Bronnweiler, wo vor allem die Reutlinger Spital- und andere Pflöschschaften begütert waren. Hier wie dort begannen die Grundherren anstelle einer fixen Jahresnaturalabgabe, also einem mengenmäßig genau definierten Quantum an Feldfrüchten, nun einen bestimmten Anteil der Jahresernte zu fordern und in den meisten Fällen handelte es sich auch in den Maierhöfen der drei Ortschaften um den vierten Teil.¹⁹ Kennzeichnend ist auch, dass die Höfe nicht mehr als Leiblehen an nur eine Person vergeben wurden, sondern als Erblehen auch an deren Nachkommen. Damit trug man dem Umstand Rechnung, dass auch schon zuvor die Höfe de facto zumeist vererbt wurden. Die geänderten Rechtsverhältnisse schriftlich beziehungsweise urkundlich zu fixieren, machte jedenfalls Sinn.

3 a. Abschrift des Lagerbuchs von 1562: Allgemeines

Die systematische schriftliche Verwaltung der Pfullinger Besitzansprüche geschah nicht nur durch die Ausstellung einzelner Urkunden, sondern das Kloster hat seine grundherrschaftlichen Rechte in noch umfassenderer Weise in sogenannten Lagerbüchern – auch Urbare genannt – festgehalten. Ein

¹⁸ Hermann Grotefend: Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit, Hannover 1941, S. 191.

¹⁹ Markus Bauer: Kompendium der Reutlinger Geschichte in reichsstädtischer Zeit, Reutlingen 1994 (masch.), S. 197, 217, 235 (StadtA Rt., DB Nr. 4729).



Von der einstigen Anlage des spätmittelalterlichen Klarissenklosters Pfullingen hat sich zumindest ein Teil der Klosterkirche erhalten (hier eine Aufnahme vom Beginn des 20. Jahrhunderts). Ab 1506 konnte das Kloster eine umfassende Grundherrschaft in Reicheneck etablieren.

solches Lagerbuch muss es bereits 1530 gegeben haben, da in der fünften Zeile des Lehenbriefes ein „Lagerbuch unseres Gotteshauses“ genannt ist. Da sich Besitzverhältnisse auch damals immer wieder änderten, war es ebenso notwendig, die entsprechenden Verzeichnisse von Zeit zu Zeit zu erneuern. Im Falle der genannten Pfullinger Besitzungen geschah dies in den 1560er-Jahren. Bevor jedoch diese Archivaliengattung näher vorgestellt werden soll, noch ein kurzes Wort zur Geschichte des Klosters Pfullingen selbst, das in den 1560er-Jahren schon gar kein Kloster mehr war. Im Zuge der Reformation hat Herzog Ulrich von Württemberg das Kloster nämlich aufgelöst und 1540 die Umsiedlung der Nonnen nach Leonberg angeordnet. Obwohl es nicht wenige Nachhutgefechte gab – die letzte Klarissin beispielsweise sollte erst um 1590 im hohen Alter zur protestantischen Glaubensform konvertieren –, war das Kloster und dessen Besitz letztlich doch unwiederbringlich säkularisiert.²⁰ Die markante Zäsur der Reformation in der Territorial-, Kirchen- und allgemeinen deutschen Geschichte hat jedoch auf den grundherrschaftlichen

²⁰ R. Waibel, Klarissenkloster (wie Anm. 15), S. 32.

Besitz keine tief greifenden Auswirkungen gehabt: Die Reichenecker Klosterbesitzungen wurden in der Form und in dem Verband, in dem sie seither bestanden hatten, belassen und durch die Regierung in Stuttgart – genauso wie andere reformierte Konvente – als weltliches Klosteramt weiterverwaltet. Das heißt, auf den Alltag und die landwirtschaftliche Arbeit der Reichenecker Hofinhaber hatten die umwälzenden Ereignisse ab 1517 diesbezüglich keine nachhaltigen Auswirkungen – außer, dass sie ihre Abgaben nun nicht mehr an die Vertreter von Äbtissin und Konvent, die selbst ja einer strengen Klausur unterworfen gewesen waren, zu entrichten hatten, sondern an den Abgesandten eines württembergischen Klosterhofmeisters.

Auch die neue Klosteramtsverwaltung hat sich jedenfalls intensiv darum bemüht, ihren Besitz exakt zu erfassen, und in den 1560er-Jahren die alten Lagerbücher erneuert oder – wie das in der damaligen Verwaltungssprache hieß – renoviert. Das Ergebnis dieser Bemühungen waren zunächst einmal zwei sehr große und schwere ledergebundene Folianten. Diese werden – wie das gesamte Archiv des Klosters beziehungsweise der Klosteramtsverwaltung – heute im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart aufbewahrt.²¹ In den beiden Bänden sind auf insgesamt weit über 1000 Blatt die größten Besitzungen der Klosteramtsverwaltung erfasst, die sich damals insbesondere in Pfullingen, Genkingen, Mittelstadt, Hammetweil und Reicheneck sowie in Mähringen, Immenhausen, Kusterdingen und Jettenburg befunden hatten. Und vor diesem Hintergrund ist erneut auf das Reichenecker Gemeindearchiv und eine von dessen Besonderheiten zu verweisen: nämlich eine Abschrift aus besagtem Pfullinger Klosterlagerbuch mit 109 Blatt und einer Beschreibung der Besitzungen in Reicheneck – so wie sie in dem heute in Stuttgart aufbewahrten Original von Blatt 360 bis Blatt 473 aufgeführt sind.²²

Der Einband dieser Abschrift trägt den Titel „Lagerbuch der Gemeinde Reicheneck 1562“. In jenem Jahr waren die beiden großen und bereits genannten Klosterlagerbücher angelegt worden. Aus zahlreichen Randbemerkungen der Reichenecker Abschrift geht hervor, dass diese selbst erst in den 1630er-Jahren angefertigt und eingebunden wurde. Dass man sich eines solchen Aufwandes damals unterzogen hat, dürfte in Zusammenhang mit dem noch darzustellenden „Steuerstreit“ jener Jahre stehen. Für die Bindung der Abschrift wurden jedenfalls nicht – wie für die rund 70 Jahre zuvor entstandene Vorlage – hölzerne, lederüberzogene Buchdeckel verwendet. Stattdessen hat man hierfür vor allem aus einem älteren lateinischen Druckwerk einzelne Seiten herausgerissen und diese als Einband zusammengepresst und -geleimt – eine, rein materiell betrachtet, ressourcenschonende und durchaus nicht ungewöhnliche Vorgehensweise insbesondere in nachreformatorischer Zeit.

²¹ HStA Stuttgart, H 102 (Geistliche Lagerbücher der Kirchengutsverwaltung), hier: H 102/61 Bde. 2 u. 3. Die Verzeichnisse der Reichenecker Besitzungen finden sich in Bd. 3.

²² StadtA Rt., G 9 (wie Anm. 2) Nr. 11.

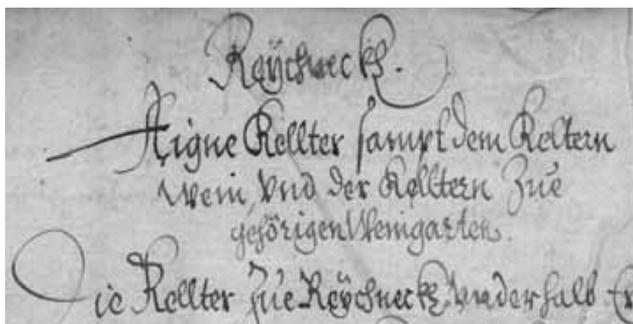
Im Folgenden soll der Blick in erster Linie auf die Inhaltsübersicht dieser Abschrift mit den darin aufgelisteten vier Meierhöfen gerichtet werden, aus denen der Ort im 16. und 17. Jahrhundert bestand und von denen einer sich beispielsweise 1530 im Besitz von Baltus Trautmann befunden hatte. Außerdem soll anhand dieser Lagerbuchabschrift die intensive und vielfältige landwirtschaftliche Nutzung der Reichenecker Güter durch das Kloster beziehungsweise die Klosteramtsverwaltung Pfullingen skizziert werden. Unter anderem lässt sich hier sogar das Vorhandensein von Weinbergen und die Existenz einer Kelter in dem kleinen Weiler belegen. Die Inhaltsübersicht bietet außerdem Hinweise auf die dortigen Herrschafts- und Besitzverhältnisse. Bis ins 19. Jahrhundert war es zumeist so, dass in einer einzelnen Ortschaft verschiedene Grundherren begütert waren. Anders in Reicheneck, wo es dem Pfullinger Klarissenkloster ja schon im 16. Jahrhundert gelungen war, in Sachen Grundbesitz quasi eine Art „Alleinherrschaft“ zu etablieren. Durch diesen Umstand bietet das Lagerbuch der Klosterhofmeisterei eine Übersicht der Grundherrschaft für den ganzen Ort. Das zeitgenössische Inhaltsverzeichnis der Abschrift im Gemeindearchiv wurde bei seiner Anlegung jedenfalls mit der Überschrift versehen: „Register yber das Weyhler Reychn-eckh, dessen Höff und inserierten brieflichen Documenten“. Hierbei ist zunächst einmal auffällig, dass es nicht der Weiler, sondern das Weiler heißt. Tatsächlich war im Mittelhochdeutschen wie auch später noch im schwäbischen Sprachraum das grammatische Geschlecht dieses Wortes sächlich.

Das „Register“ verweist jedenfalls als Erstes auf die Beschreibung der „Ober- und Herrlichait“ am Anfang des Lagerbuchs, wo auf Blatt 2 kurz und bündig dargestellt ist, wer die Gerichtsherrschaft in Reicheneck ausübte, nämlich Württemberg. Das liest sich auszugsweise folgendermaßen: „Und ist hiebey zue wissen: Dieweil das Weyhler Reichneckh mit grund und Boden deß Closters Pfullingen recht frey unnd erkaufft aigenthumb, Jedoch so ist die Herrschafft Württemberg rechter ainiger und Regierender Herr. Daselbsten hat [diese] allein [...] alle Oberkait, Herrlichait, gepott, Verpott, Hohe und Nidere Gericht, Frävel, Straaffen und Buößen und sonst Niemandt Anders.“²³ Mit dieser Beschreibung taucht man ein in die komplexen Herrschaftsverhältnisse, wie sie im Mittelalter entstanden und letztendlich bis ins 19. Jahrhundert Bestand gehabt haben. Es muss dabei unterschieden werden zwischen der Ausübung von Gerichtsherrschaft einer- und Grundherrschaft andererseits. In letzter Konsequenz war das im Falle Reichenecks nach der Reformation zwar in beiden Fällen Württemberg, das spätestens seit dem 14. Jahrhundert die Gerichtsherrschaft ausübte und darüber hinaus auch die Klosteramtsverwaltung eingesetzt hatte.²⁴ Konkret jedoch waren in den

²³ StadtA Rt., G 9 (wie Anm. 2) Nr. 11, Bl. 2 r.

²⁴ Kreisbeschreibung Bd. 2 (wie Anm. 4), S. 437.

1560er-Jahren und in der nachfolgenden Zeit bis zur Bildung des Königreichs Württemberg 1806 zwei Behörden für Reicheneck unmittelbar zuständig: für grundherrschaftliche Belange der Klosterhofmeister in Pfullingen und für die Belange der Ober- und Herrlichkeit die Vogtei



In der im Gemeindearchiv enthaltenen Abschrift des Lagerbuchs der Pfullinger Klosteramtsverwaltung von 1562 wird auch die zu den Besitzungen in „Reychneckh“ gehörende „aigne Kellter“ genannt.

in Urach. Auf Blatt 3 bis 8 der Lagerbuchabschrift ist sodann unter der Überschrift „Ruogungen“, also Rügungen, dargelegt, wie Vergehen gegen Wald- und Feldordnungen verfolgt beziehungsweise verhindert werden sollten. Insbesondere hierfür war die Einsetzung eines Schultheißen gedacht sowie außerdem die Bestellung eines „Weingart Schützen“.

Dann folgt auf Blatt 9 und 10 der „Grosse Fruchtzehndt“ und der „Wein-Zehenden“. Die Zehntabgabe von Laien war seit dem Frühmittelalter von der Kirche zur Unterhaltung der Pfarreien gefordert worden. Reicheneck hat vor 1910 keine eigene Kirche besessen, sondern war nach Mittelstadt eingepfarrt gewesen. Dorthin musste direkt der kleine Zehnt an Erträgen aus Heu, Klee, Erbsen, Flachs, Kraut, Bohnen und ähnlichem abgegeben werden.²⁵ Den großen Fruchtzehnt insbesondere an Roggen, Hafer, Dinkel und Gerste wie auch den Weinzehnt hatte – und deswegen ist er in diesem Lagerbuch auch aufgeführt – die Klosterhofmeisterei in Pfullingen als Rechtsnachfolgerin des Frauenklosters zu fordern. Denn die Klarissen hatten 1413 die Mittelstädter Kirche, die der Jungfrau Maria und dem hl. Martin geweiht gewesen war, ihrer Abtei inkorporiert, nachdem sie dort auch schon zuvor das Patronatsrecht ausgeübt hatten.²⁶ Sie waren somit – genauso wie in nachreformatorischer Zeit die Klosterhofmeisterei – im Gegenzug für die Besoldung des Geistlichen in Mittelstadt zuständig. Die kirchenherrschaftlichen Verhältnisse sind im Übrigen bereits eingangs in diesem Lagerbuch unter der Überschrift „Filial“ markant zusammengefasst: „Alle Einwohner und Hofmayer von Mann und

²⁵ E. Maier (wie Anm. 4), S. 87.

²⁶ Kreisbeschreibung Bd. 2 (wie Anm. 4), S. 240 u. 419.

WeibsPersohnen Jung unnd Allt zue Reychnekh gehorent Todt und Lebendig In die Pfarr gehn Mittelstatt.“²⁷

Von Blatt 11 bis 23 wird auf die Reichenecker Weinwirtschaft im 16. Jahrhundert eingegangen, die weiter unten noch ausführlicher dargestellt werden soll. Schließlich folgt von Blatt 24 bis 83 das, was den entscheidenden Inhalt dieses Lagerbuchs ausmacht, nämlich die Beschreibung der vier Reichenecker Höfe und insbesondere die Abgabepflichten von deren Inhabern gegenüber dem Grundherrn, also der Klosterhofmeisterei Pfullingen. Im „Register“ der Abschrift des Lagerbuchs von 1562 liest sich das folgendermaßen:

„David Treibers Hof, daraußer das Drittel dem Closter Pfullingen gehet.
Hanns Dummen Hof daraußer dem Closter Pfullingen das Viertel gehet [...].
Jacob Hülben Hof daraußer dem Closter das Vierthail gehet [...].
Barbara Caspar Gehrs Wittib Hof daraußer dem Closter Pfulling[en] das Viertel gehet.“

Bereits im „Register“ sind die vier Reichenecker Höfe von David Treiber, Hans Dumm, Jakob Hülb sowie von Barbara Gehr klassifiziert nach der Höhe ihrer Abgaben: David Treiber hatte ein Drittel aller Feld- bzw. Sommer- und Winterfrüchte, die auf seinem Hof erwirtschaftet wurden, abzugeben; die anderen drei Hofinhaber jeweils ein Viertel ihrer Jahresernten. Dementsprechend werden die Höfe auch als drei- oder vierteilige Höfe bezeichnet. Dabei fällt auf, dass David Treiber im Gegensatz zu seinen Nachbarn einen deutlich größeren Anteil vom Ertrag seiner Äcker und Wiesen nach Pfullingen abzugeben hatte. Dies rührt daher, dass zu Treibers Hof nicht nur die insgesamt größte Ackerfläche von rund 29 Hektar gehörte, sondern auch diejenige mit den größten zusammenhängenden Einzelflächen. Das heißt, er konnte mit dem verhältnismäßig geringsten Arbeitsaufwand die größten Erträge erzielen.²⁸

In dem in den 1630er-Jahren angefertigten „Register“ der Abschrift des Lagerbuchs von 1562 sind neben den Hofinhabern des 16. Jahrhunderts im Übrigen in drei Fällen auch diejenigen der 1630er-Jahre genannt. Bei „Hans Dummens Hof“ beispielsweise findet sich die Ergänzung: „Jetziger Innhaber Martin Schlotterbeckh und Hans Bertsch“ oder bei „Jacob Hülbens Hof“ steht: „Jetzige Innhaber Stephan Gehr und Jung Georg Reicheneckher“. Die Zusätze bei diesen beiden Höfen sind insofern interessant, als sie als Indiz für die Besitzzersplitterung in Reicheneck herangezogen werden können: Zumindest zwei der vierteiligen Höfe, auf denen 1562 jeweils ein Inhaber saß, teilten sich im 17. Jahrhundert bereits zwei Parteien. Dieser Prozess sollte sich weiter

²⁷ StadtA Rt., G 9 (wie Anm. 2) Nr. 11, Bl. 2 v.

²⁸ E. Maier (wie Anm. 4), S. 40.

fortsetzen. Für die Mitte des 18. Jahrhunderts lassen sich beispielsweise für die vier vormaligen Klosterhöfe bereits 15 Inhaber nachweisen.²⁹

3 b. Abschrift des Lagerbuchs von 1562: Die Kelter

Ist von Blatt 24 bis 83 der Lagerbuchabschrift der entscheidende Besitz der Pfullinger Klosterhofmeisterei beschrieben, nämlich die vier Meierhöfe, die in erster Linie zur Abgabe einer stattlichen Landgarbe, nämlich dem dritten oder vierten Teil der auf ihren Hofgütern erwirtschafteten Feldfrüchte verpflichtet waren, so findet sich bereits auf Blatt 11 die Nennung eines besonders bemerkenswerten Gebäudes in Reicheneck. Es befand sich ebenfalls im Eigentum der Klosterhofmeisterei, allerdings wurde damit niemand belehnt. Es handelte sich nämlich um die „aigne³⁰ Kellter sampt dem KelternWein und der Keltern zue gehörigen Weingarten“. Wir haben hier den Nachweis, dass in dem kleinen Weiler Reicheneck in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein Keltergebäude stand. Die Pfullinger Klosterhofmeisterei war dabei nicht nur Besitzerin des Gebäudes selbst, daneben verfügte sie auch über die der Kelter zugehörigen Weingärten. Diese Formulierung umschreibt den „Kelterzwang“, also die Verpflichtung sämtlicher Reichenecker Weingärtenbesitzer, ihr Lesegut in der Kelter der Klosterhofmeisterei pressen beziehungsweise kelteren zu lassen und gewissermaßen als Kelterbenutzungsgebühr den genannten „Kelterwein“ zu entrichten. Dieser bestand aus dem „SibenZehenden Thail“, also aus einem Siebzehntel vom frisch gepressten Most.³¹

Darüber hinaus nennt das „Register“ der Lagerbuchabschrift für Blatt 12 die „Owig ohnabloßig Hellerzinnß usser Weingarten zue Reichneckh uff Martini gefallendt“. Neben der Naturalabgabe für die Kelterbenutzung war als eine Art Pacht für die Weingärten eine Geldabgabe – der sogenannte „Hellerzins“ – fällig. Diese Geldabgabe musste, wie schon bei den Höfen der Wiesenzins, alljährlich auf den Martinstag entrichtet werden und konnte nicht – beispielsweise durch eine einmalige Großzahlung – abgelöst werden: Sie war, wie es im Register heißt, „ewig unablösbar“. Schlägt man nun im Lagerbuch nach, wer zu einer solchen „Hellerzins“-Abgabe verpflichtet war, stellt man fest, dass die rund 3½ Hektar umfassenden Reichenecker Weingärten nicht nur durch die Meier der beiden Höfe bewirtschaftet wurden, zu deren Besitz sie zählten, sondern zum größeren Teil an Auswärtige weiterverpachtet waren. Das Lagerbuch nennt über 20 hellerzinspflichtige Nutzer vor allem aus den Nachbargemeinden Oferdingen, Rommelsbach und Mittelstadt, die teilweise bis zu 8 ar kleine Weingärten erworben hatten. Zu den Pächtern aus Rommelsbach zählte übrigens neben einem Caspar Gehr und Georg Junger

²⁹ Ebd., S. 79.

³⁰ Hervorhebung des Verfassers.

³¹ StadtA Rt., G 9 (wie Anm. 2) Nr. 11, Bl.12 r.

auch ein Georg Reichenecker – also ein wohl zuvor aus Reicheneck ausgewanderter Bauer.³² Aus anderen Gemeinden nennt das Lagerbuch auch noch den Hans Fritz aus Pliezhausen sowie den Matteis Schneider aus „Riederichingen“, einer alten Namensform von Riederich.³³

Das Keltergebäude ist in der Lagerbuchabschrift auf Blatt 11 folgendermaßen beschrieben: „Die Kelter zue Reychneckh underhalb ermellts Weylers Reichneckh, uff diß Closters Hof den diser Zeit Hanns Doman besitzt und innhat Wüsen stehend mit ainem Bohm und aller Zuegehördt und Herlichait, Ist deß Closters Pfullingen aigen und aller Steurufflegung und Beschwerden gegen meniglichem [was so viel heißt wie: gegen wen auch immer] gantz frey.“ Die Kelter war demnach ausgestattet mit einem „Bohm“, also einem sogenannten Kelterbaum. Eine solche historische Weinpresse kann noch heute beispielsweise im Weinbaumuseum der „Sieben-Keltern-Stadt“ Metzingen, das im Gebäude der vormaligen „Herrschaftskelter“ des Benediktinerklosters Zwiefalten eingerichtet ist, bestaunt werden. Ein Verbund aus vier massiven, mehrere Meter langen Balken ist in etwa 2 Meter Höhe waagrecht zwischen zwei Pfostenpaaren aufgehängt. Mithilfe einer Spindelkonstruktion sowie dem Eigengewicht des Baumes wurde die Herbstlese des jeweiligen Jahres durch Kelterknechte mit einer solchen Vorrichtung in harter Knochenarbeit ausgepresst.

Das nicht erhalten gebliebene Gebäude der Reichenecker Kelter ist im Lagerbuch durch zwei Zusatzangaben lokalisiert: 1. Durch den Hinweis, dass es auf jenen Wiesen steht, die zum Hof des Hans Doman gehörten, sowie 2. die Angabe, dass es sich „unterhalb ermellts“, also des genannten Weilers Reicheneck befunden hat. Will man heute bestimmen, wo die Reichenecker Kelter einst stand, so ist die weiter hinten im Lagerbuch erfolgte Beschreibung der Wiesen, die Hans Doman gehört hatten, nicht sehr hilfreich: Hier sind jeweils die Nachbargrundstücke genannt, deren exakte Lage sich heute ebenfalls nicht mehr auf Anhieb eindeutig bestimmen lässt. Recht eindeutig ist dagegen die Angabe, dass sich die Kelter „unterhalb“ des Weilers befunden hatte. Das macht auch Sinn: Die Weinberge waren vor allem an dem nach Westsüdwest ausgerichteten Abhang zum Reichenbach hin angelegt worden und die schweren Butten mussten somit im Herbst nicht in den Ort hinauf, sondern konnten Richtung Reichenbach hinunter getragen werden. Einen Beleg für diese Verhältnisse sind die tradierten und schließlich bei der Landesvermessung im 19. Jahrhundert festgeschriebenen Flurnamen „Weingartäcker“ und „Kelter-

³² Rommelsbach einst und jetzt. Geschichte und Gegenwart eines Reutlinger Stadtbezirks, Reutlingen 1990, S. 404.

³³ StadtA Rt. G 9 (wie Anm. 2) Nr. 11, Bl.17 r., 19 r. und 21 r.; außerdem E. Maier (wie Anm. 4), S. 51. Zu „Riederichingen“ vgl. Hans Schwenkel: Heimatbuch des Bezirks Urach, Urach 1933, S. 593.



Die Flurkarte von 1848 zeigt die Lage der „Kelterwiesen“ und der „Weingartäcker“. Beide Flurnamen sind Zeugnisse des historischen Weinbaus in Reicheneck, der sich bereits für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts urkundlich belegen lässt.

wiesen“.³⁴ Die „Weingartäcker“ markieren die Steillage des bis ins 18. Jahrhundert bestehenden Weinbergs, der – etwa gemäß der Flurkarte von 1848 – sich dann zur Baumwiese wandeln sollte. Dagegen trägt das Gewand in der Talsohle des Reichenbachs den Namen „Kelterwiesen“ und liefert somit einen Beleg für den Standort der Reichenecker Kelter in diesem Bereich.

Gemäß Lagerbuch war es im Jahr 1548 gewesen, dass Herzog Ulrich von Württemberg den Reicheneckern die Anlegung der Weingärten gestattet hatte.³⁵ Eine Feststellung, die dadurch relativiert wird, dass etwa ein „Wingart ze Richeneck“ auch bereits in einer Urkunde von 1322 genannt ist, die einer Pfullinger Klosterfrau Zinsansprüche aus besagtem Weingarten bestätigt.³⁶ Mit Sicherheit stellten die Maßnahmen der 1540er-Jahre eine Intensivierung dieses Landwirtschaftszweigs dar, so er zuvor nicht tatsächlich zum Erliegen gekommen war. Allerdings sollten diese Bemühungen, längerfristig betrachtet, keine Früchte tragen. Bereits im 17. Jahrhundert ging der Weinbau in

³⁴ Vgl. StadtA Rt., Flurkarten Nr. 62 (NO 02 12) von 1848.

³⁵ StadtA Rt., G 9 (wie Anm. 2) Nr. 11, Bl.12 v.

³⁶ HStA Stuttgart, A 514 (Klosterhofmeisterei Pfullingen) U 484. Zur Urkunde vgl. E. Maier (wie Anm. 4), S. 26. Auch in der Urkunde HStA Stuttgart, A 514 U 485 aus dem Jahr 1344 ist ein Reichenecker Weingartenzins genannt (vgl. R. Bacher (wie Anm. 13), S. 419).

Reicheneck wiederum stark zurück und kam schließlich bis in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts fast vollständig zum Erliegen.³⁷ In der Phase der sogenannten „kleinen Eiszeit“ des 15. bis 19. Jahrhunderts war den ambitionierten Kultivierungsbemühungen in Reicheneck letztendlich kein Erfolg beschieden und insbesondere die markante Klimadepression zwischen 1675 und 1715 war es wohl, die das Schicksal eines nachhaltigen Weinbaus in Reicheneck endgültig besiegelte.³⁸ In einer im Gemeindearchiv abschriftlich überlieferten Stellungnahme des Kirchenrats an den Pfullinger Klosterhofmeister wird jedenfalls wegen der „anno 1715 vorgegangenen Mutation der Kultur“ in der „vormahligen WeingardtHalden“ auf entsprechende Bodenzinse verzichtet und eingeräumt, dass „der Weinbau dieser Orthen je länger je mehrs in Abgang“ gerät.³⁹

Im Vergleich mit den übrigen elf Reutlinger Bezirksgemeinden bleibt insgesamt festzuhalten: Weinbau lässt sich in den meisten dieser Ortschaften für die Neuzeit nachweisen; in einigen Fällen – unter anderem sogar in Gönningen – eine Kelter vor Ort.⁴⁰ Dies überrascht nicht, da bis zur Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert beziehungsweise bis zum Beginn des Industriezeitalters der Weinbau auch in der Reutlinger Gegend in einem, gemessen an heutigen Verhältnissen, sehr großen Umfang betrieben wurde. Insbesondere verglichen mit den heutigen „Nordraumgemeinden“ Degerschlacht, Sickenhausen, Oferdingen und Mittelstadt war die im tief eingeschnittenen Reichenbachtal gelegene „Weingarthalde“⁴¹ jedoch etwas Einzigartiges. Nicht zuletzt ist ein solch früher archivalischer Beleg für das Vorhandensein einer Kelter, wie ihn die Abschrift des Lagerbuchs von 1562 bietet, für keines der übrigen elf Bezirksgemeindearchive bekannt.

4. Mittelstädter Beschwerde 1628

Doch damit nicht genug der Reichenecker Besonderheiten. Nach archivalischen Zimelien soll das herausragende historische Spezifikum der Reichenecker Geschichte näher beleuchtet werden, nämlich die Steuerfreiheit des Ortes. Es war ein besonderes Privileg, dessen geschichtliche Ursprünge auf das Mittelalter zurückgehen und das bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts Bestand hatte. Im Gemeindearchiv lässt sich diese Steuerfreiheit, also das Vorrecht der Reichenecker, dem Landesherrn gegenüber zu keinen entsprechen-

³⁷ E. Maier (wie Anm. 4), S. 51 f.

³⁸ Christine Krämer: Weinbau in Metzingen, in: Metzingen. Vom Marktflecken zur Outletstadt, Petersberg 2013, S. 136.

³⁹ StadtA Rt. G 9 (wie Anm. 2) Nr. 49.

⁴⁰ Kreisbeschreibung Bd. 2 (wie Anm. 4), S. 384–453.

⁴¹ StadtA Rt. G 9 (wie Anm. 2) Nr. 3: Schlichtung eines Streits wegen der „new ußgereutten Weingarthalden“ 1564.

den Zahlungen verpflichtet zu sein, anhand einzelner Schriftstücke aus dem 17. Jahrhundert belegen. Mit Sicherheit hatte dieses Vorrecht maßgeblichen Anteil daran, dass im Weiler selbst schon sehr früh Urkunden, eine Lagerbuchabschrift und einzelne Schriftstücke dauerhaft aufbewahrt wurden, also eine Art „Gemeindearchiv“ entstanden ist: Es ging nicht zuletzt darum, die rechtliche Sonderstellung schriftlich belegen zu können. Andererseits sorgte diese Steuerfreiheit dafür, dass eine Archivaliengattung, für die in anderen Gemeindearchiven zum Teil schon Vertreter aus dem 17. Jahrhundert vorhanden sind, in Reicheneck erst mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts einsetzt: die sogenannten Steuer- oder Güterbücher.

Das älteste Güterbuch für Reicheneck wurde 1807 angelegt und musste, nach Durchführung der Landesvermessung im Königreich Württemberg, bereits nach rund vier Jahrzehnten erneuert werden.⁴² Das war für ein Steuerbuch kein Alter: Andere Exemplare dieser Gattung in sonstigen Ortschaften und Städten, wie beispielsweise diejenigen der Reichsstadt Reutlingen von 1740, waren ein ganzes Jahrhundert im Gebrauch. Der sehr stattliche Band des erneuerten Reichenecker Güterbuchs von 1855 wurde von einem sogenannten „Güterbuchskommissär“ angelegt, einem Geometer namens Johann Martin Schäfer, der seit 1845 auch das Schultheißenamt in Rommelsbach bekleidete.⁴³ Neben einem sehr informativen Vorwort hat er in diesem und in einem weiteren Güterbuchband die Bewohner der von ihm durchnummerierten Häuser „Numero 1“ bis „Numero 20“ in Reicheneck erfasst und, als entscheidenden Schritt, deren Besitz an Gebäuden, Äckern und Wiesen beschrieben und mit einem Steueranschlag belegt.⁴⁴ In dem relativ ausführlichen Vorwort geht Schäfer auch auf den Umstand ein, dass – im Gegensatz zu anderen altwürttembergischen Gemeinden – eine solche Besteuerung beziehungsweise ein solches Güterbuch für Reicheneck im 19. Jahrhundert etwas Neuartiges war. Das Vorwort skizziert dabei die Ortsgeschichte unter anderem mit folgenden Passagen:

„1506 verkaufen Jörg von Ehingen und seine Söhne dem Kloster Pfullingen ihre Güter zu Reicheneck. [...] im Jahr 1562 bei Errichtung des Reichenecker Lagerbuchs findet man dasselbe ganz im Besiz von Reicheneck. Das Kloster vertheilte das Gut in 4 Theile, und gab es 4 Bauern, theilweise um den 3ten und 4ten Theil in Pacht, als Erblehenhöfe, behielt sich jedoch das Eigenthumsrecht bevor. [...] Mit Einführung der Reformation und Aufhebung der Klöster in Württemberg und deren Einverleibung zu einem evangelischen Kirchengut, gieng auch Reichenek an diesen Staat über, und wurde von da an,

⁴² Ebd. Nr. 560.

⁴³ Ebd. Nr. 563 („Güterbuchsprotokoll“), u. a. S. 8. Vgl. auch: Roland Wolf: Die „Ortsgeschichte“ des Johann Martin Schäfer, Schultheiß von Rommelsbach, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 52 (2013), S. 136 u. a.

⁴⁴ StadtA Rt., G 9 (wie Anm. 2) Nr. 565 f.

bis 1806, als ein dem Kirchengut in Württemberg zugehöriger Theil verwaltet. Reicheneck war [...] von jeher steuerfrey, und hatte weder Quartiers-Lasten noch Frohnen zu tragen. Im Lagerbuch von 1562 heist es hierüber [auf Blatt] 23: [...] „Und sind solche hienach geschriebenen Höfe zu Reicheneck, mit allem Grund und Boden [...] bisher ohnbesteuert auch unbeschätzt, sondern desselben in allweg frey gelassen worden.“ Nach Beendigung dieses Zitats aus dem Lagerbuch ergänzt Schäfer weiter unten: „Durch die Vereinigung des Kirchenguts mit dem Staatshaushalte im Jahr 1806 wurde diese für den Ort sehr wichtige Vergünstigung aufgehoben, und durch den allergnädigsten Befehl vom 20. Juli 1807 verordnet, daß nun auch die bisher steuerfrey gewesen Güter berechnet und collectirt werden sollen.“⁴⁵

Mit dieser Kurzdarstellung hat Güterbuchskommissär Schäfer 1855 eine prägnante Darstellung zur Reichenecker Steuerfreiheit verfasst. Auf welchem konkreten Privileg sie nun genau basiert, wissen wir heute genauso wenig wie er damals. Dass die Ursprünge dieser Sonderstellung weiter zurückreichen als nur bis ins 16. Jahrhundert, ist bereits in der Oberamtsbeschreibung von 1909 ausgeführt. Deren Verfasser vermutet, dass der Grundstein für diese Sonderrolle dadurch gelegt worden war, dass sich 1475 der Reutlinger Konrad Uelin erfolgreich gegen eine landesherrliche Musterung seiner Reichenecker Höfe zur Wehr setzen konnte. Wobei auch hier auf die „Herkunft“ der Herrschaftsrechte „aus freier Hand (welcher?)“ verwiesen wird.⁴⁶ Die Kreisbeschreibung von 1997 mutmaßt, ein solches Steuerprivileg aus einer entsprechenden Exemption des Klosters Pfullingen ableiten zu können, die demnach auf die klösterlichen Besitzungen übertragen worden wäre.⁴⁷ Im Lagerbuch von 1562 ist die Reichenecker Sonderstellung für die beginnende Neuzeit jedenfalls fixiert. Das heißt, in einer Epoche, in der das Herzogtum Württemberg begann, sich in Richtung einer modernen Territorialherrschaft zu entwickeln und in diesem Kontext landesherrliche Steuern im Gegensatz zu grundherrlichen Feudalabgaben insgesamt für den Landesfürsten beziehungsweise für dessen Verwaltung immer wichtiger werden, konnte sich Reicheneck erfolgreich gegen solcherlei Ansprüche wehren.

Wenn soeben von einem in Ansätzen „modernen“ württembergischen Territorialstaat die Rede war, so muss hier auch auf diesbezügliche Defizite hingewiesen werden: Unter anderem wurde das im Zuge der Reformation säkularisierte Kirchengut im Herzogtum Württemberg separat von dem in Bezirksämtern untergliederten landesherrlichen Kammergut verwaltet, auch wenn es genauso württembergisch war. Für Reicheneck bedeutet dies in unserem Zusammenhang, dass nicht nur die Meier zu Reicheneck selbst, sondern im gleichen Maße der Klosterhofmeister zu Pfullingen daran interessiert war,

⁴⁵ Ebd. Nr. 565, Bl. 2 v–3 v.

⁴⁶ OAB Urach (wie Anm. 13), S. 696.

⁴⁷ Kreisbeschreibung Bd. 2 (wie Anm. 4), S. 418 u. 436.



Seit dem Spätmittelalter übte Württemberg die Ortsherrschaft in Reicheneck aus und der Weiler zählte bis 1938 zum weitläufigen Sprengel des Uracher Amtes: hier der Ausschnitt einer Kartenbeilage der Uracher Oberamtsbeschreibung von 1831.

den Weiler mit keinen anderen als mit seinen Abgaben zu belasten. Das Ende des Reichenecker Privilegs war jedenfalls mit der Gründung des Königreichs Württemberg 1806 gekommen, einem nun tatsächlich modernen staatlichen Gebilde mit einem geographisch klar umrissenen Gebiet, das als Ganzes regiert und verwaltet wurde. Mit dessen Gründung wurde nicht nur Altwürttemberg mit den neuwürttembergischen Erwerbungen wie zum Beispiel der Reichsstadt Reutlingen zu einer Einheit verschmolzen, sondern auch innerhalb Altwürttembergs gab es keine Unterscheidung mehr zwischen weltlichem Staatseigentum im engeren Sinne und württembergischem „Kirchengut“ andererseits.

Im konkreten Einzelfall gestalteten sich die Verhältnisse in Reicheneck dann bei Weitem nicht so eindeutig, wie sie Güterbuchskommissär Schäfer 1855 im historischen Rückblick beschreibt. Dadurch, dass spätestens seit dem Spätmittelalter Württemberg der „regierende Herr“⁴⁸ war und als Landesherr die Gerichtsherrschaft ausübte, fiel Reicheneck in den Zuständigkeitsbereich des Uracher Amtes. Für Reicheneck zuständig war somit der Uracher Untervogt. Andererseits kam der durch den Pfullinger Klosterhofmeister ausgeübten Grundherrschaft eine erhöhte Bedeutung zu, weil besagter Klosterhofmeister die alleinige Grundherrschaft im Weiler vertrat – dies galt beispielsweise nicht für Mittelstadt, wo die Klosterhofmeisterei Pfullingen zwar der größte, aber eben nicht der einzige Grundbesitzer war. Nicht zuletzt

⁴⁸ StadtA Rt., G 9 (wie Anm. 2) Nr. 11, Bl. 2 r.

in diesem Kräftefeld schlug die Behauptung Reichenecker Sonderrechte im Herzogtum Württemberg immer wieder und teilweise auch recht hohe Wellen. Eine der bemerkenswertesten Auseinandersetzungen fand zur Zeit des 30-jährigen Krieges statt. Der württembergische Herzog hatte aus aktuellem Anlass befohlen, eine „ExtraordinariSteuer“ eintreiben zu lassen, also eine außergewöhnliche Steuer: eine Kriegssteuer. Als nun der Untervogt zu Urach über den Schultheiß zu Mittelstadt diese landesherrliche Abgabe auch von Reichenecker Grundstücken eintreiben wollte, die von Mittelstädter Bauern gepachtet worden waren, führte dies zum Konflikt mit dem Pfullinger Klosterhofmeister. Der pochte darauf, dass diese Grundstücke grundsätzlich steuerfrei seien und – wenn überhaupt – die Eintreibung von Sondersteuern durch ihn, nämlich den Klosterhofmeister, erfolgen müsse.

Daraufhin verfassten die Mittelstädter – sekundiert vom Untervogt zu Urach – am 28. März 1628 einen Beschwerde- beziehungsweise einen Bittbrief an Herzog Johann Friedrich in Stuttgart. Ins Reichenecker Archiv gelangte eine Abschrift dieser sogenannten „Suplikation“. Es ist ein vierseitiges Schriftstück, das sich leider nicht so gut erhalten hat wie etwa die Pergamenturkunde von 1530, dafür aber eine umso bemerkenswertere Formulierung enthält. Auf den ersten drei Seiten pochen zunächst einmal die Mittelstädter darauf, dass ausschließlich sie legitimiert seien, von den strittigen Grundstücken die Kriegssteuer einzutreiben. Eine der von ihnen angeführten Begründungen: Reicheneck unterstehe dem Mittelstädter Gericht und sei Teil dieser Gemeinde. Nachdem sie den Anspruch der Klosterhofmeisterei in diesem speziellen Fall abgelehnt hatten, bringen sie ihr „Supplizieren“ mit folgendem Schlussargument auf den Punkt: „Was aber die Mayer Zue Reichneckh Anlangt, deren Acht seyen, ob sie namblich der Einquartierung, Musterung und Außwahl wie auch Kriegs- und anderer ExtraordinariContribution gefreyet, alß wie ein kleins Reichstättlins semper frey seyen, und ihr allegirte Freyheit so weit sich erstreckhen thüe, stellen zue E[uer] F[ürstlichen Gn[aden] hocheerleutten Discretion und Resolution.“⁴⁹

Hier werden die Mittelstädter grundsätzlicher. Zwar wird die Steuerfreiheit des Weilers nicht in Frage gestellt, soweit es sich um regelmäßige und gewöhnliche Steuern handelt. Genau das ist mit der „allegirten“ Freiheit, also der genannten Freiheit gemeint. Sehr wohl hinterfragen die Mittelstädter Nachbarn aber, ob sich diese Freiheit auch auf außergewöhnliche Steuern und Leistungen an den Landesherrn gerade in Kriegszeiten erstreckt. Ob dies nun berechtigt sei, das soll doch bitte entschieden werden oder wie es die Mittelstädter formulieren: Sie erbitten hierüber des Herzogs „Discretion und Resolution“, also Urteil und Entschließung des Landesherrn.

⁴⁹ Ebd. Nr. 28.

Und in diesem Zusammenhang wird erstmals in den historischen Quellen dem kleinen Weiler Reicheneck ein recht klingvolles Attribut verliehen: Es sei wie ein „kleins Reichstättlins semper frey“, also auf alle Zeiten von landesherrlichen Steuern befreit. Dass ein solch weitreichender Vergleich erst im 17. Jahrhundert auftaucht, ist kein Zufall. In dem Maße, in dem generell in der Neuzeit sich der Machtanspruch der Territorialfürsten verstärkte, musste ein Sonderrecht wie das der Reichenecker, dessen Bedeutung noch im Spätmittelalter vor dem Hintergrund umfangreicher Feudalabgaben eher im Hintergrund gestanden hatte, den Neid der Nachbarn erregen. Mit der so formulierten Fragestellung, ob denn Reicheneck wirklich wie ein Reichsstädtlein auch von allen Sonderabgaben auf immer befreit sei, wollten die Vertreter Mittelstadts den Herzog beziehungsweise dessen Räte provozieren. Der württembergischen Herrschaft waren natürlich die selbstständigen Reichsstädte innerhalb ihres Territoriums ein Dorn im Auge. Interessant ist auch, dass auf den Reichenecker Höfen 1628 acht Meier saßen. Den Mittelstädtern war offensichtlich die Anmerkung wichtig, dass es nicht mehr nur wie in den alten schriftlichen Unterlagen aus dem 16. Jahrhundert vier Meier seien, auf deren Schultern sich entsprechende Lasten verteilen würden. Ein Hinweis, der möglicherweise auch als Erklärung der Sonderrechte angeführt werden kann: Ursprünglich hatte man sich von der Besteuerung eines solch kleinen Fleckens noch gar nichts versprochen.

Der Ausgang dieser Mittelstädter Beschwerde ist letztendlich etwas dubios. Fast zwei Jahre lang beschäftigten sich in Stuttgart nicht nur verschiedene, juristisch versierte Oberräte mit dieser Angelegenheit, sondern auch Vertreter des Kirchenrats.⁵⁰ Der war neben Oberrat und Rentkammer als dritte zentrale württembergische Landesbehörde für das Kirchengut zuständig. Und an diese Institution hatte sich der Pfullinger Klosterhofmeister direkt gewandt, nachdem sie quasi seine übergeordnete Dienststelle war. Mit Datum vom 23. Dezember 1629 kam schließlich als Ergebnis all dieser Bemühungen inklusive Verhandlung der Angelegenheit vor dem damaligen sogenannten „Landtag“ ein einseitiger herzoglicher Befehl zustande. Im Namen Ludwig Friedrichs von Württemberg, dem Nachfolger von Herzog Johann Friedrich, wurde den Mittelstädtern auf ihre Bittschrift hin beschieden, dass es dem Herzog nicht einsichtig sei, wie die Mittelstädter durch den Klosterhofmeister bei der Eintreibung der außerordentlichen Kriegssteuer behindert werden können. Befohlen wurde außerdem, die Antwort des Herzogs auch dem Klosterhofmeister bekannt zu machen. Dass mit diesem Befehl für die Betroffenen keineswegs alle Fragen beantwortet waren, belegt dann bereits ein Schreiben des Klosteramtsverwaltung von 1630, in dem ausgeführt wird, dass weiterhin nicht vollständig klar sei, wer denn nun genau von welchen Reichenecker

⁵⁰ HStA Stuttgart, A 34 (Landschaft) Bü. 44 Nr. 3.

Gütern die Sondersteuern eintreiben dürfe.⁵¹ Den Mittelstädtern jedenfalls dürfte es besonders bitter aufgestoßen sein, dass vom kleinen Reicheneck Zugeständnisse bezüglich der Belegung mit landesherrlichen Sonderabgaben nur mühsam abgerungen werden konnten, während in der Neckargemeinde selbst eine systematische Besteuerung des Grundbesitzes spätestens ab der Mitte des 17. Jahrhunderts stattfand. Im Gemeindearchiv Mittelstadt liegt für den Zeitraum ab 1650 eine kontinuierliche Überlieferung an Güter- und Steuerbüchern vor.⁵²

Auch wenn die verwaltungsrechtlichen Details dieser Steuerstreitigkeit im Einzelnen teilweise etwas verwirrend ausfallen, wird doch deutlich: Die Reichenecker Meier konnten sich zwar im Herzogtum einer Belegung mit Sondersteuern letztendlich nicht entziehen, doch das grundsätzliche Privileg, von gewöhnlichen Steuern befreit zu sein, blieb unangetastet. Jene legendenumwobene Steuerfreiheit von Reicheneck war demnach keine romantische Erfindung des 19. Jahrhunderts, sondern ist archivalisch eindeutig belegt. Andererseits muss dieses Privileg nicht zuletzt vor dem Hintergrund der komplexen Verwaltungsstruktur des württembergischen Herzogtums gesehen werden. Dadurch, dass das Kirchengut der in der Reformation säkularisierten geistlichen Herrschaften innerhalb des württembergischen Herzogtums separat verwaltet wurde, lag im Falle Reichenecks dessen grundsätzliche Steuerfreiheit nicht nur im Interesse der in den Dichtungen des 19. Jahrhunderts als dickschädlig und freiheitsliebend, als schwäbische Bauern von echtem Schrot und Korn dargestellten Reichenecker Meier, sondern in gleichem Maße im Interesse der Pfullinger Klosterhofmeisterei.

5. Ulrichsage

Soweit zu den archivalisch belegbaren Fakten der Reichenecker Steuerfreiheit, deren Ursprünge sich – nachdem sie schon bei dem geschilderten Rechtsstreit des Jahres 1628 für die beteiligten Parteien im Dunkel der Geschichte lagen – auch heute nicht mehr eindeutig klären lassen. Dort aber, wo man nichts Genaueres weiß, bleibt Raum für Vermutungen, Legenden, Sagen, die sich weder be- noch eindeutig widerlegen lassen. Spätestens, wenn sie ein gewisses Maß an Popularität erreicht und über Jahrzehnte, wenn nicht gar Jahrhunderte weitertradiert worden sind, wird eine solche sagenhafte Überlieferung schließlich selbst zum Bestandteil der Ortsgeschichte. Im Falle Reichenecks kommt hier Herzog Ulrich von Württemberg ins Spiel, der nach seiner Flucht 1519 im Ort Unterschlupf gefunden und deshalb nach seiner Rückkehr 1534 dem Weiler besondere Freiheiten zugesichert haben soll. Die Beliebtheit

⁵¹ StadtA Rt. G 9 (wie Anm. 2) Nr. 29 u. 30.

⁵² StadtA Rt. G 6 Nr. 1203 ff.

dieser Geschichte, deren Wurzeln sich bis in die Zeit der Romantik zurückverfolgen lassen, hat in Reicheneck nicht zuletzt in der Benennung der 1986 eingeweihten Herzog-Ulrich-Halle seinen Niederschlag gefunden. Die wiederum war das Ergebnis eines Umbaus vom Gymnastikraum der aufgegebenen Herzog-Ulrich-Schule, die 1964 eingeweiht worden war.⁵³ Schließlich verläuft direkt vor der Eingangstür der Halle die 1972 so benannte Herzog-Ulrich-Straße.⁵⁴

Es seien hier einige biographische Daten zu Herzog Ulrich (1487–1550) rekapituliert. Er war selbstständig regierender Herzog von 1503 bis 1550 – mit einer längeren Unterbrechung: Nachdem er im Stil eines Raubritters 1519 die Stadt Reutlingen erobert hatte, wurde vom Schwäbischen Bund nicht nur Reutlingen sofort wieder befreit, sondern darüber hinaus musste der Herzog sein Land fluchtartig verlassen. Nicht zuletzt dank einem Bündnis mit dem hessischen Landgrafen gelang es Ulrich schließlich 1534 Württemberg zurückzuerobern. In der Zunft der Historiker ist die Bewertung von Ulrichs Leben, Charakter und Regierungsleistung umstritten. In einer Darstellung zum 900-jährigen Jubiläum des Hauses Württemberg findet sich der neutral formulierte Schlusssatz, Ulrich zähle „zu den bedeutenden Fürsten Württembergs“.⁵⁵ Unabhängig vom Urteil der Fachleute besitzt die Gestalt Ulrichs eine beachtliche Popularität und die wiederum verdankt sie heutzutage vor



Verfasser des 1830 publizierten Mundart-Fastnachtsspiels über „Herzog Ulrich als Baurenknecht zu Reicheneck“ war der literarisch überaus produktive Ottmar Schönhuth, der auch unter dem programmatischen Pseudonym „Ottmar Heimlieb“ publizierte.

⁵³ E. Maier (wie Anm. 4), S. 114 sowie Reutlinger General-Anzeiger vom 28. April 1986. Ein Gedicht des langjährigen Bezirksbürgermeisters Erwin Bleher zur Schuleinweihung am 3. Okt. 1964 ist enthalten in StadtA Rt. G 9 (wie Anm. 2) Nr. 604.

⁵⁴ StadtA Rt. C 10: Gemeinderatsprotokoll vom 7. März 1972, § 37 sowie BZA Reicheneck, Niederschrift der Verhandlungen des Bezirksgemeinderats Reicheneck vom 20. Jan. 1972, § 11.

⁵⁵ 900 Jahre Haus Württemberg, hrsg. von Robert Uhlend, Stuttgart 1984, S. 135.

allem dem 1826 erschienenen historischen Roman „Lichtenstein“ von Wilhelm Hauff, nach dessen Vorlage um 1840 auch das gleichnamige Schloßchen über Honau errichtet wurde. Im Mittelpunkt dieses Buches steht nicht zuletzt der Herzog, der sich auf seiner Flucht tagsüber in der Nebelhöhle versteckt hält, um sich dann nächtens auf dem Lichtenstein verköstigen zu lassen. Hauff verarbeitete in seinem Roman in ausschmückender Form dabei nur eine von zahlreichen Ulrichsagen. Es wurde dadurch allerdings die literarisch bedeutendste.

Der älteste bisher bekannte Beleg, Ulrich habe sich auf seiner Flucht vorübergehend auch in Reicheneck versteckt gehalten, stammt aus dem Jahr 1830. Der Reutlinger Fleischhauer-Verlag veröffentlichte in diesem Jahr ein Fastnachtsspiel mit dem Titel „Die Ohrfeige oder Herzog Ulrich als Baurenknecht zu Reicheneck“. Als Verfasser ist ein „Ottmar Heimlieb“ genannt: ein Pseudonym, hinter dem sich der heutzutage unbekannt Ottmar Schönhuth (1806–1864) verbirgt. Schönhuth war vier Jahre jünger als Wilhelm Hauff, also dessen Zeitgenosse, und zu Lebzeiten eine beachtete Größe als Historiker, Germanist, Volksschriftsteller und Pfarrer.⁵⁶ Seine literarische Produktivität war immens. Unter Dutzenden von Veröffentlichungen der 1830er- bis 1850er-Jahre finden sich Titel wie „Der Finkenritter“ oder „Des Sängers Lieb und Leid in Liedern“. Seinem Reichenecker Fastnachtsspiel hat er eine kurze „Bemerkung“ vorangestellt. Diese passt ganz und gar in eine Zeit, in der sich Germanisten und Literaten im Geist der Romantik intensiv um volkstümliche Überlieferungen bemühten – wobei heute oftmals nicht mehr unterschieden werden kann, was denn nun tradierte Überlieferung und was romantische Erfindung des 19. Jahrhunderts ist. Schönhuth jedenfalls schreibt: „Der vorliegenden Bearbeitung liegt eine Volkssage zu Grunde, welche noch in der Gegend von Reicheneck im Munde des Volkes lebt, und mit den übrigen Sagen aus dieser Gegend zusammenhängt.“

Das Bühnenstück Schönhuths bietet vier Personen auf: zum einen Herzog Ulrich und auf der anderen Seite die Vertreter einer Reichenecker Bauernfamilie, bestehend aus Sohn, Frau und dem Meier Jörg Reichenecker. Das Fastnachtsspiel selbst hat drei „Aufzüge“. Im ersten Akt kommt Herzog Ulrich als „Mann im Bauernrock“ verkleidet nach Reicheneck. Im zweiten Akt schießt er für den Meier – aber ohne dessen Wissen – ein Reh. Weil ein solcher Jagdfrevel gemäß landesherrlichem Edikt strengstens verboten ist, erhält der vermeintliche Knecht vom Meier eine kräftige Ohrfeige, worauf er wütend Reicheneck verlässt. Im dritten Akt empfängt Jahre später der in sein Herzogtum zurückgekehrte Ulrich die Bauersleute. Der begriffsstutzige Jörg Reichenecker erkennt den Herzog dabei erst wieder, als dieser ihm ebenfalls eine Ohrfeige verabreicht. Dieses Fastnachtsspiel, stellt Emil Maier in seiner

⁵⁶ Otto Borst: Ottmar F. H. Schönhuth, in: Lebensbilder aus Schwaben und Franken 7 (1960), S. 215 ff. Das Fastnachtsspiel ist genannt auf S. 218.

Ortsgeschichte von 1981 fest, sei in Reicheneck eher unbekannt geblieben. Circa ein halbes Jahrhundert nach Schönhuths Publikation verfasste der Uracher Dekan Paul Lang (1846–1898) das ungleich populärere Gedicht „Herzog Ulrich und der Bauer von Reicheneck“. In dieser lyrischen Form des Sagenstoffes heißt der Reichenecker Bauer nicht mehr Jörg Reichenecker, vielmehr wird er hier durch den „alten Veith“ verkörpert. Wichtiger als der Namensunterschied ist, dass im Zusammenhang mit der Ohrfeigen-Episode nun auch die Sonderstellung des Ortes zur Sprache kommt. Emil Maier hat dieses offensichtlich in Reicheneck tradierte 16-strophige Gedicht in seinem Ortsbuch publiziert. Die Privilegierung Reichenecks ist in der 14. und 15. Strophe beschrieben:

„Und eh der alte Veith sich besonnen wie und was,
fliegt ihm vom wucht'gen Schläge die Mütze schon ins Gras.
Der Herzog spricht mit Lachen: ‚Kein Ritterschlag ist's zwar,
doch soll man dran gedenken so manches liebe Jahr.
Die Reichenecker Markung, wo ich gepflügt, geeggt,
im Feld und auf der Wiese die Schwaden⁵⁷ hingestreckt,
wo ich im Bauernwamse bin gangen ein und aus,
zahl künft'g keine Steuern mehr an Herzog Ulrichs Haus!“⁵⁸

6. Rat- und Backhausneubau 1913

Mit der Urkunde von 1530, der Abschrift eines Lagerbuchs von 1562 und einem Einzelschreiben von 1628, das den Grundstock zu einer Akte hätte bilden können, wurde jeweils ein Beispiel der drei klassischen Archivalienarten (Urkunde, Band und Akte) vorgestellt. Generell weist die Überlieferung von Gemeindearchiven für das 16. bis 18. Jahrhundert mit einzelnen Schriftstücken und – im Falle Reichenecks – sogar mit Urkunden und einer Lagerbuchabschrift einen eher punktuellen Charakter auf. Zwar wurden, zumeist ab dem 17. Jahrhundert, auch fortlaufend sogenannte Inventuren und Teilungen sowie Kaufbücher in den Gemeinden geführt. Dabei handelt es sich zum einen um anlässlich von Heirat oder Tod erstellte Vermögensverzeichnisse der Gemeindebürger sowie zum anderen um eine Art Vertragssammlung zu Immobilienkäufen. Dies sind jedoch Verwaltungssparten, die seit der Einführung des BGB im Jahr 1900 in den Kompetenzbereich der Notariate, also

⁵⁷ Reihe gemähten Grases (Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch Bd. 5, Tübingen 1920, Sp. 1227).

⁵⁸ E. Maier (wie Anm. 4), S. 122–124. Paul Lang ist als Autor u. a. genannt in OAB Urach (wie Anm. 13), S. 505. In der Handschriftensammlung des Literaturarchivs Marbach werden Manuskripte von ihm verwahrt.

der freiwilligen Gerichtsbarkeit fallen. Die Überlieferung der entsprechenden Bändeserien bricht in den Gemeindearchiven folglich mit dem Jahr 1899 ab.

Kontinuierlich überliefert sind dagegen generell Verwaltungsunterlagen, deren Entstehen vor dem Hintergrund jener Organisationsedikte gesehen werden muss, die vor allem nach dem Regierungsantritt König Wilhelms I. von Württemberg 1816 erlassen worden waren. Diese hatten eine einheitliche Staats- und Kommunalverfassung im Königreich und in diesem Kontext auch eine professionelle Kommunalverwaltung zum Ziel. Ein wichtiges Element hierbei war die Selbstverwaltung. Als „Regierung der Gemeinde“⁵⁹ fungiert seither der Gemeinderat, der sich im Königreich Württemberg noch aus zwei „Kollegien“ zusammensetzte: zum einen aus den bis 1848 noch auf Lebenszeit gewählten Gemeinderäten selbst sowie zum anderen aus den von Anfang an periodisch neu gewählten Vertretern des „Bürgerausschusses“.

Was die Registraturen bzw. Archive auch kleinerer Gemeinden dadurch seit dem 19. Jahrhundert auszeichnet, sind vor allem: 1. Eine kontinuierliche und detaillierte Verwaltung der Gemeindeeinnahmen und -ausgaben, für die von einem ortsansässigen Gemeindepfleger – ggf. unterstützt durch einen überörtlichen „Verwaltungsaktuar“ – alljährlich ein Rechnungsband erstellt wurde, dessen einzelne Posten durch Beilagen belegt sind. 2. Die Entstehung einer Sachaktenregistratur und schließlich 3. Die Überlieferung von Protokollbänden der Gemeinderatssitzungen.

So liegt auch im Falle Reichenecks zumindest ab 1859 eine fortlaufende Überlieferung an Gemeinderechnungen vor; daneben gibt es vereinzelt kleinere Sachakten sowie Gemeinderatsprotokolle. Diese konnten allerdings im eigentlichen Sinne erst ab 1829 geführt werden: Erst damals ist Reicheneck eine selbstständige Gemeinde geworden, während es zuvor als Ortsteil von Mittelstadt galt – eine Situation, mit der allerdings auch im Königreich Württemberg weder die Mittelstädter noch die Einwohner von Reicheneck glücklich waren.

So hatte sich die „Innwohnerschaft zu Reicheneck“ zwar 1819 noch damit abfinden müssen, dass ihre Supplik um „Aussprechung der Selbstständigkeit ihrer Gemeindevhältnisse und Trennung von dem Gemeindevorstand mit Mittelstadt“ durch die für die württembergische Verfassungsreform zuständige „Königliche OrganisationsvollziehungsCommission“ abgelehnt wurde.⁶⁰ Doch obwohl somit die Bildung eines eigenen Gemeinderats untersagt worden war, hat man in Reicheneck von der nichtsdestoweniger bestehenden Möglichkeit Gebrauch gemacht, ein eigenes Gemeindegerecht zu etablieren und dessen Urteile zu protokollieren. Ein Schultheiß Kuder hat diesen Band, der ebenfalls Teil des Gemeindearchivs ist, am 3. Juni 1819 angelegt und gleich

⁵⁹ Alfred Dehlinger: Württembergs Staatswesen, Bd. 1, Stuttgart 1951, S. 270.

⁶⁰ StA Ludwigsburg, E 177 I (Kreisregierung Reutlingen) Bü. 3707 (Ifd. Nr. 696): hier Schreiben vom 14. Juli sowie vom 19. Juli 1819.

sein erster Eintrag macht deutlich, in welche Richtung die Wahrnehmung richterlicher Kompetenzen nicht zuletzt abzielte: Verurteilt wurde nämlich noch am 3. Juni selbst ein Johannes Müller aus Mittelstadt, der sich einen Waldfrevel hatte zuschulden kommen lassen und nun eine Geldstrafe zu entrichten hatte.⁶¹ Auch in der Folgezeit ließen die Reichenecker jedenfalls nicht locker und 1829 wurde ihnen schließlich kraft Erlass des Innenministeriums die vollständige kommunale Selbstständigkeit zugebilligt.⁶² Bereits in der ersten Beschreibung des Oberamts Urach von 1831 konnte somit festgehalten werden: „Reicheneck bildete einen Bestandtheil der Gemeinde Mittelstadt bis 1829, wo es davon getrennt und seines geringen Umfangs ungeachtet, zu einer selbstständigen Gemeinde gemacht wurde.“⁶³ Leider hat dieser Vorgang im Gemeindearchiv selbst keinen unmittelbaren schriftlichen Niederschlag gefunden.

Im Gegensatz hierzu kann mithilfe der im vorletzten Absatz genannten Archivalien das öffentliche Gemeindeleben in Reicheneck dann aber für die Zeit ab Mitte des 19. Jahrhunderts teilweise sehr akribisch rekonstruiert werden. Dies soll abschließend am Beispiel der Einrichtung des Backhauses im Rathausneubau von 1913 verdeutlicht werden. Zunächst einmal finden sich unter den Sachakten des Ortsarchivs kolorierte Pläne, genauer gesagt Entwürfe zum „Baugesuch der Gemeinde Reicheneck betr[effend] Erstellung eines Rathauses mit angeschlossenem Backhaus“.⁶⁴ Diese vermitteln eine bildliche Vorstellung davon, wie das Gebäude schließlich vor allem in den Monaten Juli bis Oktober des Jahres 1913 ausgeführt worden ist. Es war das nach Erbauung des ersten Schul- und Rathauses von 1861 bis dato größte Bauvorhaben der bürgerlichen Gemeinde Reicheneck. Drei Jahre zuvor war nach Plänen des damals noch jungen Architekten Martin Elsaesser (1884–1957) die Dorfkirche errichtet worden. Das Bauprojekt von 1913 ist vor allem in den Gemeinderechnungen, im sogenannten „Hauptbuch der Gemeindepflege und Schulkasse“, detailliert dokumentiert.

Dieses „Hauptbuch“ ist ein Band aus der Serie der ab 1859 kontinuierlich überlieferten Gemeinderechnungen, die im jeweils ersten Teil die Einnahmen und im zweiten Teil die Ausgaben der Gemeinde für das entsprechende Rechnungsjahr festhalten. Im Ausgabenteil der Gemeinderechnung 1913 ab Seite 70 ist nachzulesen, was die Gemeinde für „Gebäude“ und insbesondere für den nach Plänen des Metzinger Werkmeisters Karl Rump (1872–1944) errichteten „Rat- und Backhausneubau“ ausgegeben hat. Die einzelnen Rechnungsposten an Maurer-, Schreiner-, Gipser-, Glaserarbeiten und anderem füllen insgesamt 14 Seiten und ergeben einen, auch für die damalige Zeit,

⁶¹ StadtA Rt. G 9 (wie Anm. 2) Nr. 513, Bl. 1 v.

⁶² E. Maier (wie Anm. 4), S. 135 f.

⁶³ Beschreibung des Oberamts Urach, Stuttgart-Tübingen 1831, S. 204.

⁶⁴ StadtA Rt. G 9 (wie Anm. 2) Nr. 151.



Die „Ansichten“ des Reichenecker Rat- und Backhauses von 1913 wurden von dem Metzinger Werkmeister Karl Rumpp (1872–1944) ausgeführt.

bescheidenen „Gesamt-Aufwand“ einschließlich der Grunderwerbungs-kosten von genau 11 174 Mark und 14 Pfennigen.⁶⁵ Bei aller Sparsamkeit entstand dennoch ein Gebäude, das, wenn auch in teilweise umgebautem Zu-stand, bis heute Sitz der Bezirksgemeindeverwaltung ist und vielfältig genutzt wird.

Auch nach über einem Jahrhundert lässt sich mittels dieser Gemeinderechnung die Errichtung des Backhauses bis ins letzte Detail gut rekonstruieren. So sind hier etwa die Unternehmen genannt, von denen die Baumaterialien bezogen wurden: Die metallenen Armaturen stammten von dem Backofengeschäft Jakob Raab in Eberstadt und wurden über die Firma Wandel und Maier in Metzingen geliefert. Kostenpunkt: 183 Mark und 30 Pfennig. Zusätzlich fielen noch 3 Mark und 20 Pfennig für „Gusschieber“ an. Um 164 Mark lieferte die Firma Wandel und Maier außerdem feuerfeste Steine und Erde sowie Herdplatten. Schließlich kamen von der Unteren Ziegelei Reutlingen um 74 Mark und 40 Pfennig „Metersteine und Glucker“. Aus den Metersteinen wurden die großen Mauerflächen des Ofens gesetzt; Glucker ist dagegen eine schwäbische Bezeichnung für kleine und schmale Backsteine, die zumeist für den Bau von Kaminen und Schornsteinen verwendet wurden. Nachfolgend sind die Reichenecker Bauern Christof Kurz, Gottlob Reusch und Gottlob Arnold genannt, von denen „Lieferung und Beifuhr“ der Baumaterialien geleistet worden sind. Ebenfalls abgerechnet wurde zu guter Letzt die Arbeit von Gustav Bauer aus Wannweil, seines Zeichens „Backofenbauer“.

Bei jedem dieser Rechnungsposten wird im „Hauptbuch“ auf einen entsprechenden Rechnungsbeleg verwiesen. So liegt etwa für die Arbeit des

⁶⁵ Ebd. Nr. 312, S. 70–76/10.

Ofenbauers mit der Beilagennummer 150 ein größtenteils formularhafter Vertrag vor, den die Gemeinde am 16. September 1913 mit Gustav Bauer geschlossen hat und der folgende Kernbestimmung enthält: „Die Firma G. Bauer erbaut der Gemeinde zwei Holzöfen mit je 1 Herd [...] nach den neuesten Erfahrungen, inkl. sämtlicher Armaturen, wie 4 Stangenzügen, 2 Einschießtüren, 2 Putztürchen, Herd aus Vaihinger Platten, Beleuchtungs-vorrichtung: 2 Stück der Beleuchtungskörper für Petroleum, sämtlichen feuerfesten und hochfeuerfesten Steinen, Eisenschienen und Verankerungen. Den zum Bauen erforderlichen Sand, Kalk, Lehm und rote Steine stellt die Gemeinde Reicheneck. Vom Auftraggeber zu stellen sind 1 Tagelöhner. Preis des Ofens, komplett fertig zum Einschießen, 80 Mark.“ Weiter unten ist schließlich noch vermerkt, dass die Arbeiten vom 22. September bis zum 1. Oktober ausgeführt werden sollten.⁶⁶ Dieses Schriftstück beinhaltet somit eine Beschreibung der beiden Backöfen im Rat- und Backhaus, wie sie 1913 errichtet wurden und von den wesentlichen Bestandteilen und Funktionalitäten her bis in die Gegenwart in Reicheneck in Gebrauch sind – auch wenn heute statt der Petroleumlampen elektrische Strahler verwendet werden.

Wie kam es aber 1913 zum Neubau des Back- und Rathauses? Die vordergründige Antwort: Das Schul- und Rathaus von 1861 war zu klein geworden. Für dessen Errichtung wiederum seien folgende Gründe hervorgehoben: Zum einen war es nach der Bildung einer selbstständigen Gemeinde Reicheneck 1829 letztendlich eine Frage der Zeit, bis für diese Institutionen eigene Räumlichkeiten bereitgestellt wurden. So erlebte auch Reicheneck im 19. Jahrhundert ein, prozentual betrachtet, starkes Bevölkerungswachstum, nämlich von 112 auf 201 Personen. Innerhalb der anwachsenden Dorfbevölkerung war wiederum der Anteil an Kindern und Jugendlichen überproportional hoch.⁶⁷ Hinzu kommt, dass es seitens der vorgesetzten Oberamts- und Kreisbehörden auch Vorschriften gab, welche Aufgaben eine selbstständige Gemeinde in welcher Form zu erfüllen hatte. Und so erbauten die Reichenecker schließlich 1861 ein erstes Schul- und Rathaus und somit das erste öffentliche Gebäude im Dorf. Obwohl sie sich zuvor nach solcherlei größeren Investitionen wahrlich nicht gedrängt hatten, müssen die Reichenecker dann doch auch stolz auf diesen Neubau gewesen sein. Als jedenfalls der Besitzer der 1898 konzessionierten Wirtschaft zur Linde, Johannes Schlotterbeck, in der Zeit um die Jahrhundertwende eine Postkarte vertrieben hat, zeigte dieser „Gruss aus Reicheneck“ auf seiner Vorderseite nicht nur eine Abbildung der beworbenen „Wirtschaft“ selbst, sondern – repräsentativ für den Ort – auch „Schule u. Rathaus“.⁶⁸

⁶⁶ Ebd. Nr. 388 (Beilage Nr. 150).

⁶⁷ Kreisbeschreibung Bd. 2 (wie Anm. 4), S. 438.

⁶⁸ StadtA Rt., S 103 Nr. 1 sowie E. Maier (wie Anm. 4), S. 214



Auf einer Werbepostkarte der 1898 konzessionierten „Wirtschaft zur Linde“ von Johannes Schlotterbeck ist als einziges öffentliches Reichenecker Gebäude das Schul- und Rathaus von 1861 abgebildet.

Am intensivsten genutzt wurde das neue Schul- und Rathaus von 1861 für den Schulbetrieb, wobei die Geschichte eines eigenständigen Reichenecker Schulwesens zumindest bis ins 18. Jahrhundert zurückreicht. Schon damals lassen sich in Reicheneck tätige Schulmeister nachweisen. Allerdings ist es ausgesprochen fraglich, inwieweit ein kontinuierlicher Lehrbetrieb vor Ort gewährleistet war. Die einzelnen Schulmeister haben es zumeist nicht sonderlich lange vor Ort ausgehalten und sind oftmals im Streit aus den Diensten der Gemeinde geschieden.⁶⁹ Unterrichtsort war im Übrigen eines der Reichenecker Bauernhäuser, deren Eigentümer quasi seine gute Stube entsprechend vermieten konnte. In dem bereits genannten, 1819 angelegten Gerichtsprotokollband ist etwa für den Jahrgang 1821/22 festgehalten, dass ein Gottlieb Wandel im öffentlichen Abstreich „die Schule in sein Haus“ um 14 Gulden erhalten habe.⁷⁰

Um solcherlei Zuständen abzuhelpen, drängten die vorgesetzten Stellen bereits ab den 1830er-Jahren auf den Bau eines eigenen Schulhauses. So finden

⁶⁹ E. Maier (wie Anm. 4), S. 109 ff.

⁷⁰ StadtA Rt., G 9 (wie Anm. 2) Nr. 513, Bl. 20 v. Beim Abstreich handelt es sich um den Zuschlag auf Mindergebote bei Versteigerungen.

sich im Gemeindearchiv Kostenüberschläge aus den Jahren 1839 und 1840, die entsprechende Planungen belegen.⁷¹ Die Gemeinde verhielt sich jedoch angesichts der Ausgaben recht zögerlich. Als es rund 20 Jahre später schließlich zum Bau kam, wurde daraus eine multifunktionale Einrichtung, die gleich mehrere Elemente dörflicher Infrastruktur unter einem Dach vereinigen sollte: Das zweistöckige Gebäude umfasste das Schulzimmer und die Schulmeisterwohnung, aber auch das Ratszimmer und eine Arrestzelle; später kam dann noch eine Remise für die Feuerspritze des Dorfes hinzu. Schließlich hat man auch den Gemeindebackofen im Erdgeschoss des Schul- und Rathauses mit eingebaut.⁷²

Nicht zuletzt diese Einrichtung sollte bald deutlich machen, dass der Neubau von 1861 zu klein ausgefallen war beziehungsweise von der Entwicklung vor Ort sehr schnell überholt wurde. Belegt sind diese Zustände und somit die Vorgeschichte zum Rat- und Backhausneubau von 1913 unter anderem in den Reichenecker Gemeinderatsprotokollen. Bezeichnend ist etwa die Verhandlung der beiden bürgerlichen Kollegien – gemeint sind Gemeinderat und Bürgerratsausschuss – am 22. Dezember 1906, als Folgendes verhandelt wurde: „Den Gemeindekollegien wird die Beschwerdeschrift des Schullehrers Matthes an das Königliche gemeinschaftliche Oberamt in Schulsachen vom 7. des Monats verlesen. Das Königliche gemeinschaftliche Oberamt hat diese Beschwerdeverlesen. Das Königliche gemeinschaftliche Oberamt hat diese Beschwerdeverlesen. Das Königliche gemeinschaftliche Oberamt hat diese Beschwerdeverlesen. Das Königliche gemeinschaftliche Oberamt hat diese Beschwerdeverlesen.“⁷³ Volksschullehrer Theodor Matthes hatte 1904 die wieder einmal vakant gewordene Lehrerstelle in Reicheneck angetreten. Dabei war ihm, nach eigener Aussage, vom damaligen Schultheißen Kemmler zugesichert worden, dass der unter dem Lehrerschlafzimmer eingerichtete und zu Tag- und Nachtzeiten von den Dorfbewohnern genutzte Gemeindebackofen, der sich bereits in einem schadhafte Zustand befand, nicht mehr repariert, sondern stattdessen bei nächster Gelegenheit aus dem Schulhaus entfernt werden würde. Doch dann verstarb Schultheiß Kemmler 1905 und unter dessen Amtsnachfolger Gottfried Schaber wurde 1906 eine Reparatur des bestehenden Gemeindebackofens in Angriff genommen. Daraufhin beschwerte sich Volksschullehrer Matthes unter Nichteinhaltung des Instanzenweges am 7. Dezember schriftlich beim gemeinschaftlichen Uracher Oberamt in Schulsachen und diese Beschwerde wurde wiederum den bürgerlichen Kollegien von Reicheneck zur „Kenntnisnahme und Beschlussfassung“ zugeleitet.⁷⁴

Was diese auch vehement angingen: Im Protokoll der Sitzung vom 22. Dezember 1906 ist diesbezüglich zunächst einmal festgehalten, dass seit dem Rechnungsjahr 1904 jährlich 300 Mark für einen Backhausneubau ein-

⁷¹ Ebd. Nr. 151.

⁷² Ebd. Nr. 293, S. 35 f., Nr. 352–354, Nr. 507, S. 10.

⁷³ Ebd. Nr. 517, Bl. 267.

⁷⁴ StA Sigmaringen, Wü 65/40 (Oberamt Urach) Nr. 729.



Die Aufnahme des Reichenecker Ortschaftschildes entstand im Dezember 1970, als der Vertrag über die Eingemeindung Reichenecks auf 1. Januar 1971 unterzeichnet wurde.

den, auf weiteres lassen wir uns nicht ein, bemerkt wird noch, daß in dem letzten Schulstellenausschreiben nichts von entfernen des Backofens bemerkt war, und wie sich Herr Schullehrer äußert, so hat sich noch keiner geäußert, und werde auf dieses hin eine neue Backhausvorschrift gemacht, daß nicht länger als bis 10 Uhr gebacken werden darf.“ So orthographisch und grammatikalisch mangelhaft diese Niederschrift auch ausfiel, in ihrer Aussage war sie doch eindeutig.

Der Gemeinderatsbeschluss sorgte jedenfalls dafür, dass Dorfschulmeister Matthes den Rest seiner Reichenecker Amtszeit mit dem Gemeindebackofen unter seinem Schlafzimmer leben musste. Bereits 1909 hat er Reicheneck wieder verlassen und den Neubau des Rat- und Backhauses sowie den Umbau des Schulhauses 1913 nicht mehr erlebt. Dass der „Herr Schullehrer“ mit seinen Wohnverhältnissen 1906 nicht zufrieden sein konnte, hatte im Übrigen nach Ansicht der damaligen Reichenecker Gemeinderäte noch einen ganz anderen Grund. Im Protokoll ist festgehalten: „Schullehrer Matthes hat dieses Frühjahr seine Schwiegermutter zu sich genommen, dieselbe brachte ziemlich Möbel und jetzt gebracht es an Platz in der Lehrerswohnung, darin liegt der wahre Kern der Beschwerde.“

Wiewohl dahingestellt bleiben muss, ob mit diesem demokratisch legitimierten Beschluss den betroffenen Personen Gerechtigkeit widerfahren ist, so bleibt in Bezug auf das Gemeindearchiv doch festzuhalten, dass es von der akribisch-nüchternen Dokumentation örtlicher Besitzverhältnisse seit dem 16. Jahrhundert über Belege zu historischen „Merkwürdigkeiten“ der Vergangenheit bis hin zu Einblicken in den „menschelnden“ dörflichen Mikrokosmos eine breite Quellenbasis bietet, um sich einer facettenreichen Ortsgeschichte und der mit daraus gewachsenen Identität Reichenecks ein gutes Stück weit anzunähern.

gestellt worden waren. Dies war aber als mittelfristige Sparmaßnahme zu verstehen und keineswegs als Verpflichtung zum sofortigen Neubau. Ein solcher aber wäre die Voraussetzung gewesen, den bisherigen Status quo aufzugeben. Insofern wurde durch die bürgerlichen Kollegien beschlossen, „sobald die erforderlichen Mittel aufgebracht sind, und zwar durch Einstellung von jährlich 300 Mark im Gemeindefetat, den Backofen aus dem Schul- und Rathause zu entfernen und hiemit auch die Vergrößerung des Schullokal zu verbind-

Führen die Frauenzimmer die Herrschaft? Eine Reutlinger Geschwisterfamilie im Bruderhaus Gustav Werners

Walter Göggelmann

I. Einleitung

Offen und keineswegs hinter vorgehaltener Hand ging es durch das Bruderhaus: „Herrschaft“ und „Frauenzimmer“. Schon einzeln waren das Reizworte, vollends in ihrer Verbindung!

Noch nicht einmal ein Jahr war „Vater Werner“ tot († 2. 8. 1887),¹ da brodelte es in dem von ihm hinterlassenen Autoritäts-, Macht- und Kompetenzvakuum. Sein Nachfolger als Vorstand, Johannes Schneider (1827–1910), mahnte in einer „Denkschrift“ zu einem besonnenen Umgang mit dem hohen Erbe.² Mit spitzer Feder hielt Nane Merkh (1827–1896),³ die Hauptbe- und -getroffene, Schriftleiterin der „Friedensblätter“, der Hauszeitschrift des Bruderhauses, dagegen: „Im großen und ganzen herrscht in unserem Haus die Liebe [Sperrung im Original, d. Verf.]; sie ist die Herrscherin, aber nicht als schwache, alte Großmutter, sondern als Hüterin des heiligen Feuers und Herdes (...).“ Und dabei konnte sie auf die Tradition der bescheidenen und selbstlosen Frauen verweisen, mit denen Gustav Werner sein Haus aufgebaut hatte.⁴

Nun aber war sie selbst zur starken Frau im Bruderhaus geworden, die sich aus der „Hausgenossenschaft“, der als Großfamilie organisierten helfenden Gemeinschaft von Männern und Frauen, deutlich heraushob. Dabei war die Dominanz von Frauen seit der Gründung durch Gustav Werner in seinem „Rettungshaus“ Normalität.⁵ Einer angesehenen Reutlinger Handwerker-

¹ Zu seinem Schrifttum vgl. Gerhard K. Schäfer (Hrsg.): Dem Reich Gottes Bahn brechen. Gustav Werner. Briefe, Predigten Schriften in Auswahl, Stuttgart 1999; zur Kurzbiografie ebd. S. 749, Anm. 2.

² Denkschrift des Hausvaters Johannes Schneider an die Hausgenossen und Freunde des Bruderhauses, Reutlingen, im April 1888. Einzeldruck, Archiv der Bruderhausdiakonie Reutlingen.

³ Christiane Charlotte Merkh, zur Kurzbiografie vgl. G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 90, S. 209, Anm. 2.

⁴ So Friedensblätter 5 (1888/89), H. 2, S. 19 ff.

⁵ Zur „Hausgenossenschaft“ vgl. Paul Krauss: Gustav Werner und seine Hausgenossen, Metzgingen 1977. Zur Rolle der Frauen im Bruderhaus vgl. Walter Göggelmann: Frauen in Gustav

familie entstammend, war Nane nach dem plötzlichen Tod beider Eltern mit einer Art Geschwisterfamilie – sechs Schwestern und ein behinderter Bruder – 1853/54 ins Bruderhaus gekommen. Jede einzelne der Schwestern hatte dabei ihre eigene Eintrittsgeschichte und hatte für sich selbst ihren Platz in der Hausgenossenschaft zu finden. Die geschwisterlichen Bande aber gingen in der Großfamilie nie ganz verloren. Sie alle waren zwar einzeln „Vater-orientiert“ wie die gesamte Großfamilie der Hausgenossen. Und doch entwickelte sich zwischen der Geschwisterfamilie Merkh und der Großfamilie Gustav Werners bald ein produktives Spannungsverhältnis, das dem Bruderhaus in der Zeit zwischen 1854 und 1910 Motivationskräfte, kreative Kräfte und Entwicklungskräfte zuführte, die als nicht wegzudenkender Bestand in die Bruderhausgeschichte eingingen.

Der im Königreich Württemberg in dieser Zeit der Armut umgehenden Hoffnungslosigkeit⁶ hatte Gustav Werner ein Haus zur Versorgung der unzähligen elternlosen Kinder, aber auch für viele Erwachsene, besonders Frauen, entgegengesetzt. Ihnen gab er Hoffnung, Heimat und Sinnerfüllung, Arbeit und Versorgung in der sozialen Form einer Großfamilie. Und das alles fanden die Geschwister Merkh in seinem „Rettungshaus“.

Auch andere Diakoniegürnder hatten das Problem derselben Nöte mit einem Großfamilienmodell zu lösen versucht, etwa Theodor Flidner (1800–1864) in Kaiserswerth mit einem Mutterhaus für „Schwestern“ und dem „Beruf“ der „Diakonisse“.⁷ Doch Gustav Werner hat seine „Hausgenossenschaft“ ganz anders konzipiert: ohne Aufnahmebedingungen, ohne ein vorgefertigtes Konzept von Statuten und Ordnungen; kein Schwesternhaus, sondern auch offen für Männer, die bereit waren, sich der „Sache“ des Bruderhauses ganz zu verschreiben. Die Nöte, denen das Bruderhaus Hilfe entgegenzusetzen wollte, die Spielräume zum Helfen und die Begabungen, die die Merkh-Schwester einzubringen hatten, passten also bestens zueinander. Das entdeckte der „Vater“ des Bruderhauses bald und nahm jede einzelne in die Verantwortung. Daraus entwickelten sich bemerkenswerte Biografien von helfenden Frauen, aber eben auch eine Art von Geschwisterfamilien-Geschichte, insgesamt aber ein halbes Jahrhundert Bruderhaus-Geschichte, in der sechs dieser Schwestern prägende Elemente und Spuren hinterließen wie nur wenige andere Hausgenossen.

Werners Bruderhaus gestalten Diakonie (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts Heidelberg, Bd. 54), Leipzig 2015.

⁶ Vgl. dazu Arnold Weller: Sozialgeschichte Südwestdeutschlands, Stuttgart 1979, S. 139; Eberhard Naujoks: Stadt und Entwicklung in Baden und Württemberg 1800–1914, Bühl/Baden 1988, S. 25; Willi A. Boelcke: Sozialgeschichte Baden-Württembergs 1800–1899, Stuttgart 1989, S. 18 f., 114.

⁷ Vgl. Jutta Schmidt: Beruf: Schwester. Mutterhausdiakonie im 19. Jahrhundert, Frankfurt a. M./New York 1998, S. 19, 90, 114–117.

So ist es das Ziel der folgenden Überlegungen, dieses In- und Miteinander der Hausgenossenschaft und der darin ein-, aber nie darin aufgehenden Geschwisterfamilie zu beleuchten. Als Untersuchungsgegenstand steht diese Geschwisterfamilie geradezu exemplarisch für ein prägendes Stück Bruderhausgeschichte. Spiegeln sich doch in den Biografien dieser Schwestern eine Gründungs-, eine Krisen- und eine Konsolidierungsphase samt allem, was sie dem Haus selbst an Prägungen mitgaben. Ebenso stehen die Töchter dieser Handwerkerfamilie exemplarisch für die personelle, die frömmigkeitlich-motivationale wie auch für einen Teil der wirtschaftlichen Seite des Aufbaus dieses Diakoniewerks. Weiter stehen sie für ein Stück Bruderhausgeschichte als wichtigem Teil der Reutlinger Stadtgeschichte und schließlich für ein Stück Frauengeschichte innerhalb der Diakonie- und der Stadtgeschichte. Denn im Schutz der Hausgenossen-Großfamilie haben zwei der Merkh-Schwestern Führungspositionen und Deutungshoheiten erreicht, die für Frauen der Zeit außerhalb dieses Lebenszusammenhangs undenkbar gewesen wären.

Es geht dabei um „starke“ Töchter Reutlingens – von ihrem Eintritt in den Jahren 1853/54 an bis zum Rückzug der jüngsten Schwester Lotte (1839–1925)⁸ aus der Verantwortung im Jahr 1910. Zwar hatten Nane und Lotte auch schon zu Gustav Werners Lebzeiten Aufgabenbereiche mit hoher Verantwortung übernehmen und viele Fäden ziehen können. Die Zeit nach dem Tod des Gründervaters aber bedeutete für diese beiden Frauen den Schritt in die Mitte des durch seinen Tod entstandenen Verantwortungsvakuums.⁹

Wichtige Gesichtspunkte und Materialien verdankt diese Untersuchung Paul Krauss, dem „Biografen“ der Hausgenossenschaft, mit seinem besonderen Blick für diese bemerkenswerten Frauen.¹⁰ Er muss über die den Werner-Biografien von Paul Wurster und Gotthold Kneile zugänglichen Quellen hinaus weitere, inzwischen verlorene Materialien zur Verfügung gehabt haben.¹¹ Die Bedeutung der Bruderhaus-Frauen auf dem Hintergrund der Diakoniegeschichte hat auch er längst nicht genügend im Blick. Frauendiakonie ist für ihn Sache der Diakonissen! Meine Untersuchung zur Frauendiakonie im Werner-Werk¹² hat diese Problematik im Fokus. Die folgenden Überlegungen verstehen sich als eine Art punktueller „Vergrößerung“ dieses Entwicklungsstrangs der Bruderhausgeschichte.

⁸ Zur Kurzbiografie vgl. G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 89, S. 208, Anm. 3.

⁹ Details dazu finden sich bei W. Göggelmann, *Frauen in Gustav Werners Bruderhaus* (wie Anm. 5), S. 81 ff.

¹⁰ Vgl. P. Krauss, *Gustav Werner und seine Hausgenossen* (wie Anm. 5), bes. S. 126–133 sowie den Anhang zu ders.: *Werk und Persönlichkeit*, Stuttgart 1959, bes. S. 97–185 mit vielen Details zu einzelnen Stationen des Wirkens der Merkh-Schwestern in den „Tochteranstalten“.

¹¹ Vgl. Paul Wurster: *Gustav Werners Leben und Wirken*, Reutlingen 1888; Gotthold Kneile: *Gustav Werner und sein Werk*, Stuttgart 1909, ²1925.

¹² Vgl. W. Göggelmann, *Frauen in Gustav Werners Bruderhaus* (wie Anm. 5).

Die Quellen aber, die einen Blick in Kopf und Herz und auf den Schreibtisch der beiden herausragenden Frauen aus der Familie Merkh ermöglichen, finden sich in den Artikeln der Hauszeitschrift, in den Problemanzeigen und sanften Wegweisungen, mit denen die Schriftleiterinnen zwischen 1884 und 1910 im Bruderhaus die Fäden in der Hand behielten. Ihre beiden „Erinnerungsbücher“ nahmen bereits ab 1881 die Deutungshoheit für die Bruderhausgeschichte für sich in Anspruch.¹³ Von beachtlichem Quellenwert für die Stimmung in der Familie Merkh im Reutlinger Umfeld und im Bruderhaus aber ist Nane Merkhs Erstlingsbuch, Gustav Werner zum 70. Geburtstag (1879) gewidmet.¹⁴ Darin exemplifizierte sie liebevoll die Geschichte und den Charakter ihrer Heimatstadt am Lebensbild ihrer Großmutter Christiane Helbling (1765–1842). Was Zahlen und Fakten über den ganz eigenen Charakter der Reutlinger nicht aussagen können, konzentrierte sich für Nane in dieser Biografie.

Einen ganz anderen wichtigen Zugang zur Geschichte der Familie Merkh, aber auch zur Hausgenossenschaft des Bruderhauses, eröffnen die Zubringens- und Teilungsinventare des Reutlinger Stadtarchivs.¹⁵ Durch die Erbauseinandersetzung nach dem Tod der beiden Eltern Merkh sind die von den Erben ins Bruderhaus eingebrachten Güter und damit ein exemplarisches Stück Gründungsgeschichte des Bruderhauses von ihrer wirtschaftlichen Seite her dokumentiert und nachvollziehbar, mehr dazu in Kapitel IV. Im Übrigen soll die Untersuchung folgendermaßen aufgebaut sein: Dem einleitenden Kapitel I folgt in Kapitel II eine Hinführung zur Situation von Reutlinger Handwerkerfamilien um 1840 und zur Entwicklung des Bruderhauses bis zum Eintritt der Merkh-Geschwister. Ein III. Kapitel widmet sich den Schwestern selbst und ihren Leistungen für das Bruderhaus. Die daraus entstehenden Konflikte innerhalb des Bruderhauses werden in Kapitel V dargestellt. Kapitel VI schließlich beleuchtet die Konflikte um die „Herrschaft“ von „Frauenzimmern“ als Strukturkonflikte des Bruderhauses.

¹³ Nane redigiert die Hauszeitschrift „Friedensblätter“ von 1884 bis zu ihrem Tod 1896. Lotte übernimmt diese Aufgabe 1896. Unter dem Namen „Friedensbote“ [im Folgenden: FB] wird die das ganze Bruderhaus samt einem europaweiten Freundeskreis erreichende Zeitschrift bis 1910 von ihr weitergeführt. Vgl. weiter ihre beiden Erinnerungsbücher: Nane Merkh: Einige Züge aus der Geschichte des Bruderhauses, Reutlingen 1881; Lotte Merkh: Vater Werner: Bilder aus seinem Leben und Wirken, Reutlingen 1909.

¹⁴ Nane Merkh: Reutlingen und ein Lebensbild, Reutlingen 1879.

¹⁵ Zu Einzelheiten und genauen Fundstellen vgl. unten Kap. IV, bes. IV, 3.

II. Armut, Hoffnung und Heimat im Bruderhaus

Reutlingen war eine arme Stadt in den Jahren vor der 1848er-Revolution. Das unterschied sie in keiner Weise von anderen Städten im Königreich mit nicht viel mehr als 10 000 Einwohnern. Die strukturelle Massenarmut seit den Napoleonischen Kriegen hatte sich durch nasse Jahrgänge und Hungerjahre seit 1833 und den Hungerwinter 1846/47 zu einer Hungerkrise verschärft, Nahrungsmittel wurden knapper und teurer.¹⁶ Die meisten Bürger Reutlingens lebten von den Erträgen ihrer kleinen landwirtschaftlichen Betriebe und ihrer Weinberge, 1859 noch 36 % der Bevölkerung hauptsächlich vom Handwerk. Die Handwerksbetriebe waren überwiegend Einmannbetriebe bei Mitarbeit der Familie. Diese Familien überstanden die Hungerjahre leichter durch ihre Nebenerwerbslandwirtschaft. Ihre Kleinbetriebe gehörten zu den vier Fünfteln der landwirtschaftlichen Betriebe in Reutlingen mit weniger als einem Hektar Wirtschaftsfläche.¹⁷

Dem schlimmsten Hunger im ärmsten Teil der Bevölkerung konnte der Schultheiß Wilhelm Grathwohl durch Ausgabe von Getreide aus den städtischen Speichern steuern.¹⁸ Das Handwerk traf die Krise durch sinkende Kaufkraft und schwindende Nachfrage nach Produkten des Handwerks. Die Familieneinkommen sanken oft auf das Niveau der Einkünfte von Tagelöhnerfamilien. Am besten überstanden die Krise die „eitlen“ Handwerke der Uhrmacher, der Bortenmacher und der Putzmacher.¹⁹ Insgesamt drückte in Landwirtschaft und Handwerk viele Familien die Last von Schulden, die zur Armenpflege verpflichteten Wohngemeinden ebenso. Sie teilten die Last der Unterhaltspflicht für die Ärmsten auch in Reutlingen mit Stiftungen mit eigenem Vermögen.²⁰

Hoffnungslosigkeit und lähmende Resignation breiteten sich in Dörfern und Städten aus. In den Hungerregionen des Nordschwarzwaldes gab es mancherorts gar Hungertote.²¹ Die Initiativen des von Königin Katharina (1788–1819) zwischen 1816 und 1819 in Württemberg aufgebauten zentral

¹⁶ Vgl. Beschreibung des Oberamts Reutlingen, 2. Bearb., hrsg. von dem Königlichen Statistischen Landesamt, Stuttgart 1893, S. 300.

¹⁷ Vgl. Der Landkreis Reutlingen, hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Reutlingen, Bd. 2, Sigmaringen 1997, S. 364, 366.

¹⁸ Vgl. Silke Knappenberger-Jans: Forschungen und Quellen zur Reutlinger Stadtgeschichte in der Revolution 1848/49, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 38 (1999), S. 54 f.

¹⁹ Vgl. Beschreibung des Oberamts Reutlingen (wie Anm. 16), S. 300 f.; S. Knappenberger-Jans (wie Anm. 18), S. 377; W. A. Boelcke, Sozialgeschichte (wie Anm. 6), S. 178 f.

²⁰ Vgl. Der Landkreis Reutlingen (wie Anm. 17), S. 377. Zur Verschuldung vgl. auch A. Weller (wie Anm. 6), S. 132 f.

²¹ Vgl. die Zitate bei P. Krauss, Gustav Werner und seine Hausgenossen (wie Anm. 5), S. 88 aus einer nicht mehr identifizierbaren Quelle aus der Gründungszeit der ersten „Tochteranstalten“ des Bruderhauses.



Albertine Werner mit Hausgenossinnen, um 1880. Hintere Reihe von links: Ernestine Ackemann, Margarete Mast, Lisbeth Späth, Pauline Luz, Sophie Luz, N. N., Margarete Beesch, vordere Reihe: Kathrine Salzer, Hirlanda N., Agnes Staudenmaier, Albertine Werner, Lisette Botsch, Mariele Woessner, Marie Hartenstein.

verwalteten und dezentral agierenden „Wohltätigkeitsvereins“²² und die aus der pietistischen „Erweckungsbewegung“ hervorgehenden „Rettungshäuser“, die sich nach 1848 der großen Bewegung der „Inneren Mission“ anschlossen, hielten zwar dagegen. Als bedeutendes Beispiel sei die 1832 durch den Vikar Christoph Ulrich Hahn (1805–1881) in Esslingen gegründete und von Gottlieb Scholl (1803–1873) in den Jahren 1849–1873 in Stuttgart aufgebaute „Evangelische Gesellschaft“ genannt.²³ Diese alle konnten aber höchstens lokale Linderungen der flächigen Nöte bewirken.

Auf den ersten Blick reihte sich Gustav Werner (1809–1887) in die „Rettungshausbewegung“ ein, als er 1840 sein Vikariat in Walddorf aufgab und mit

²² Zu Einzelheiten vgl. A. Weller (wie Anm. 6), S. 109 ff.

²³ Vgl. dazu A. Weller (wie Anm. 6), S. 154 ff. Walter GöggeImann, Annette Noller: Hausgenossenschaft, Industrieschule und Maschinenfabrik. Diakonische Konkretionen einer Theologie des Reiches Gottes bei Gustav Werner, in: Jahrbuch des Diakoniewissenschaftlichen Instituts Heidelberg 42 (2012), S. 104 ff.

zehn Waisenkindern und zwei Helferinnen in Reutlingen einzog und das „Haus Werner“ gründete. Als die Chronistin Nane Merkh, die Reutlinger Handwerkertochter und seine „Hausgenossin“, vier Jahrzehnte später davon berichtete, waren aus den Erinnerungen bereits Gründungslegenden geworden.²⁴

Doch Gustav Werner setzte mit seiner Arbeit tiefer an: „Wir sind nicht Menschen, die keine Hoffnung haben“, hatte der Vikar schon 1834 seiner Walddorfer Gemeinde und der Reiseprediger ab 1836 an zahlreichen Orten Württembergs gepredigt und es durch Aufnahme von Waisenkindern in seinen Haushalt in Walddorf in helfende Praxis umgesetzt.²⁵ 1853 war daraus ein Grundsatzprogramm geworden:

„Dass dem Reich Gottes Bahn gebrochen und eine Stätte bereitet und die Gesetze desselben in das Gesamtleben der Menschheit eingeführt werden, ist das dringendste Bedürfnis unserer Zeit, wenn nicht in der kommenden Flut des Verderbens alles untergehen soll (...).“²⁶

Ohne dieses Programm und den festen Willen Gustav Werners und der von ihm dafür gewonnenen Frauen, das an den Ärmsten, verwaisten und verwahrlosten Kindern in Heimat umzusetzen, ist nichts von dem zu verstehen, was dieses „Haus“ in den folgenden Jahren von anderen „Rettungshäusern“ unterscheidet.²⁷ Neben der Linderung drängender Nöte war das große Ziel nie aus den Augen zu verlieren: Eine Welt, wie der Schöpfer sie gemeint hat; eine Welt, die Menschen nach den Grundsätzen der Liebe, der Gerechtigkeit und der „Haushalterschaft“ – des pfleglichen Umgangs mit Gütern und Begabungen – umgestalten und so zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückholen sollen. Das erforderte alle Kraft, und dazu brauchte man Menschen, die diese Grundsätze in einer helfenden Gemeinschaft als Modell einer besseren Welt der Praxiserprobung aussetzten. Zu deren ersten Grundsätzen aber gehörte: Die Schwächsten sind die Wichtigsten. In dieser Gemeinschaft, Gustav Werners „Hausgenossenschaft“, waren und blieben sie die Lehrmeister.²⁸

Sein Haus konnte sich des Zustroms elternloser Kinder kaum erwehren, er musste es laufend vergrößern. Und vor allem: Diese Kinder brauchten Heimat

²⁴ Vgl. N. Merkh, *Einige Züge* (wie Anm. 13), S. 200, abgedruckt bei W. Göggelmann, *Frauen in Gustav Werners Bruderhaus* (wie Anm. 5), S. 137–140.

²⁵ Vgl. P. Wurster (wie Anm. 11), S. 53, S. 56, S. 72.

²⁶ „Friedensbote“. *Zeitschrift für das Reich Gottes 1* (1853), Vorrede S. III f., abgedruckt bei Walter Göggelmann: *Dem Reich Gottes Raum schaffen* (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts Heidelberg, Bd. 31), Heidelberg 2007, Dokument Nr. 6, S. 260.

²⁷ Vgl. zu dem Gustav Werner zugeschriebenen Lebensmotto: „Was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert“, P. Wurster (wie Anm. 11), S. 110 f.

²⁸ Zur „Hausgenossenschaft“ vgl. P. Krauss, *Gustav Werner und seine Hausgenossen* (wie Anm. 5) und Walter Göggelmann: *Ein Haus dem Reich Gottes bauen* (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts Heidelberg, Bd. 32), Heidelberg 2007.



Rieke Schirm (1815–1888). Reutlinger Handwerkertochter, 1842–1889 Hausgenossin und Handarbeitslehrerin. Mit ihr gründete Gustav Werner 1842 die „Industrieschule“.

und Liebe, sie mussten ernährt und versorgt werden.²⁹ Gleichzeitig aber brauchten „Jungfrauen“ aus bürgerlichen und unterbürgerlichen Familien, die nicht durch Heirat versorgt werden konnten, eine Aufgabe und eine Versorgung. Diese brachliegenden Kräfte und Gaben führte Gustav Werner mit der pflegerischen und pädagogischen Bedarfslage in seiner „Hausgenossenschaft“ zusammen. Zu den aus Walddorf mitgebrachten Frauen gesellte sich in den ersten zwei Jahren die Reutlinger Handwerkertochter Rieke Schirm (1815–1888). Mit ihr gründete Gustav Werner zur Beschäftigung der Kinder mit Handfertigkeiten die „Industrieschule“. Die Reutlinger Kaufmannstochter Albertine Zwißler (1812–1882) wurde ebenfalls Hausgenossin und ab 1841 seine Ehefrau. „Mutter Werner“ wurde die „Mutter“ im Haus, in dem er der „Vater“ war. Die Backnanger Dekanstochter Amalie Wagenmann (1806–1883) konnte ihm dazuhin bei allen administra-

tiven Arbeiten zur Hand gehen. So entstand aus Hoffnung und Arbeit für Gotteslohn eine helfende Gemeinschaft, in der alle, auch die schwächsten Glieder, ihre Arbeitskraft zum gemeinsamen Überleben einsetzten.³⁰

Mütter aus zweiter Hand waren diese Jungfrauen, keine Diakonissen. Die Hausgenossenschaft kannte keine Eintrittsbedingungen, keine gedruckten Ordnungen, keine Qualifikationsvoraussetzungen, kein „Mutterhaus“, keine Schwesternhauben.³¹ Eine Familie eben, eine Familie aus Vater, Mutter, Töchtern und – ab 1854 – Söhnen, auf Vertrauen, auf Arbeit und die Verantwortung aller Glieder gebaut, mit einem biblischen Namen: „Hausgenossenschaft“.³²

²⁹ Vgl. dazu N. Mercks Beobachtungen aus nächster Nähe (vgl. wie Anm. 13) S. 30, 35 ff.

³⁰ Die Bausteine dieser „Hausgenossenschaft“ sind dargestellt in: W. Göggelmann, Ein Haus dem Reich Gottes bauen (wie Anm. 28), S. 36 ff., 42 ff., 61 ff.

³¹ Zu den entsprechenden Unterscheidungsmerkmalen vgl. W. Göggelmann, Ein Haus dem Reich Gottes bauen (wie Anm. 28), S. 20 ff., 23 ff., bes. S. 47 ff.

³² Zu den biblischen Bezügen vgl. Epheser 2, 19.

Da war kein Gefälle zwischen Betreuenden und Betreuten. Da übernahmen in den ersten eineinhalb Jahrzehnten die Frauen im Haus alle notwendige Verantwortung. Denn außer „Vater Werner“ und dem Rossknecht war da kein Mann. Erst 1854 stießen „Jünglinge“ dazu.³³

Sozialwissenschaftler erkennen in dieser „Familie aus zweiter Hand“ Züge der Sozialform des „ganzen Hauses“ wieder, der Form, die Antike, feudales Mittelalter und bürgerliche Neuzeit durch flexible Anpassungsprozesse überstanden und die in der „Hausväterliteratur“ des 17. Jahrhunderts ihre theoretische Blüte erlebt hat; die Sozialform, die alle Beziehungen und Aktivitäten einer Großfamilie vom Kochen und Beten bis zur „Kellerwirtschaft“, aber auch „Sitten“ und „Zerimonien“ in einer Gesamtschau mit entsprechenden Verhaltensanweisungen zu integrieren versucht.³⁴

Doch Gustav Werners „Haus“ lag kein theoretischer Entwurf, insbesondere keiner zur Begründung einer „väterlichen Struktur“, zugrunde.³⁵ Für ihn, auf den diese Muster sicher durch die Sozialisation im Haus von bürgerlichen Eltern und Großeltern gekommen waren, zählte allein die „Leistungsfähigkeit“ dieses Modellrahmens für sein „Rettungshaus“. Darin sind Entsprechungen zu biblischen Mustern zu erkennen.³⁶ Alle im Haus, in dem Gustav Werner „der Vater“ war, waren vollwertige Glieder und arbeiteten mit am gemeinsamen Überleben. Haus und Hausgenossenschaft waren offene Modelle, die im personellen und im strukturellen Bereich beträchtliche Möglichkeiten zur Weiterentwicklung eröffneten.

Schließlich erschien Werner und seiner Erweckungsfrömmigkeit ja auch die ganze Welt als „eine große Haushaltung eines gemeinschaftlichen Vaters“, für ihn und die Seinen wohl eine einleuchtende biblische Analogie.³⁷ Die Konturen und die Offenheit dieses Modells blieben von zentraler Bedeutung für das Werner-Werk, das vollends in den Jahren nach 1848 – im zweiten Jahrzehnt seines Bestehens – die massenhaften Nöte als Herausforderungen annahm, denen mit ganz neuen Initiativen zu begegnen war. Als die Kinderzahlen in Werners Haus dreistellig wurden und die öffentlichen Schulen der

³³ Vgl. W. Göggelmann, Ein Haus dem Reich Gottes bauen (wie Anm. 28), S. 61 ff., 87 ff.

³⁴ Im 20. Jahrhundert analysiert Otto Brunner das „ganze Haus“ und die alteuropäische Ökonomie in: ders.: Neue Wege der Sozialgeschichte. Vorträge und Aufsätze, Göttingen 1956, S. 31–66, bes. S. 35.

³⁵ Vgl. zur Gesamtproblematik s. Gerhard Frühsorge: Die Begründung der väterlichen Gesellschaft in einer europäischen Oeconomia christiana, in: Hubertus Tellenbach (Hrsg.): Das Vaterbild im Abendland, Bd. 1, Stuttgart 1978, S. 110–123. Dort findet sich auch die Zusammenfassung der Diskussion zum Problem.

³⁶ Vgl. dazu Römer 12 und 1. Korinther 12. Vgl. weiter Kolosser 3, 18–25 und Epheser 6, 1–9.

³⁷ G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 141, S. 318. Vgl. zu den Auswirkungen dieses Modells auf Werners Werk W. Göggelmann, Ein Haus dem Reich Gottes bauen (wie Anm. 28), S. 71 f.

Stadt nicht mehr genügten, beantragte Gustav Werner beim Stadtschultheißen eine eigene Schule.³⁸

Die Gabe „des Weibes“ zur „Mütterlichkeit“, die sich seit der Gründung des Hauses so bewährt hatte, ließ sich als „geordnete Mütterlichkeit“ besonders im elementarpädagogischen Bereich nutzen. Drei geprüfte Lehrerinnen, die ersten im Königreich, konnte die Hausgenossenschaft bereits 1850 der Schule zur Verfügung stellen.³⁹

Die Not in den Notstandsgebieten des Schwarzwaldes und des Schwäbischen Waldes erforderte ortsnahe und zeitnahe Hilfe. Der Personalbedarf der zwischen 1854 und 1861 dort gegründeten 31 „Tochteranstalten“ war enorm: Besonders Lehrerinnen und „Hausmütter“ mit Leitungskompetenzen für diese selbstständigen Bruderhausableger waren gefragt. Aber auch die seit 1854 eintretenden „Jünglinge“ mit Vorkenntnissen in Landwirtschaft und Handwerk waren als „Hausväter“ nicht weniger notwendig. Dazu kam ab 1851 die erste Reutlinger Papierfabrik des Bruderhauses, um die sich bald eine Reihe von Werkstätten gruppierte – ein Betätigungsfeld für Jünglinge aus der Hausgenossenschaft und von besonderer Bedeutung für das Reutlinger Umfeld auch als Arbeitsplatz für Externe.

III. Eine Reutlinger Geschwisterfamilie geht ins Bruderhaus

Diesem ganz neuen Personalbedarf des „Bruderhauses“ – so hieß das „Haus Werner“ seit 1851 – kam die Not der sieben Töchter und des Sohnes der 1853 innerhalb von wenigen Tagen verstorbenen Eheleute Johann Michael und Maria Christiane Merkh aus der oberen Wilhelmstraße entgegen: Am 6. März wurden beide Eltern gemeinsam beerdigt, die jüngste Tochter Lotte bereitete sich gerade auf die Konfirmation vor. Die Tochter Salome aus der ersten Ehe des Vaters war schon seit 1844 Hausgenossin, und die Geschwister hatten durch sie mehr oder weniger Kontakt zum Bruderhaus. Nach Auseinandersetzungen in der Verwandtschaft um die Zukunft der Geschwister konnte Nane Merkh die Zeit zwischen dem Tod der Eltern und dem Ende des Jahres 1854 so zusammenfassen: Zwar hat jede der Schwestern ihre eigene Eintrittsgeschichte ins Bruderhaus, aber „Ende des Jahres 1854 kam auch die letzte von uns Schwestern (...). So waren wir im Jahr 1855 alle acht Geschwister im Bruderhaus“, ⁴⁰ sieben Schwestern und ein behinderter Bruder aus der ersten Ehe des Vaters. Als Nane Merkh nach fast drei Jahrzehnten den Eintritt der

³⁸ Vgl. Gustav Werner an Stadtschultheiß Wilhelm Grathwohl, 20.3.1850, abgedruckt bei G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 121, S. 261.

³⁹ W. Göggelmann, Frauen in Gustav Werners Bruderhaus (wie Anm. 5), S. 67–70.

⁴⁰ So N. Merkh, Einige Züge (wie Anm. 13), S. 73, vgl. auch S. 70–73, wo sie die Einzelheiten aus ihrer Perspektive beleuchtet.



Die Merkh-Schwestern, um 1858. Von links: Jakobine, Lotte, Nane, Salome, Marie, L(o)uise. Margarete (Gretle) verstarb bereits 1856.

Geschwisterfamilie mit deutlich unterkühlter Sachlichkeit berichtete, hatten starke Frauen aus der Familie Merkh an vielen Wirkungsorten bereits Bruderhausgeschichte geschrieben. Noch mehr Spuren ihres Wirkens sollten sie in den folgenden drei Jahrzehnten hinterlassen.

Zwar kannte Werners Haus auch andere Familieneintritte wie den der drei Brüder und zwei Schwestern Härden, die etwa zur gleichen Zeit, teilweise mit ihren kompletten Kleinfamilien, „ins Bruderhaus gingen“.⁴¹ Doch bei den Merkh-Schwestern kamen in einer noch ganz anderen Zusammensetzung und Verdichtung und bei einem ganz eigenen Familienzusammenhalt fast idealtypisch die Merkmale von Hausgenossen zusammen. Die moralisch-frömmigkeitlichen Motivationen zur Hilfe an den Ärmsten – sie wussten selbst, was es heißt, innerhalb von drei Tagen Waisen zu werden – und die Suche nach einer umfassenden eigenen Beheimatung wie die Bereitschaft zum Aufbau einer solchen Heimat für andere Bedürftige. Hinzu kam der Wille, sich in einem

⁴¹ Bei P. Krauss, *Gustav Werner und seine Hausgenossen* (wie Anm. 5), S. 117 finden sich Spuren von Christian H., 1853 eingetreten, 1876 Hausvater der Zweiganstalt Fluorn am Schwarzwaldrand, und von Jakob H., der 1854 seine Schuhmacherwerkstatt in Uhlbach im Remstal verkauft und mit Frau und fünf Kindern „ins Bruderhaus geht“ und dort 53-jährig im Jahr 1870 verstirbt. Die Schwester Katharina findet sich bereits 1851 als Hausgenossin in der Mutteranstalt Reutlingen und wirkt ab 1863 bis zu ihrem Tod (1893) in der dem Frankfurter Juristen Dr. Friedrich Philippus Middleton Schlemmer (1803–1890) gehörenden Zweiganstalt Schernbach im Schwarzwald als Hausmutter.

solchen Arbeitsfeld zu bewähren und alle Gaben, Kompetenzen und Beziehungen einzusetzen, die sie als Reutlinger Bürger- und Handwerkertöchter mitbrachten – Gaben, Charismen nach dem Herzen von „Vater Werner“!⁴² Dazu waren sie alle „Jungfrauen“ und verkörperten – fast idealtypisch – Werners Frauenbild als Mütter aus zweiter Hand für Waisenkinder.⁴³

1. Aus der Familie Merkh

Für Nane Merkh, die Hausgenossin und Chronistin, stand das durch den Frömmigkeitsrahmen des Bruderhauses geprägte Selbstverständnis immer an erster Stelle: „(…) herausgeholt aus der Welt“ und „zum Dienst an den Armen und Kleinen berufen“. Der Besitz religiöser Bücher pietistischer Herkunft hatte dafür sicher auch den Boden bereitet. In dem bei der Erbaueinsetzung 1853 von den Erbinnen der Eltern Merkh selbst erworbenen Buchbestand wird – einem milde pietistisch geprägten Milieu entsprechend – Erweckungsfrömmigkeit und Liebe zu den Armen sichtbar.⁴⁴ Doch ihre Bemerkungen zum familiären Woher waren für ihr Selbstverständnis nicht weniger interessant: Die Eltern waren zwar nicht zu den Reichen und Angesehenen des Städtchens zu rechnen, „wohl aber zu dem guten, echten Mittelstand.“ Der Vater war selbstständiger Bortenmacher, Obermeister der Zunft. Der Merkhsche Einmannbetrieb mit eigenem Laden im Haus erforderte die Mitarbeit der Familie. Eine Landwirtschaft mit zwei Kühen bildete den anderen Teil der wirtschaftlichen Existenzgrundlage. Die acht Kinder und ein überschaubarer Schuldenstand nach der Übernahme des Elternhauses durch den Vater, die Erziehung der Kinder zu einer anspruchslosen Lebensweise, zu Mäßigkeit und Ordnung, Reinlichkeit, Fleiß und Mitverantwortung von Kindesbeinen an – das alles bewegte sich in diesem kleinbürgerlichen agrarisch-handwerklichen Kontext im Rahmen des Exemplarisch-Typischen.⁴⁵ Aber

⁴² Zu den biblischen Bezügen seiner Lehre von den „Charismen“ vgl. W. Göggelmann, *Dem Reich Gottes Raum schaffen* (wie Anm. 28) S. 99–102.

⁴³ Vgl. auch die Zusammenfassungen bei W. Göggelmann, *Frauen in Gustav Werners Bruderhaus* (wie Anm. 5), S. 148 ff., 157 ff.

⁴⁴ So N. Merkh, *Einige Züge* (wie Anm. 13), S. 2 f. Vgl. weiter W. A. Boelcke, *Sozialgeschichte* (wie Anm. 6), S. 133. Im Buchbestand finden sich neben einer Bibel u. a. das 1851 in 11. Auflage erschienene „Gebetbuch“ des amtierenden Reutlinger und Stuttgarter Prälaten Sixtus Carl von Kapff (1805–1879), Benjamin Starcks (1680–1756) 1842 neu gedruckter „Himmlicher Weihrauchschatz oder vollständiges Gebetbuch auf alle Zeiten“ und des ehemaligen Neuffener und Blaubeurer Superintendenten Carl Friedrich Hartmann (1743–1815) 1831 erschienene „Predigten über Sonn-, Fest- und Feiertags-Evangelien“. Laut StadtA Rt., *Inventuren und Teilungen*, Bd. 190, fol. 480 r ist der Wert der Bücher mit 7 fl 90 x veranschlagt. Die Erbinnen erwerben sie für 5 fl 45 x.

⁴⁵ Vgl. N. Merkh, *Einige Züge* (wie Anm. 13), S. 4–7. Vgl. weiter W. A. Boelcke, *Sozialgeschichte* (wie Anm. 6), S. 65 ff., 132.

viel mehr als nur die guten Eigenschaften „der Reutlinger“ wie Fleiß und Frömmigkeit, Sparsamkeit und Mäßigkeit, Unbeugsamkeit und Selbstgefühl bei beiden Geschlechtern⁴⁶ brachten diese Töchter mit. Besonders der mütterliche Zweig der Familie, ihre Reutlinger Großmutter Christiane Helbling, Gattin des Reutlinger Handwerkers und Marienkirchenmesners Philipp Jakob Helbling, gab den Enkeltöchtern ein Herz für die Armen, Treue und soziale Kompetenz samt der Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung, dazu Bedürfnislosigkeit und Durchhaltevermögen mit auf den Weg ins Bruderhaus. Gerade diese des Lesens und Schreibens nicht kundige Großmutter, selbst Mutter eines Pfarrers und eines Lehrers, wusste in den Mädchen, besonders in Nane, Neugier und Bildungshunger zu wecken.⁴⁷ Dieses Familienerbe dürfte wohl seinen wesentlichen Anteil daran haben, dass die Geschwisterfamilie Merkh nie in der Großfamilie des Bruderhauses aufging.

Die Inventare im Stadtarchiv Reutlingen⁴⁸ aus den Jahren 1816–1840 unterfüttern dieses Gesamtbild im Zusammenhang mit dem Erbe der Eltern Merkh mit Daten zur Geschichte und zur Vermögenslage der Familie.

Am 3. August 1816 vermachen Georg Michael Merkh und seine erste Ehefrau Regina Maria, geb. Votteler, die „sich vor ungefähr 1½ Jahr verheiratet haben“, für den Fall ihres Todes der inzwischen geborenen Tochter Salome ihr gesamtes „zusammengebrachtes Vermögen“.⁴⁹ Die Verhandlungen am 14. März 1826 vor den Waisenrichtern Bertsch und Kittel halten dann das „Beibringen“ des nunmehrigen Witwers und seiner zweiten Ehefrau Maria Christiane, geb. Helbling, fest. Sie haben sich „vor etwa 8 Wochen“ verheiratet. Das „Beibringen“ des Ehemanns ist „größtenteils noch so erhalten, wie es die ehedemliche Theilung seiner ersten Ehefrau Maria Regina, geb. Votteler, d. d. (†) 29. November 1824 an die Hand gibt.“⁵⁰

Das Güterbuch der „Cramer-Zunft“ verzeichnet 1835 als Grundeigentum der Familie Merkh eine „Behausung“ in der oberen Wilhelmstraße neben Johannes Herzock, Metzger, und Johann Georg Klein im Wert von 467 Gulden [im Folgenden fl] und 50 Kreuzer [im Folgenden x], einen Garten hinter dem Haus in der mittleren Wilhelmstraße neben Stadtrat Kurtz und Gerbermeister Engel sowie einen „Acker in Zentrumsnähe neben Christian Finckh“,

⁴⁶ Alle diese Eigenschaften heben die „Pfarrberichte“ der Reutlinger Dekane besonders hervor. Vgl. Wilhelm Borth: Reutlingen im 19. Jahrhundert, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 19 (1980), S. 12, 28, 55, 60, 63 f.

⁴⁷ Vgl. N. Merkh, Reutlingen und ein Lebensbild (wie Anm. 14), S. 88 f., 93, 100, 103 f., 109.

⁴⁸ StadtA Rt., Inventuren und Teilungen Bd. 190, fol. 464–468 (Eventualteilung Georg Michael Merkh).

⁴⁹ StadtA Rt., Inventuren und Teilungen Bd. 48, fol. 127.

⁵⁰ StadtA Rt., Inventuren und Teilungen Bd. 84, fol. 50.

Wert der Fläche 47 fl 30 x, schließlich ein „Baumgütle“ neben Johann Georg Merkh, im Wert von 29 fl 25 x.⁵¹

Zu den Armen gehörten die Merkhs also beileibe nicht, sie waren eine ordentlich situierte Handwerkerfamilie mit einer kleinen Landwirtschaft zur Existenzsicherung, mit Haus- und Grundbesitz. Auch die wirtschaftlichen Krisenjahre 1845–1847 scheint die Familie ohne Schäden überstanden zu haben. Über Distanz und Nähe der Familie Merkh zu den in der Stadt in der Zeit des Vormärz gegründeten Vereinen sowie zu den Ereignissen um das Pfingstfest 1848 in Reutlingen ist aus dem Rückblick von Tochter Nane nichts zu erfahren. Möglicherweise gehörte sie zu den zahlreichen Bürger- und Handwerkerfamilien, die Distanz hielten, auch zu den Handwerkervereinen.⁵² Das größte Gut der Familie aber waren ihre sieben tüchtigen Töchter; für andere Landwirts- und Handwerkerfamilien sicher mit der Angst vor siebenfach drohender Mitgift und dem wirtschaftlichen Ruin behaftet, für Merkhs aber das zukunftsreichste „Kapital“.

2. Die sieben Töchter

Denn die Kompetenzen, die sie vom Eltern- und Großelternhaus in Reutlingen mitbrachten, ließen sie zu mehr als nur versorgungsbedürftigen „Töchtern“ werden. Nach ihrem Eintritt ins Bruderhaus konnten sie zeigen, was in ihnen steckte: Als Jugendliche und junge Erwachsene hatten die Töchter gemeinsam Verantwortung für den Schuldenabbau und das wirtschaftliche Überleben der Familie übernommen. Dazu hatten sie am Rand des elterlichen Geschäfts in ihrer Freizeit selbst Kleintextilien hergestellt und in einem eigenen „Strickwarengeschäft“ verkauft.⁵³ Die dabei erworbenen wirtschaftlichen Kompetenzen hatten sie als Hausgenossinnen im Bruderhaus sogar „Vater Werner“ voraus. Sie brachten alle Voraussetzungen mit, auch in dieser Hinsicht Stützen des in rascher Expansion befindlichen Werks zu werden. Aber nicht nur das: Mit Kopf und Herz, mit Händen und Füßen ganz dabei, konnten sie für die Jahrzehnte bis nach der Jahrhundertwende in vielen Bereichen auch das Gesicht des Werks in der Öffentlichkeit mitprägen.

Ihre Namen samt den wichtigsten Stationen im Bruderhaus sowie die Leistungen der beiden für das Bruderhaus bedeutendsten von ihnen sollen nun im Zusammenhang gewürdigt werden.

⁵¹ StadtA Reutlingen, Güterbuch der Kramer-Zunft S. 3529 ff. sowie ebd. Bd. 2, S. 99–105. Nach Auskunft des Stadtarchivs Reutlingen lag das Gebäude (Wilhelmstraße 66) auf dem Grundstück des heutigen Listhauses.

⁵² Vgl. zum Reutlinger Vereinswesen im Vormärz S. Knappenberger-Jans (wie Anm. 18), S. 31 ff. Zu den Jahren 1848 f. in der Familiengeschichte vgl. Nane Merkh, *Einige Züge* (wie Anm. 13), S. 49 ff.

⁵³ Vgl. die wohl untertreibenden Kurzberichte von N. Merkh, *Einige Züge* (wie Anm. 13), S. 56 f., 59.

Salome (Bruderhausname: Mele) (1819–1864), Tochter aus erster Ehe, trat nach dem Besuch der Vorträge Gustav Werners bereits 1844 als erste der Familie in die Hausgenossenschaft ein. Im Rückblick sah ihre Schwester Nane darin den ersten Schritt der Familie in Richtung Bruderhaus. Für den Historiker der Hausgenossenschaft Paul Krauss war sie fortan die wichtige „Brücke zwischen der Familie Merkh und der Anstalt“.⁵⁴

Als Handarbeitslehrerin brachte sie ihre im Elternhaus erworbenen Fähigkeiten in die frühe Aufbauphase des „Hauses Gotteshilfe“ ein. Als Kindergärtnerin war sie eine geschätzte Erzählerin. Früh schrieb sie Gustav Werners Vorträge nach⁵⁵ und erhielt damit dem Bruderhaus dieses kostbare Gut. Als Hausgenossin besuchte sie Kranke in der Nachbarschaft des Hauses. „Der Grundzug ihres ganzen Wesens war Liebe und Treue“, charakterisierte sie ihre Halbschwester Nane, der Mele mehr als nur eine „große Schwester“ gewesen sein muss.⁵⁶

Margaret(h)e (Gretle), 1827 geboren, die eine langjährige Erfahrung im „kaufmännischen Geschäft“ mitbrachte, ging erst 1855 – zwei Jahre nach dem Tod der Eltern – ins Bruderhaus und unterstützte dort zunächst ihre Schwester Nane im Strickwarengeschäft: „So konnten wir schon etwas leisten.“ Bereits nach einem Jahr, 1856, fiel sie – wie Hausgenossin Sophie Schöller – der auch im Bruderhaus grassierenden „Schleimfieber“-Epidemie zum Opfer.⁵⁷

Maria Christiane (Nane) (1828–1896), die dritte und mit Abstand bedeutendste der Schwestern, hat den „eitlen“ Beruf der Putzmacherin (die Hauben und Hüte für Damen fertigte) erlernt und mit ihren Schwestern zusammen am Rand des elterlichen Geschäfts bereits ein Textilgeschäft betrieben.⁵⁸ Von Mele in die Kinderstunden und Vorträge von „Vater Werner“ mitgenommen, ließ sie dort bereits mit 17 Jahren ihr Gewissen für die Not der anderen wecken.⁵⁹ Im Übrigen war sie selbst im Rückblick überzeugt, dass sie alle entsprechenden Voraussetzungen dafür, besonders ein Herz für Arme, in der „Schule“ ihrer Großmutter, der Mesnersgattin Maria Christiane Helbling, mitbekommen hatte.⁶⁰

⁵⁴ Vgl. P. Krauss, Gustav Werner und seine Hausgenossen (wie Anm. 5), S. 126; N. Merkh, Einige Züge (wie Anm. 13), S. 47 ff.

⁵⁵ Davon sind Spuren zugänglich, vgl. G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 153, S. 380; Nr. 154, S. 393, auch Anm. 1; Nr. 156, S. 399, auch Anm. 1.

⁵⁶ Vgl. N. Merkh, Einige Züge (wie Anm. 13), S. 100. Vgl. weiter P. Krauss, Gustav Werner und seine Hausgenossen (wie Anm. 5), S. 71 f.

⁵⁷ Diese wenigen Lebensdaten verdanken wir ihrer Schwester N. Merkh, Einige Züge (wie Anm. 13), S. 8, 93, 100.

⁵⁸ Vgl. N. Merkh, Einige Züge (wie Anm. 13), S. 59.

⁵⁹ P. Krauss, Gustav Werner und seine Hausgenossen (wie Anm. 5), S. 126 f.

⁶⁰ Vgl. N. Merkh, Reutlingen und ein Lebensbild (wie Anm. 14), S. 100, 103 f., 109.



Maria Christiane (Nane) Merkh (1828–1896). Als Geschäftsfrau, Hausmutter, Lehrerin, Redakteurin und Historiografin die bedeutendste der Schwestern und der Hausgenossinnen.

Es sollte noch sieben Jahre – bis zum Jahr 1852 – dauern, bis sie, nicht ganz ohne Spannungen mit ihren Eltern, den Schritt ins Bruderhaus wagte, der 1853 nach dem plötzlichen Tod der Eltern und Spannungen in der weiteren Familie zum endgültigen Eintritt in die Hausgenossenschaft führte. Den behinderten älteren Bruder und vier Schwestern nahm sie mit. Dort gab sie dann Unterricht in Handarbeiten und half mit beim Ausbau des von Rieke Schirm (1815–1888) betreuten Strickwarengeschäfts des Bruderhauses in der Wilhelmstraße, das zu einem wirtschaftlichen Standbein des Werks werden sollte. Zwei Jahre lang half sie auch sonst, wo sie gebraucht wurde, ohne dabei in ihrer Motivation der Hilfe für die Ärmsten ernstlich befriedigt zu sein.

Als Lehrerin in der Strickschule, der Haubenmacherei und der Handweberei in Bönningheim konnte sie dann zwischen 1858 und 1860 erstmals ihre Fähigkeiten zu Organisation und Leitung zeigen: Sie lehrte und motivierte, verkaufte und schuf Arbeitsplätze in der strukturschwachen Umgebung des Schwäbischen Waldes.⁶¹ Weil die Zustände in der überbelegten „Schwarzwaldanstalt“ in Rodt bei Freudenstadt unhaltbar waren, musste sie es ab 1860 dort richten. Sie ordnete und verkleinerte in einer schmerzhaften Operation, und „der Vater“ ließ sie machen. Dort entwickelte sich in der Folgezeit ein Ort blühender Jugendhilfe, der 1870/71 Dutzende von französischen Kriegswaisen aufnehmen konnte. Auch der Anstalt in Alpertsbach, die ihr ab 1861 anvertraut wurde, gab sie „die für Jahrzehnte bleibende Form“: Eine Heimat für Mädchen, eine Schule, ein Ladengeschäft und eine kleine Landwirtschaft zur Selbstversorgung. Die Infrastruktur des alten Klosterortes profitierte von der „Anstalt“.

1863 – auf dem Höhepunkt der Krise des Werner-Werks – rief das Strickwarengeschäft, einer der verbliebenen wirtschaftlichen Aktivposten, Nane als

⁶¹ Vgl. P. Krauss, *Gustav Werner und seine Hausgenossen* (wie Anm. 5), S. 128. Vgl. *weitere*, *Werk und Persönlichkeit* (wie Anm. 10), S. 164 f.

Krisenmanagerin nach Reutlingen zurück. Bis sich die Zentrale auf die Neuorganisation durch den Aktienverein (1866) eingestellt und die Anstalt bei der Dettinger Papierfabrik sich konsolidiert hatte, spielte sie in Reutlingen und Dettingen eine aktive und vielfältige Rolle: Der „Vater“ brauchte sie in der Nähe, auch wenn er bei ihr manchmal Demut „bis zum Fußwaschen“ anmahnte.⁶²

Ihre für das Werk und ihre eigene Biografie wichtigste Zeit aber erlebte sie in Reutlingen ab 1881. Als Historiografin fasste sie erstmals zusammen, was die unterscheidenden Züge der Werner-Diakonie und derer, die sie trugen, ausmachte. Sie stellte die empfindlichen Fragen nach der inneren Zukunft des Werks, während der Gründervater selbst an der „Stiftungsurkunde“ formulierte, um die äußere Zukunft des Werks sicherzustellen. Ab 1884 hatte sie mit der Redaktion der Hauszeitschrift „Friedensblätter“ eine Schlüsselposition im Werk. Ihr plötzlicher Tod 1896 riss nach „Vaters“ Tod eine weitere schmerzhaft Lücke.⁶³

Marie (1835–1916) wurde 1853, noch nicht volljährig, von ihrer Schwester Nane ins Bruderhaus mitgenommen. Sophie Schöller, die Hausgenossin und Lehrerin, bildete sie zur Lehrerin aus, ihrem eigentlichen Lebensberuf. Den übte sie aus in den Zweiganstalten Oberensingen, Göttelfingen und Rodt. Zeitweise lieb sie „Vater Werner“ seinem Gönner und Unterstützer Adolf Freiherr von Gültlingen auf dessen Schloss nach Berneck als Hauslehrerin aus. Ab 1868 bis zu ihrem Tod war sie verantwortlich für die Kleinkinderschule in Alpirsbach. Dort kümmerte sie sich auch um den Aufbau einer Sonntagschule für ältere Jugendliche und Erwachsene sowie um die Jungfrauenvereine. Auch nach ihrem 50. Dienstjubiläum (1903) behielt sie bis zu ihrem Tod die Hausmutterstelle und damit die Leitung der für die Region so wichtigen „Schwarzwaldanstalt“ Alpirsbach.⁶⁴

Jakobine (Bine) (1837–1905), beim Eintritt ins Bruderhaus (1855) die letzte der Schwestern, kümmerte sich dort zunächst auf dem „Lumpenboden“ der Papierfabrik in Reutlingen um „gefallene Mädchen“ und wurde dann wie ihre Schwestern zur Lehrerin ausgebildet. Sie war zunächst in Oberensingen, ab 1861 für Jahrzehnte auch an der Schule in Alpirsbach tätig. Dort galt ihre Sorge – in Arbeitsteilung mit ihrer Schwester Marie – dem von Nane dort ein-

⁶² Vgl. P. Krauss, Gustav Werner und seine Hausgenossen (wie Anm. 5), S. 129, weiter G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 90, S. 209 f. Zum biblischen Stichwort „Fußwaschen“ vgl. Joh. 13, 1–17.

⁶³ Vgl. P. Krauss, Gustav Werner und seine Hausgenossen (wie Anm. 5), S. 132 ff.; G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 90, S. 209, auch Anm. 2 sowie N. Merkh: Einige Züge (wie Anm. 13), S. 102.

⁶⁴ Vgl. P. Krauss, Gustav Werner und seine Hausgenossen (wie Anm. 5), S. 131 f.; G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 92, S. 212.



Marie Merkh (1835–1916), Lehrerin und Hausmutter, hauptsächlich in Alpirsbach.



Jakobine Merkh (1837–1905), Lehrerin und wichtigste Gesprächspartnerin ihrer Schwester Nane.

gerichteten Ladengeschäft.⁶⁵ Für ihre Schwester Nane war sie offensichtlich die einzige Ansprechpartnerin, wenn diese sich schwer tat mit der eigenen Rolle im Bruderhaus und dessen nirgends hinterfragbaren Maßstäben.⁶⁶

L(o)uise (1831–1902), war wie Nane seit 1853 im Bruderhaus. Auch sie wurde dort zur Lehrerin ausgebildet und 1855 „zur Errichtung einer Anstalt“ in den Schwarzwald geschickt. Ab 1861 leitete sie die Kleinkinderschule in der neu gegründeten Anstalt im Haus der verstorbenen Charlotte Nagel in Walddorf am Ursprungsort der Arbeit Werners. 1862 wurde sie als Hausmutter in den Schwarzwald – wohin, ist nicht zu ermitteln – gerufen. 1869 heiratete sie den Hausgenossen Eduard Gestrich (1831–1882), der im Bruderhaus für die Schneiderei verantwortlich war. Schwester Nane ließ keinen Zweifel, dass sie um der Arbeit im Bruderhaus willen dem ledigen Stand den Vorzug gab, und ging – wie die anderen Schwestern – nicht zur Hochzeit. Die

⁶⁵ Vgl. G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 90, S. 209, auch Anm. 3.

⁶⁶ Vgl. die zwei erhaltenen Briefe Nane Merkhs an Jakobine Merkh 25. 2. 1873 und 24. 3. 1878, abgedruckt bei W. Göggelmann, *Dem Reich Gottes Raum schaffen* (wie Anm. 28), Dokumentation Nr. 30, S. 282 f. und Nr. 37, S. 285 f.



Luise Merkh (1831–1902), Kindergärtnerin, Lehrerin und Hausmutter. Seit 1869 verheiratet mit dem Hausgenossen Eduard Gestrich, der für die Schneiderei im Bruderhaus verantwortlich ist.



Lotte Merkh (1839–1925), Lehrerin und Hausmutter sowie, wie ihre Schwester Nane, Redakteurin und Historiografin.

Krise der Jahre ab 1863 führte die Familie aus dem Bruderhaus. Das Ehepaar betrieb danach eine Schneiderei am Federnseeplatz in Reutlingen.⁶⁷

Lotte (1839–1925) wurde, eben konfirmiert, nach dem Tod der Eltern 1853 von Nane mit ins Bruderhaus genommen und dort unter dem strengen Auge von Sophie Schöller zur Lehrerin ausgebildet. Zwischen 1856 und 1861 finden wir sie als Kinder- und Sonntagsschullehrerin in Rodt, 1870 in Alpirsbach. Nicht mehr alle der dann folgenden Stationen sind nachvollziehbar. Zwischendurch kümmerte sie sich für längere Zeit in Reutlingen um das Strickwarengeschäft und dann um das Büro des durch den Aktienverein ab 1866 komplizierter gewordenen Hauptstandorts.

Dass sie nach Nanes Tod (1896) von der Schwester die Rolle der führenden Hausgenossin und die Redaktion der Hauszeitschrift übernahm, war offensichtlich hausintern alternativlos. Diese wichtige Redaktionstätigkeit führte

⁶⁷ Vgl. P. Krauss, *Werk und Persönlichkeit* (wie Anm. 10), S. 173; ders., *Gustav Werner und seine Hausgenossen* (wie Anm. 5), S. 131 f.; G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 1235, S. 688, auch Anm. 13; N. Merkh, *Einige Zeugen* (wie Anm. 13), S. 103 f.

sie ab 1900 mit dem „Friedensboten“ weiter. In den folgenden Jahren geriet sie in zunehmendem Maß unter den Einfluss des im pietistisch geprägten Johannem in Barmen ausgebildeten Rudolf Kantlehner (1875–1910). Er hatte den Ehrgeiz, eine Art Gustav Werner redivivus zu werden, und nutzte dazu die Spalten des „Friedensboten“. ⁶⁸ Nach den Umbruchjahren 1910/11 schienen die Lebenskräfte von Lotte weitgehend erschöpft. In den folgenden fast ein- einhalb Jahrzehnten war die letzte „Frontfrau“ der Hausgenossenschaft weitgehend auf Pflege angewiesen. Sie hatte die Epoche Bruderhausgeschichte, deren Überbleibsel sie war, um eine halbe Generation überlebt. ⁶⁹

Zusammen waren die sieben Schwestern, von denen fünf dem Bruderhaus über Jahrzehnte hinweg erhalten blieben, ein kaum hoch genug einzuschätzender Gewinn für das in einer raschen und wechselvollen Entwicklung befindliche Werk. Sie gehörten, besonders in den Krisenzeiten der sechziger Jahre und nach Gustav Werners Tod, zum Kontinuum der Hausgenossenschaft, zum harten Kern. ⁷⁰ Der neue Beruf der Lehrerin war – ohne Ausnahme – so recht ihre Domäne. Sie waren zentral und dezentral am Ausbau des Schulwesens im Werk beteiligt. Wie viel Nachhaltigkeit sie durch diese Elementar-Bildungsarbeit ins Werk selbst und in die jeweiligen Infrastrukturbereiche vor Ort eingebracht haben, lässt sich ohne Schwierigkeit erahnen.

Mit ihrer Kompetenz für die hausindustrielle Produktion von Textilien und für deren Vermarktung sowie für den Aufbau und den Betrieb von Ladengeschäften führten sie dem Werk einen ganz eigenen Bereich zu. Beschäftigung und Arbeitsplätze, Hilfe zum Selbsterhalt, Versorgung und wirtschaftliche Grundlagen betrafen ja ebenso das Bruderhaus als Betrieb in der Reutlinger Zentrale und in den Filialen wie die Infrastruktur der Notstandsgebiete im Schwarzwald und im Schwäbischen Wald. Durch die Verbindung dieser Kompetenzbereiche mit ihrem Blick für das vor Ort Notwendige und dem aus einer Reutlinger Handwerkerfamilie mitgebrachten Organisationstalent wurden sie zu einem wesentlichen Teil des personellen Trägergerüsts, das hauptsächlich den „Tochteranstalten“ Zukunft und Erfolgchancen gab. Diese Schwestern standen mit ihren ganzen Frauenpersonen vor Ort dafür, dass die Hoffnung hier wieder Heimat bekam und behielt.

⁶⁸ Zu Kantlehners Einfluss vgl. W. Göggelmann, Ein Haus dem Reich Gottes bauen (wie Anm. 28), S. 253 ff.

⁶⁹ Zu biografischen Einzelheiten vgl. P. Krauss, Werk und Persönlichkeit (wie Anm. 10), S. 158 f.; ders., Gustav Werner und seine Hausgenossen (wie Anm. 5), S. 133; G. Schäfer (wie Anm. 1) Nr. 180, S. 484 f.

⁷⁰ Vgl. dazu W. Göggelmann, Ein Haus dem Reich Gottes bauen (wie Anm. 28), S. 197 f.

3. Diese Frauen kann man im Bruderhaus brauchen!

Wie gerufen kamen sie mit ihren Gaben und Fähigkeiten in die in vollem Gang befindliche neue Entwicklungsphase des Werks hinein.⁷¹ Sie traten fast gleichzeitig mit den nach 1851 hinzukommenden Reutlinger Bauern- und Weingärtner-erben in die Hausgenossenschaft ein. Mit den Geschwistern zusammen schufen die Männer Stützpunkte des Handwerks im Haus, ein Schreiner, ein Säckler, ein Zimmermann, ein Schneider, ein Buchbinder.⁷² Erst dieser Zustrom an Personen, Kräften und Kompetenzen ermöglichte dem Bruderhaus 1854 die Gründung der ersten „Tochteranstalt“ in Fluorn am Schwarzwaldrand und damit einen konzeptionellen Quantensprung, den Schritt an die Orte der Not. In den folgenden sieben Jahren wuchs die Zahl dieser Dependancen auf dreißig an.

Durch diese neuen Arbeitsfelder entstand auch ein beträchtlicher Bedarf an zu selbstständigem Arbeiten fähigen Frauen. Hausmütter, Erzieherinnen, Lehrerinnen, Organisatorinnen waren gefragt.⁷³ Die Lebensläufe der Merkh-Schwestern und die Aufbauphasen der „Schwarzwaldanstalten“ weisen also nicht zufällig so viel Synchrones und Kongruentes auf.⁷⁴ Wo sie waren, gaben sie den örtlichen „Anstalten“ ihr Gepräge und ließen sich gleichzeitig von ihrem Arbeitsfeld mitprägen.

Im Kampf ums Überleben musste der Boden der Hoffnung tragen. Was Nane Merkh für sich selbst formulierte, die Gewissheit, dass diese Arbeit dem unmittelbaren Gotteswillen entsprach, samt der Gewissheit, selbst eben dazu berufen zu sein wie die Väter und die Propheten der Bibel,⁷⁵ konnten sicher ihre Schwestern mit den entsprechenden persönlichen Abwandlungen auch unterschreiben.

Und was die Töchter dieser Handwerkerfamilie, die zu Hause mit einem „bereits ziemlich ausgedehnten Strickwarengeschäft“ die Schulden der Eltern hatten abbauen helfen, an entsprechenden Kompetenzen mitbrachten, war für das Bruderhaus in dieser Phase einfach unentbehrlich. Bereits nach ihrem Eintritt wirkte sich das in der Zentrale in Reutlingen aus: Wir „vereinigten nun unsere Kundschaft und unsere Erfahrungen mit denen des Hauses, so dass schon nach zwei Jahren wir so weit ziemlich das größte Geschäft in der hiesigen Stadt hatten“.⁷⁶ Aber auch an allen anderen Standorten des Werks, an die sie „der Vater“ schickte, waren ihre vielfältigen Fähigkeiten gefragt. Nicht

⁷¹ S. Kap. II, S. 169 ff.

⁷² Vgl. P. Krauss, *Werk und Persönlichkeit* (wie Anm. 10), S. 101, 104.

⁷³ Vgl. G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 121, 262 ff.; P. Krauss, *Werk und Persönlichkeit* (wie Anm. 10), S. 103.

⁷⁴ Vgl. bes. P. Krauss, *Gustav Werner und seine Hausgenossen* (wie Anm. 5), S. 26, S. 126–133.

Vgl. weiter ders., *Werk und Persönlichkeit* (wie Anm. 10), Anhang, S. 137 ff.

⁷⁵ Vgl. N. Merkh: *Einige Züge* (wie Anm. 13), S. 55 f., 64 f.

⁷⁶ So ebd. S. 93 f. sowie ebd. S. 56.

dass sie nach dem Eintritt ins Bruderhaus eine eigene Wahl gehabt hätten. Am Anfang schickte „Vater Werner“ sie einfach dahin, wo ihre Hände gerade gebraucht wurden, nicht dahin, wo sie es selber gut fanden.⁷⁷

Da machten sie unter den Hausgenossen keine Ausnahme, im Gegenteil: Miteinander verkörperten sie geradezu exemplarisch die verschiedenen Schichten der Identität dieser tragenden personellen Infrastruktur des Rettungshauses. Miteinander ließen sie sich von Gustav Werners Hoffnung auf die Teilhabe der Ärmsten am Reich Gottes und der Heimat im Bruderhaus anstecken. Einzeln und gemeinsam gingen sie auf seine Demutsmaßstäbe ein, auch auf das, was ihnen „Überwinden“ abverlangte, weil es „der Natur entgegen“ ging. Gerade Nane hatte damit lebenslang ihre liebe Not. Der „Vater“ wandte sich in diesem Prozess des Eingewöhnens gerade ihnen in sehr persönlichen seelsorgerlichen Briefen zu.⁷⁸

Dazuhin aber fanden sie auch ihren eigenen Ort innerhalb der Komplexität des Werner-Werks, und zwar – mit einer Ausnahme – für den Rest ihres Lebens. Wo der Gründervater alle Bereiche des Lebens für Liebe, Gerechtigkeit und Haushalterschaft als die Maßstäbe des Reiches Gottes gewinnen wollte, insbesondere auch den der „Großindustrie“,⁷⁹ respektierten sie seinen Willen. Sie selbst aber machten nie ein Hehl daraus, dass sie sich dem den bedürftigen Menschen unmittelbar zugewandten „Rettungshaus“ zugehörig fühlten. Die Erfordernisse und Maßstäbe des „Fabrikflügels“ blieben ihnen letztlich fremd.⁸⁰

Dabei wussten sie sehr wohl, was sie taten: Sie gingen nicht ins Kloster, aber sie „gingen ins Bruderhaus“. „Unsinnigeres und Überflüssigeres könne es gar nicht geben als eines mit geraden Gliedern und seinen vollen Sinnen ins Bruderhaus gehen; so sah man es damals allgemein an.“ Jawohl, eine „Schmach“ war es, was sie damit ihren verstorbenen Eltern antaten.⁸¹ Und sie wussten es ebenso: Wer einmal im Bruderhaus ist, der hat sich ihm verschrieben, alle Binnenstrukturen mit eingeschlossen. Für Nane Merkh's Frömmigkeit hieß das: „Wenn ein Mensch sich hergibt, wo es not tut, auch das Leben für seine Brüder zu lassen.“⁸²

⁷⁷ Vgl. dazu Nanes „schweren Anfang“ im Bruderhaus ebd. S. 65 f.

⁷⁸ Vgl. ebd. S. 70 f., weiter P. Krauss, Gustav Werner und seine Hausgenossen (wie Anm. 5), S. 69, S. 71 f. Zu Gustav Werners Briefen an sie vgl. G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 90, S. 209; Nr. 92, S. 212 f.; Nr. 174, S. 475; Nr. 176, S. 478; Nr. 192, S. 504. Vgl. auch W. Göggelmann, Frauen in Gustav Werners Bruderhaus (wie Anm. 5), S. 52 f., 142 ff., 160 ff.

⁷⁹ Auch Werners Fabriken werden zur Zeit ihrer Gründung dazu gerechnet.

⁸⁰ Vgl. P. Krauss, Gustav Werner und seine Hausgenossen (wie Anm. 5), S. 29, S. 47 f.; W. Göggelmann, Ein Haus dem Reich Gottes bauen (wie Anm. 28), S. 141.

⁸¹ So N. Merkh: Einige Züge (wie Anm. 13), S. 71.

⁸² So ebd. S. 74.

IV. Auch das Erbe geht ans Bruderhaus

Die Geschwister Merkh kamen nicht mit leeren Händen ins Bruderhaus. Sie brachten das Erbe von den Eltern ein. Das war bei „Hausgenossen“ so üblich. Mit dem Eintritt gaben sie einen Teil ihrer wirtschaftlichen Sicherheiten dran und waren damit auch am Bruderhaus beteiligt. An ein verbrieftes Mitspracherecht war zu dieser Zeit allerdings nicht zu denken. Die Kapitalien wurden vom Bruderhaus bewirtschaftet und den einzelnen Hausgenossen gutgeschrieben. Eine Auszahlung im Falle eines Ausscheidens dürfte, zumal bei der durchgängig gespannten Liquiditätslage der Anstalt, eher eine theoretische Möglichkeit gewesen sein.⁸³ Weil dies alles aber in der Großfamilie der Hausgenossenschaft blieb und sie Söhne und Töchter des Bruderhauses waren, gehörten sie – auch ohne entsprechende Regelungen – in ganz anderer Weise dazu, als wenn sie nur Mägde oder Knechte gewesen wären.

Niemand aus der Hausgenossenschaft hat je auf eine solche wirtschaftliche Teilhabe am Bruderhaus hingewiesen. Auch dem „Vater“ wären solche Bezugnahmen sicher fremd und ein Indiz für mangelndes Vertrauen gewesen. Für die Aufbaujahre des Bruderhauses allerdings war dieser Aspekt der Hausgenossenschaft nicht zu unterschätzen. Weil das von den Merkh-Geschwistern eingebrachte Erbe und dieser Teil der Geschichte des „Hauses“ in einem engen Zusammenhang stehen und dies erstmals an diesem Beispiel auch in Einzelheiten nachvollziehbar wird, soll dieser Aspekt in einem eigenen Kapitel behandelt werden. Die Chronologie gibt diesen Platz in der Untersuchung vor. Von der Seite der Hausgenossenschaft her ist die Untersuchung mangels formulierter Eintrittsbedingungen auf Schlüsse aus bisherigen Gewohnheiten im Umgang mit dem Vermögen der Hausgenossen angewiesen.

1. Die Praxis in der Hausgenossenschaft

Die Hinweise im Testament der Hausgenossin Amalie Wagenmann (1806–1883), die bereits 1840 ins Bruderhaus eingetreten war, dürften beispielhaft sein. Mit dem, was sie eingebracht hat, hat Gustav Werner das „Obere Haus“ in Reutlingen erworben und so die erste Erweiterung der kleinen Anstalt finanziert.⁸⁴ Der Wert dieser „Einlage“ betrug 1883, als sie den Betrag testamentarisch dem Bruderhaus vermachte, 20 000 Mark. Daraus ist nicht zu ersehen, ob der eingebrachte Betrag ihr Gesamtvermögen umfasst hat oder ob sie ein Restvermögen zurückbehalten hatte.

⁸³ Vgl. dazu die Handhabung des Problems durch § 7 der „Stiftungsurkunde“, G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 241, S. 732.

⁸⁴ StadtA Rt., Inventuren und Teilungen Bd. 369, fol. 373 ff., abgedruckt bei W. Göggelmann, Dem Reich Gottes Raum schaffen (wie Anm. 26), Dok. Nr. 20, S. 278.

Im Jahr 1866 schrieb der neu gegründete „Aktienverein“ – das ist zu dieser Zeit der wirtschaftliche Rechtsstatus des Bruderhauses – den Hausgenossen im Block 130 000 Gulden als Einlagen gut, denen eine Gesamtschuldenmasse des Werks von 1 420 000 Gulden (Stand 1863) gegenüberstand. Über diese Einlagen wurde offensichtlich ein – nicht erhaltenes – Verzeichnis mit namentlichen Zuordnungen geführt.⁸⁵ Allein der § 7 der „Stiftungsurkunde“ aus dem Jahr 1881 lässt einigermaßen deutliche Rückschlüsse auf den Umgang mit dem Vermögen der Hausgenossen zu. Dabei ist anzunehmen, dass diese Regelung in etwa den Gewohnheiten entsprach, die sich in den vier Jahrzehnten Werks Geschichte herausgebildet haben:

„Inwieweit die Hausgenossen im engeren Sinn das Vermögen, das sie zur Zeit der Aufnahme besitzen oder das ihnen nach der Aufnahme anfällt, der Stiftung eigentümlich oder zur Nutzung lassen oder für sich und in eigener Verwaltung behalten wollen, bleibt, wie die im letzten Fall erfolgte Festsetzung eines der Stiftung zu entrichtenden jährlichen Aequivalents für die zu empfangende Verpflegung, der Vereinbarung zwischen dem Aufsichtsrat und dem Hausgenossen anheimgegeben.

Aber auch soweit die Hausgenossen ihr Vermögen der Stiftung eigentümlich überlassen, erfolgt diese Zuwendung unter der statutarischen Auflage, dass ihnen im Fall des freiwilligen Austritts oder der Ausschließung aus der Hausgenossenschaft sowie im Fall der Auflösung der Stiftung oder des Ausbruchs des Konkurses über dieselbe das eingebrachte Vermögen – übrigens ohne Zinsen – wieder herauszugeben ist.

Stirbt ein Hausgenosse in der Hausgenossenschaft, so fällt das von ihm der Stiftung zu Eigentum überlassene Vermögen endgültig derselben zu. Über sein übriges Vermögen kann der Hausgenosse testamentarisch frei verfügen, in Ermangelung testamentarischer Verfügung fällt dasselbe an seine Intestaterben.

Über das gesamte eingebrachte Vermögen der Hausgenossen im engeren Sinne wird, unter Auseinanderhaltung der der Stiftung zu Eigentum zugewandten und der im Eigentum der Hausgenossen zurückbehaltenen Vermögensteile, bei der Aufnahme ein von dem Hausgenossen unterschrieben anerkennendes Inventar aufgenommen. Das Inventar ist, wenn der Hausgenosse nach seiner Aufnahme weiteres Vermögen einbringt, zu ergänzen und bildet die Grundlage für die eventuellen Rückerstattungsansprüche desselben.“⁸⁶

⁸⁵ Einzelne Stationen der Entwicklung dieses „Fonds“ sind noch mit Hilfe von P. Krauss, Gustav Werner und seine Hausgenossen (wie Anm. 5), S. 81 f. nachvollziehbar. Vgl. dazu weiter die Zusammenstellung der entsprechenden Anhaltspunkte bei W. GöggeImann, Ein Haus dem Reich Gottes bauen (wie Anm. 28), S. 165.

⁸⁶ Vgl. Stiftungsurkunde § 7, G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 241, S. 732.

Die Einlage der Hausgenossen war also freiwillig, nicht Aufnahmebedingung. Privatvermögen war damit weiterhin möglich. Die Einlage war zinslos beim Ausscheiden aus der Hausgenossenschaft herauszugeben. Ein entsprechendes Verzeichnis diente zur Sicherung der Einlagen.⁸⁷ Ob das zwischen 1840 und der Formulierung der Stiftungsurkunde im Jahr 1881 durchgängig so gehandhabt wurde, mag bezweifelt werden, zumal die aus der wirtschaftlichen Not der Jahre ab 1861 heraus gegründete „Neue Brüdergemeinde“,⁸⁸ eine Notkonstruktion für den Rechtsstatus des Bruderhauses, die Hausgenossen durch einzeln geleistete Unterschriften zur selbstschuldnerischen Haftung für die Schulden des Werks heranzog. Sie waren schließlich Mitglieder der Neuen Brüdergemeinde, dazu Gustav Werners Söhne und Töchter und gehörten „zur Familie“.

Nun traten die Geschwister Merkh – außer der ältesten Tochter Salome – erst nach dem Tod beider Eltern im Frühjahr 1853 und nach dem Eintreten des Erbfalls ins Bruderhaus und die Hausgenossenschaft ein – in einer Phase erhöhten Kapitalbedarfs des Hauses. Was sie einzubringen hatten, war sicher nicht unwillkommen. Wie dann der eingebrachte Vermögensteil die Krise der Jahre ab 1861, den „Aktienverein“ des Jahres 1866, die Konsolidierungsphase der nächsten eineinhalb Jahrzehnte und die im § 7 der Stiftungsurkunde festgelegten Bestimmungen überstanden hat, ist nicht mehr nachvollziehbar. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, dass mit dem Tod der einzelnen Geschwister mindestens deren eingebrachter Vermögensanteil dauerhaft in das Vermögen des Bruderhauses eingegangen ist.⁸⁹

2. Das Erbe der Familie Merkh

Reichtümer vererbten die Eltern bei ihrem plötzlichen Tod im Frühjahr 1853 nicht. Doch Haus- und Grundbesitz, der Handwerksbetrieb und die kleine Landwirtschaft gaben den Kindern eine gewisse wirtschaftliche Sicherheit. Und die Frage einer Mitgift für sieben zu verheiratende Töchter stellte sich ja nun auch nicht mehr.⁹⁰ Die Unterlagen über die zu dieser Zeit übliche Realteilung geben Einblicke in diesen Teil der Geschichte dieser Reutlinger Handwerkerfamilie, aber ebenso auch in das, was die Erben als Hausgenossen ins Bruderhaus einbrachten. Da eine Darstellung der gesamten Erbauseinsetzung nicht mehr in den Rahmen dieser Untersuchung passen würde, sollen in der folgenden Aufstellung die Einzelheiten nach Maßgabe der Überschneidungsbereiche dieser beiden Komplexe ausgewählt werden. Die Verfügung über das bereits vor dem Tod der Eltern im Jahr 1844 eingebrachte Gut der

⁸⁷ Vgl. ebd. Abschnitte 2 und 3.

⁸⁸ Zu den Statuten vgl. ebd. Nr. 231, S. 672 ff.

⁸⁹ So sieht es die Stiftungsurkunde vor. Vgl. oben, Anm. 86.

⁹⁰ Zu Besitz und Vermögen der Eltern Merkh vgl. oben, Kap. III, 1.

dann 1864 verstorbenen Tochter Salome (Mele) beleuchten weitere, sicher auch exemplarische, Aspekte der bisher nicht bekannten Praxis zwischen Bruderhaus und Hausgenossen.⁹¹

Die Verhandlung vor dem Königlichen Oberrat für Waisenrecht von 27. August 1853 in Reutlingen hält die Aufstellung einer „Realteilung“ über den Nachlass von Maria Christiane Merkh, geb. Helbling, und ihres am 4. März desselben Jahres verstorbenen Ehemanns Georg Michael Merkh fest. Die Eheleute hinterließen ihren Erben, den gemeinsamen Kindern Margarethe, Christiane, Louise, Marie, Jakobine, Lotte sowie den Kindern aus erster Ehe, Johann Georg und Salome, ihren Besitz. Christiane, Salome und Louise erhielten je ein Baumgrundstück, der Sohn ein Grundstück zum Dinkelanbau. Lotte, Georg, Margarethe, Maria, Jakobine erhielten einen Platz in der Marienkirche. Es wurden umfängliche Verkäufe getätigt. Ganz offensichtlich bestand bei den Verhandlungen auch schon die Gewissheit über den beabsichtigten Eintritt der Geschwister ins Bruderhaus. Ebenso gibt bereits ein erster Blick zu erkennen, dass der Eintritt der Geschwister ins Bruderhaus nicht auf wirtschaftliche Not zurückzuführen war.

Der Wert der Liegenschaften und Kirchenplätze wurde auf 550 fl 30 x geschätzt. Der bewegliche Besitz (die „Fahrnis“) erzielte laut Verkaufsprotokoll einen Erlös von 675 fl 20 x.

Jedes der Kinder erhielt zum eigenen Gebrauch 678 fl 48 x, zudem Gegenstände im Gesamtwert von 425 fl⁹² Aktiva, Gewerbegegenstände, Liegenschaftsschillinge und Pfandrechtsvorbehalte ergaben 4174 fl 47 x.⁹³ Aus weiteren Verkäufen durch den Pfleger Gottlieb Ferdinand Votteler wurden 1441 fl 44 x erzielt.⁹⁴ Nach Abrechnung der gesamten Verkäufe und Gebühren verzeichnet das Inventar ein Vermögen im Wert von 6839 fl 42 x.⁹⁵ Der „Übereinkunft“ der Erben zufolge ging dieses Vermögen zu gleichen Teilen an die acht Geschwister.⁹⁶ Das Haus in der mittleren Wilhelmstraße samt landwirtschaftlichen Gütern wurde verkauft, dadurch wurden 5544 fl 73 x erzielt.

Im direkten Anschluss listet das Inventar die „Activa“ auf, die, einzelnen Geschwistern zugeordnet, an „Gustav Werner, Theol. Cand.“ gingen bzw. bereits gegangen sind.

⁹¹ Zur Biografie von Salome Merkh vgl. Kap. III, 2. Zu den Unterlagen zur Erbauseinandersetzung vgl. StadtA Rt., Inventuren und Teilungen Bd. 190, fol. 467 ff.; Bd. 254, fol. 1–9.

⁹² Ebd. fol. 468 r u. v.

⁹³ Ebd. fol. 469 v.

⁹⁴ Ebd. fol. 470 r.

⁹⁵ Ebd. fol. 470 v.

⁹⁶ Vgl. ebd. fol. 472 v.

Von <i>Salome</i> (die ja bereits vor dem Tod der Eltern Hausgenossin war)	
am 1. September 1852	
(mit Zinsen bis 1. 6. 1853)	310 fl 60
am 22. Februar 1853	
(mit Zinsen)	202 fl 26 x
Von <i>Christiane</i> (Nane)	
am 23. April 1853	
mit Zinsen bis 1. 6. 1853	410 fl 55 x
Von <i>Salome</i>	
am 10. März 1853	
(mit Zinsen bis 1. 6. 1853)	101 fl 10 x
Von <i>Georg</i> (laut Pfandschein)	
von Jakob Digel Bauer, Betzingen	
(mit Zinsen bis 1. 6. 1853)	306 fl 13 x

Somit gingen an Gustav Werner insgesamt 1321 fl 41 x.⁹⁷ Vermutlich spiegeln die Zahlen und Daten den Ablauf von Verkäufen geerbter Grundstücke wider. Eventuelle weitere Zuwendungen ans Bruderhaus oder „Einlagen“ der Hausgenossen Merkh sind nicht in den Inventaren verzeichnet. Die Summe von 1321 fl 41 x jedenfalls ist als „Einlage“ der in die Hausgenossenschaft eintretenden Geschwister belegt, aber eben nur für die Jahre 1852 und 1853. Ob in den folgenden Jahren und Jahrzehnten vom verbliebenen Rest des Erbes von 6839 fl 42 x und den Verkaufserlösen in Höhe von 5544 fl 73 x⁹⁸ noch weitere Beträge ans Bruderhaus gegangen sind, ist durch die Inventare nicht nachweisbar. Die drei jüngsten Merkh-Töchter waren 1853 noch nicht volljährig und standen unter der Vormundschaft ihres Onkels und Pflegers Gottlieb Ferdinand Votteler. Ohne seine Zustimmung konnten sie nichts ins Bruderhaus einbringen. Und er wird sich wohl verpflichtet gefühlt haben, seinen Nichten ihr gesamtes Erbe zu erhalten.

Als einzige Tochter der Familie Merkh verfasste Salome am 4. Mai 1853, also kurz nach ihrem Antritt des elterlichen Erbes, ein Testament zugunsten des Ehepaars Werner. Dieses ist erhalten und wurde nach ihrem am 14. Juni 1864 eingetretenen Tod eröffnet.⁹⁹ Dem Testament ist der Vermerk beigefügt, dass zwischen dem 1. 9. 1852 und 10. 3. 1853 aus dem elterlichen Erbe der Salome Merkh an Gustav Werner insgesamt 961 fl 10 x gegangen sind, die durch Verkaufserlöse von Fahrnis und Liegenschaften erzielt worden waren.¹⁰⁰

⁹⁷ Vgl. ebd. fol. 469–470.

⁹⁸ Diese Zahlen sind nur für das Jahr 1853 belegbar.

⁹⁹ Vgl. StadtA Rt., Inventuren und Teilungen Bd. 254, fol. 3 r.

¹⁰⁰ Vgl. ebd., fol. 8 v, 9 v.

Vermutlich ist diese Summe nicht in den oben verzeichneten¹⁰¹ und zusammen mit den Geschwistern eingebrachten Einlagen enthalten. Das am 4. Mai 1853 vor dem Gerichtsnotar Roos und fünf Zeugen aufgesetzte Testament der Salome Merkh hat folgenden Wortlaut:

„§ 1: Ich seze als Universalerben meines Nachlasses den Herrn Gustav Werner, Theol. Cand.,¹⁰² und seine Ehefrau, Albertine geb. Zwißler, in der Art ein, daß wer von ihnen mich überleben sollte, mich beerbe, mit der Verpflichtung, mit meinem Vermögen die von ihnen gegründeten Armenanstalten fortzuführen.

§ 2: Wenn Herr und Frau Werner vor mir sterben, so sollen die von ihnen gegründeten Armenanstalten, welche bis dahin das Recht der juristischen Persönlichkeit erlangt haben werden,¹⁰³ meine Erben seyn. (...) So geschehen Reutlingen, den 4. Mai 1853, abends 7 Uhr. (...) Testiererin: Salome Merkh“¹⁰⁴

Bei der gerichtlichen Testamentseröffnung nach Salomes Tod am 8. Mai 1864 vor dem Königlichen Gerichtsnotariat wird der Beschluss gefasst, „das Testament zu vollziehen und Gustav Werner und dessen Ehefrau zum Erbschaftsantritt aufzufordern.“¹⁰⁵ Dem Testament liegt das Beibringens-Inventarium bei,¹⁰⁶ das die Beträge enthält, die Salome zwischen Anfang 1852 und der Realteilung nach dem Tod der Eltern am 2. März 1853 dem Bruderhaus als Einlage übergeben hat. Ein Gesamtbetrag von 613 fl 33 x ist ausgewiesen,¹⁰⁷ der bereits in den Jahren 1852/53 ans Bruderhaus gegangen ist. Zusammen mit damals noch ausstehenden Aktiva und nach Abzug der Teilungskosten kamen nochmals 304 fl 1 x hinzu. Das Gericht stellte für den 31. 12. 1861 somit als Gesamteinlage der Salome Merkh im Bruderhaus 917 fl 34 x fest. Die verbleibenden 304 fl 1 x konnten somit ans Bruderhaus gehen.¹⁰⁸

Die Erbauseinandersetzungen nach dem Tod der Eheleute Merkh 1853 sowie nach dem Tod Salomes 1864, schließlich die weiteren durch die vorhandenen Unterlagen zugänglichen Daten lassen auf verschiedenen Ebenen Schlüsse auf die Eintrittsgeschichte der Merkh-Geschwister ins Bruderhaus

¹⁰¹ Vgl. Anm. 102.

¹⁰² Gustav Werner ist durch Erlass des Königlichen Konsistoriums vom 31.3.1851 aus der „Kandidatenliste“ der Württembergischen Evangelischen Kirche gestrichen. Damit ist ihm auch dieser Titel aberkannt, vgl. G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 130, S. 286.

¹⁰³ Diese Bedingung ist mit der Gründung des „Vereins zum Bruderhaus“ als einer „Erwerbsgesellschaft“ (vgl. § 2 der Statuten) im Jahr 1858 erfüllt, in deren Eigentum Gustav Werner seine Anstalten überführt, vgl. G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 159, S. 435 ff.

¹⁰⁴ StadtA Rt., Inventuren und Teilungen Bd. 254, fol. 3.

¹⁰⁵ Vgl. ebd. fol. 1 v.

¹⁰⁶ Die Beilage findet sich ebd. fol. 8.

¹⁰⁷ Vgl. StadtA Rt., Inventuren und Teilungen Bd. 190, fol. 469–470.

¹⁰⁸ Vgl. StadtA Rt., Inventuren und Teilungen Bd. 254, fol. 1 v.

zu, auf ihre Vermögenslage wie auf den von dieser Einrichtung bis zur „Stiftungsurkunde“ des Jahres 1881 nicht befriedigend geregelten Umgang mit dem eingebrachten Vermögen ihrer Hausgenossen.

Das von den Eltern Merkh vererbte Gesamtvermögen hätte ihren Kindern sicher für geraume Zeit ein ordentliches Auskommen gesichert. Wirtschaftliche Zwänge zu einem Bruderhauseintritt haben also nicht bestanden. Die Differenz zwischen dem elterlichen Erbe der Geschwister und den – offensichtlich kontrolliert und freiwillig – ins Bruderhaus eingebrachten Einlagen ist beträchtlich.¹⁰⁹ Offensichtlich dachte Gustav Werner nie daran, wie etwa die Diakonissen-Mutterhäuser, über das Vermögen seiner „Hausgenossen“, die ja seine „Söhne“ und „Töchter“ waren, zu verfügen. Ebenso wenig schießen die Merkh-Geschwister eine entsprechende Verpflichtung zu empfinden. Dass sie als Hausgenossen Vermögen hatten, spielte nirgends eine Rolle. Durch den Eintritt in die diakonische Gemeinschaft von Gustav Werners Hausgenossen waren sie ja weder zu Armut noch zu Ehelosigkeit oder Gehorsam verpflichtet. Damit wird aber auch deutlich, welche wirtschaftlichen Konsequenzen die vom „Verein zum Bruderhaus“, gegründet 1858, vorausgesetzte solidarische Haftung für die von ihnen eingegangenen Verpflichtungen für die Geschwister als Mitglieder bedeutete: Sie hatten vollen Anteil am Risiko des Bruderhauses, jedoch nicht an den entsprechenden Entscheidungen.¹¹⁰ Entsprechende Auswirkungen auf das Vermögen von Hausgenossen sind allerdings nicht belegt. Von den Geschwistern machte Salome als Hausgenossin der frühen Jahre des Bruderhauses als einzige ein Testament zugunsten des Bruderhauses, während vom Umgang ihrer Geschwister mit dem nicht ans Bruderhaus gehenden Rest des geerbten Vermögens nichts bekannt ist. Nane Merkh hält als Chronistin des Bruderhauses 1881 liebevoll die Wege jeder einzelnen Schwester ins Bruderhaus fest.¹¹¹ Indessen sind die finanziellen „Einlagen“ der Merkh-Geschwister im Bruderhaus bereits am 1. Juni 1853 getätigt worden.¹¹² Dieses Datum dürfte somit verlässlicher sein als manche Erinnerungen der Schwester Nane nach fast drei Jahrzehnten. So legt sich der Schluss nahe, dass die Entscheidung für den Eintritt der Geschwisterfamilie im Lauf der Erbaueinandersetzung alsbald nach dem Tod der Eltern gefallen ist. Sicherlich flossen in Nanes Erinnerung frömmigkeitliche Motivationen wie Eigenheiten der einzelnen Schwestern ein, die sich in der Zwischenzeit auf ihrem Weg im Bruderhaus herausgebildet hatten. Denn die Schwestern hatten inzwischen dem Bruderhaus unverwechselbare Züge aufgeprägt.

¹⁰⁹ Vgl. die oben im Zusammenhang mit Anm. 92–100 ausgewiesenen Güter und Beträge.

¹¹⁰ Zu den Statuten des Vereins vgl. G. Schäfer (wie Anm. 1) Nr. 169, S. 435 ff.

¹¹¹ Vgl. in ihrem Erinnerungsbuch N. Merkh, Einige Züge (wie Anm. 13), S. 100 ff.

¹¹² Vgl. den unter Anm. 97 verzeichneten Betrag.

V. Von Leistungen und Herrschaft – Starke Frauen entwickeln das Bruderhaus

Vor diesem Hintergrund nehmen die Leistungen der Merkh-Schwestern für das Bruderhaus, insbesondere die der beiden „Spitzen-Frauen“ Nane und Lotte, noch deutlichere Konturen an. Besonders mit dem, was sie an Führungsleistungen im „vaterlos“ werdenden und gewordenen Bruderhaus abdecken konnten, was sie zur Traditionsbildung und Identitätsfindung der verwaisten Gemeinschaft beitrugen, bewegten sie sich weit außerhalb dessen, was gegen Ende des 19. Jahrhunderts, gerade auch in der protestantischen Diakonie, Frauen möglich war. Mit keinen Namen verband sich im Bruderhaus in den zweieinhalb Jahrzehnten nach Gustav Werners Tod so viel Bleibendes wie gerade mit den ihrigen, waren sie doch nicht nur Integrationsfiguren in dieser Binnenwelt. Nane und Lotte Merkh standen mit ihren ganzen Frauenpersönlichkeiten auch gleichzeitig für die überlebensnotwendige Verbindung nach „draußen“, ob das nun den weltweit verzweigten Freundes- und Spenderkreis, das unmittelbare Reutlinger Umfeld, die zahlreichen „Tochteranstalten“ oder gar die Öffentlichkeit im ganzen Königreich Württemberg betraf. Sie gaben dem, was am Ende der Lebenszeit und nach dem Tod von „Vater Werner“ „Bruderhaus“ ausmachte, Konturen und Frauengesichter, wo die zur Führung des verfassten Werks berufenen Männer in diesen Funktionen weitgehend ausfielen.¹¹³

Es ist sicher kein Zufall, dass gleichzeitig Nane Merkh in ihrem Erinnerungsbuch zusammenrug, wie das Bruderhaus geworden war, wer und was das Besondere dieses „Hauses“ ausmachte und dass „Vater Werner“ durch die Formulierung der „Stiftungsurkunde“ Linien in die Zukunft des Werks zu ziehen versuchte. Aus der Geschichte des Bruderhauses konnte dabei viel Hoffnung und Kraft in den Willen zur eigenen Zukunft und die der anvertrauten Menschen fließen. Hier standen Frauen bereit, die dem Führungsnotstand und den Identitätsproblemen der komplexen diakonischen Großeinrichtung etwas Identität Stiftendes entgegensetzen hatten, und diese besonderen Leistungen, mit denen sie deutlich über das Frauen damals Mögliche hinausreichten, konzentrierten sich bei eben diesen Schwestern aus der Familie Merkh.

Noch weit darüber hinaus aber reichten ihre persönlichen Begabungen, ihre Motivationen und ihre Führungsqualitäten samt dem Willen, das alles – auch gegen Widerstände – zum Wohl des Werks zum Einsatz zu bringen. Darin enthalten war ein im Einzelnen weder quantifizierbarer noch differenzierbarer Rest an Sozialisationselementen aus einer Reutlinger Handwerkerfamilie. Das alles in Verbindung mit den in der Hausgenossenschaft des

¹¹³ Vgl. zur Problematik W. Göggelmann, Ein Haus dem Reich Gottes bauen (wie Anm. 28), S. 197.

Bruderhauses erworbenen Kompetenzen machte diese beiden Frauen zu aktiv vollziehenden Repräsentantinnen alles in der Geschichte des Bruderhauses gewachsenen Wertträgigen und fast schon Verehrten.

Während die Phase der „Graswurzeldiakonie“ des „Hauses Werner“ durch Frauengestalten wie Marie Agnes Jakob, Albertine Werner, geb. Zwißler, Amalie Wagenmann, Rieke Schirm, Sophie Schöller ihre Konturen erhielt, markierten Nane und Lotte Merkh bereits seit ihrem Eintritt im Jahr 1853 eine Art von zweitem Definitionsstrang für das, was das Bruderhaus an Hilfe bieten konnte, wie für das, was Frauen in der Hausgenossenschaft in diesem Lebenszusammenhang leisten konnten.

Nach dem Tod des Gründervaters bündelten die beiden alle diese Kräfte und beanspruchten für sich selbst eine entsprechende Definitionsmacht. Aus der Geschichte von „Vater Werner“ und seinem Bruderhaus gewinnen und formulieren *wir* für die Gegenwart und die nächste Zukunft, was Aufgabe und Zukunft des Bruderhauses ausmacht. Diesen Anspruch und dieses Wagnis nahmen sie dabei auf ihr Frauenherz und -gewissen. Die Krise nach „Vaters“ Tod ließ sie dabei kaum an die entsprechenden Grenzen denken.¹¹⁴

Die Leistungen dieser beiden Frauen verdienen in ihrem Lebenszusammenhang eine genauere Betrachtung. Nur so kann das, was sie auch aus ihrem Reutlinger Umfeld ins Bruderhaus eingebracht haben, gebührend gewürdigt werden. Zugleich sind damit auch die Grenzen dessen markiert, was in dieser Einrichtung Frauen möglich war.

Weitaus schwieriger aber ist die Einschätzung der Konsequenzen ihrer Festlegungen und Definitionen für die Zukunft des Bruderhauses selbst, für die Einheit der verschiedenen Zweige seiner Arbeit und für die Orientierung und das Selbstverständnis seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.¹¹⁵

1. Nane und Lotte Merkh – Die „Töchter“ setzen Impulse im Haus

Diese Einflüsse begannen ja nicht erst mit „Vater Werners“ Tod, sondern reichten bis in die Anfangszeiten der beiden Frauen im Bruderhaus zurück. Kaum war Nane Hausgenossin, da setzte sie, wie gezeigt, einen Impuls nach dem anderen. Keiner davon verpuffte, viele davon markieren in der Geschichte des Bruderhauses Entwicklungsschritte. So verkörperten sie und ihre

¹¹⁴ P. Krauss beobachtet zwar mehrfach das Gewicht des „weiblichen Elements“ in der Hausgenossenschaft, ders., *Gustav Werner und seine Hausgenossen* (wie Anm. 5), S. 75, 90, 97 ff., auch das der Frauen aus der Familie Merkh (ebd. S. 95), die Qualität dieses Einflusses als eines bestimmenden und definitorischen Elements von allergrößtem Gewicht sowie die Nachhaltigkeit der durch diese beiden Frauen getroffenen Fixierungen kommen nicht in seinen Blick.

¹¹⁵ Vgl. Kap. V, 2.

Schwester Kontinuität ebenso wie Verlässlichkeit in Hausgenossenschaft und Werk. Beide ergänzten damit die „Bürgerrolle“¹¹⁶ des „Vaters“ für die Identität des Bruderhauses durch eine Art von weiblichem Pendant in der Hausgenossenschaft. Bereits bevor Nane die Traditionsbildung des Bruderhauses in ihre Hände nahm, verkörperte sie ein Stück von der Dynamik der Hoffnung, die das Bruderhaus immer wieder zur Hilfe an den ärmsten Zeitgenossen drängte.

Da diese Leistungen mehrfach beschrieben sind¹¹⁷, soll an dieser Stelle nur auf die dauerhaften Hilfen und auf die Auswirkungen auf die Identität der Arbeit des Bruderhauses hingewiesen werden. Einige markante Beispiele für solche Entscheidungen können der Veranschaulichung dienen. Eine Heimat für Kinder und Hausgenossen ohne verlässliche Einkommensquelle ertrug eine Reutlinger Bürger- und Handwerkertochter nicht. So brachte Nane kurz nach ihrem Eintritt die Reste des Textilgeschäfts ihrer Eltern und der Merkh-Schwestern ins Bruderhaus ein und führte sie mit der hausindustriellen Produktion von Kleintextilien durch Rieke Schirms „Industrieschule“ zusammen.¹¹⁸ Sie konnte damit bald das größte Textilgeschäft in Reutlingen betreiben, über lange Zeit hinweg die einzige verlässliche Einkommensquelle für das Werk. Im Kleinformat transferierte sie 1860 – ebenso erfolgreich – dieses Modell in die Notstandsregion um die Tochteranstalt Alpirsbach.¹¹⁹

Wo der „Vater“ die Einrichtung einer „christlichen Fabrik“ voranbringen wollte,¹²⁰ verankerte die „Tochter“ das Bruderhaus im Geschäftsleben der Heimatstadt. Als Lehrerin und Hausmutter, die im Werk „herumgekommen“ war, lagen ihr die „Tochteranstalten“ in den Notstandsgebieten besonders am Herzen. Bereits 1859 wirkte sie beim Erwerb des Anwesens des tödlich verunglückten Schultheißen Gaiser in Rodt im Schwarzwald und bei der Übernahme der Familie als Mitarbeiter im Bruderhaus mit. Für Jahrzehnte wurde daraus die Vorzeiganstalt, nachdem sie ihr „der Vater“ 1860 zur Sanierung ans Herz gelegt hatte. Als Hausmutter schuf sie dort menschlich und pädagogisch verträgliche Standards, die auch für die übrigen „Schwarzwaldanstalten“ nicht ohne Wirkung blieben.¹²¹

¹¹⁶ Zum Inhalt dieser Bürgerrolle vgl. W. Göggelmann, Dem Reich Gottes Raum schaffen (wie Anm. 26), S. 163 ff.

¹¹⁷ S. Kap. II, 2 sowie Gustav Werner und seine Hausgenossen (wie Anm. 5), S. 126–130, 133; W. Göggelmann, Ein Haus dem Reich Gottes bauen (wie Anm. 28), S. 93 ff. und ders., Frauen in Gustav Werners Bruderhaus (wie Anm. 5), S. 86–98. Zu Lotte Merkh vgl. ebd. S. 98 ff.

¹¹⁸ Vgl. N. Merkh, Einige Züge (wie Anm. 13), S. 33 f.

¹¹⁹ Vgl. ebd. S. 93 ff.; P. Krauss, Werk und Persönlichkeit (wie Anm. 10), S. 137.

¹²⁰ Die Planungen begannen 1849, die Einweihung der ersten (Reutlinger) Papierfabrik war 1851.

¹²¹ Vgl. P. Krauss, Werk und Persönlichkeit (wie Anm. 10), S. 156 ff.



Das 1856 von Gustav Werner erworbene Haus am Markt in Alpirsbach, ein bedeutender Wirkungsort der Merkh-Schwwestern.

Alpirsbach baute sie ab 1860 zur Anstalt für Mädchen aus und gab dem Haus durch eine Schule und ein Ladengeschäft eine Art Musterfunktion. Ihr Gastspiel von kaum drei Jahren in den „Schwarzwaldanstalten“ gab diesen für lange Zeit eine bleibende Form: Sie waren nun durch ein Kommunikationsnetz, einen regelmäßigen „Wandergottesdienst“ und gegenseitige Hilfeleistungen verbunden. Das alles trug zur Pflege des schwachen Pflänzleins Hoffnung in dieser Hungerregion und zur Bildung einer minimalen Infrastruktur bei.¹²² Solche für den Ausbau des Werks in der Fläche grundlegenden Fragen waren bei der „Tochter“ Nane wohl besser aufgehoben als beim „Vater“.

Ein sicheres Gespür für die Macht von Tradition geht wohl auf den Einfluss ihrer Großmutter Christiane Helbling zurück. Dieses Gespür ließ sie 1860 bei einem Zwischenaufenthalt in Reutlingen die Gunst der Stunde nutzen, den Fußmarsch nach Walddorf antreten und dort ohne „Vaters“ Wissen und ohne Mittel das Haus der Krämerin Charlotte Nagel erwerben, in dem der Vikar Gustav Werner vor einer Generation die ersten zaghaften Schritte seiner

¹²² Diese Entwicklungsarbeit ist aufgelistet ebd. S. 152–162.

Arbeit mit Kindern versucht hatte: Eine neue Anstalt am Ursprungsort – Tradition, die (ver)bindet und trägt.

Bereits 1855 hatte sie mit sicherem Blick die moralischen und wirtschaftlichen Ressourcen einer Selbstorganisation von Frauen im Werk und seinem Umfeld erkannt: Mit Sophie Schöller und ihrer Schwester Margarethe zusammen hatte sie zur Gründung eines „Jungfrauenvereins“ aufgerufen, dessen Zweck ursprünglich nur auf die Versorgung der neuen Tochteranstalt Fluorn mit Textilien ausgerichtet war. Doch die Initiative breitete sich in Form von zahllosen Vereinsgründungen in kurzer Zeit über das ganze Königreich Württemberg aus, wurde zum Erfolgsmodell, das nicht nur das Bruderhaus in weiten Kreisen der Bevölkerung Württembergs verankerte, sondern zu einem nicht zu unterschätzenden Sozialisations- und Bildungselement für junge Frauen im Königreich wurde.¹²³

Die Wiederbelebung des von Nane Merkh mit Legenden umrankten Vereins als „Kreuzerverein“ leistete einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Bewältigung der Krise des Werks im Gefolge des Jahres 1863.¹²⁴ Die erst 1866 abgeschlossene Umwandlung des Bruderhauses in einen „Aktienverein“ hatte die Zahlungen von bis zu dieser Zeit aufgelaufenen Zinsschulden offen gelassen. Mit diesem „Kreuzerverein“ half Nane dafür Sorge tragen, dass jedem Gläubiger Gerechtigkeit widerfuhr. Dabei kamen ihr die durch den Jungfrauenverein gewachsenen Verbindungen im ganzen Königreich zugute.¹²⁵ Diese Fähigkeit zur korporativen Selbstorganisation der weiblichen Hausgenossen mit einer solchen gesellschaftlichen Breitenwirkung zeichnete die Hausgenossenschaft des Bruderhauses als Ausnahmeerscheinung unter allen im 19. Jahrhundert gegründeten diakonischen Gemeinschaften aus.

Stets folgte Nane Merkh dem „Vater Werner“ zugeschriebenen Grundsatz, „Was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert“.¹²⁶ Kurz nach ihrem Eintritt ins Haus betrieb sie die mit hohem finanziellem Aufwand verbundene Anschaffung einer Dampfmaschine für die 1851 gegründete Papierfabrik zur Kompensation der nicht immer verlässlichen Wasserkraft der Echaz.¹²⁷ Als sie 1884 die redaktionelle Verantwortung für die auf Initiative von Gustav Werners Pflege- sohn Paul Wurster wiederbelebten „Friedensblätter“ übernahm, erkannte sie sofort deren Bedeutung und stieg mit einer breiten Leserwerbung ein.¹²⁸ In

¹²³ Vgl. N. Merkh, *Einige Züge* (wie Anm. 13), S. 28, S. 39 f.; P. Krauss, *Werk und Persönlichkeit* (wie Anm. 10), S. 107; P. Wurster (wie Anm. 11), S. 213 f.

¹²⁴ Vgl. N. Merkh, *Einige Züge* (wie Anm. 13), S. 137 f. Vgl. zum Gesamtzusammenhang W. Göggelmann, *Ein Haus dem Reich Gottes bauen* (wie Anm. 28), S. 170 ff.

¹²⁵ Vgl. N. Merkh, *Einige Züge* (wie Anm. 13), S. 136 f.

¹²⁶ Vgl. zu diesem Grundsatz P. Wurster (wie Anm. 11), S. 110 f.

¹²⁷ Vgl. G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 172, S. 455 f.; P. Krauss, *Werk und Persönlichkeit* (wie Anm. 10), S. 120.

¹²⁸ Vgl. *Friedensblätter* 1 (1884), H. 4, S. 32.



Titelblatt der „Friedensblätter“, Jg. 1888/89, der seit 1884 von Nane Merkh redigierten Hauszeitschrift des Bruderhauses.

findliche Haus als Tatbeweis dafür ans Herz legen, „dass die Liebe zu Gott und den Menschen nicht erstorben ist“ und dass das Bruderhaus auch nach Gustav und Albertine Werner fähig ist, in diesem Sinn bedürftigen Menschen Heimat zu bieten.¹³¹

So bekamen die Personen, insbesondere die inzwischen zu Legenden gewordenen Erstlingsfrauen der Gründerzeit, ihren Platz da, wo „Vater“ und „Mutter“ Werner in der Mitte standen. Aus den überall präsenten biblischen

dieser Hochzeit des Printmediums Zeitung¹²⁹ sollte das Organ des Bruderhauses ihre Handschrift tragen. Sie wollte nicht nur alle am Werk beteiligten Mitarbeiter, nicht nur den großen, inzwischen weltweiten Freundeskreis erreichen, sondern auch die „Sache“ des Bruderhauses öffentlich machen – so wie sie selbst diese sah. Hier konnte sie die „richtigen“ Fragen stellen, die „richtigen“ Personen ins Gespräch bringen, die „richtigen“ Impulse setzen und nicht zuletzt in behutsamer Stetigkeit an der Definition dessen arbeiten, was Bruderhaus war. Bereits 1881 hatte sie mit ihrem Erinnerungsbuch¹³⁰ angefangen, die in vier Jahrzehnten im Haus angesammelten Erzählungen zusammenzuführen. Damit wurde sie nicht nur zur ersten Historiografin des Bruderhauses, sondern zur Schöpferin von dessen systematischer Traditionsbildung. Und diese folgte von Anfang an einem klaren roten Faden: Sie wollte ihren Lesern das in einer Phase der Konsolidierung be-

¹²⁹ Vgl. dazu Werner Ströbele: Hiesiges. Die Anfänge der Lokalpublizistik am Beispiel der „Tübinger Chronik“ (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 75), Tübingen 1990.

¹³⁰ N. Merkh, Einige Züge (wie Anm. 13).

¹³¹ So ebd. S. 144. Zu weiteren Beispielen vgl. W. Göggelmann, Frauen in Gustav Werners Bruderhaus (wie Anm. 5), S. 57.

Analogien ließen sich leicht die entsprechenden Stilisierungen gewinnen.¹³² Sofort nach „Vaters“ Tod wurde er selbst zur allgegenwärtigen Gründerlegende im Werk, die allem das Maß setzte; zum Anfang einer Ahnengalerie, die mit jedem toten Glied der Hausgenossenschaft an Facetten, Tugendmustern und Legenden reicher wurde – Leben für das Reich Gottes und das Bruderhaus.¹³³ Jeder der wenigen Männer und jede der zahlreichen Frauen verkörperte ein Stück lebendige Bruderhaus-tradition, stand für die Orte seines und ihres Wirkens – jeder und jede eine Art Gründungslegende eigener Qualität und eigenen Zuschnitts! Aus diesem kostbaren Erbe konnte man in der Krisenzeit nach dem Tod des Gründervaters (1887) und vieler seiner „Erstlinge“ Identität und Mut schöpfen zum Weitermachen in seinem und ihrem Sinn.¹³⁴

Nach dem Tod der „großen“ Schwester (1896) führte die elf Jahre jüngere Lotte als Schriftleiterin der „Friedensblätter“ und ab 1900 des „Friedensboten“ diese Traditionsbildung getreulich weiter, um sie dann mit ihrem Büchlein „Vater Werner. Bilder aus seinem Leben“, zu seinem 100. Geburtstag 1909 zu einem vorläufigen zusammenfassenden Abschluss zu bringen: Als Vater-Tradition, als Hausgenossen-Tradition und dabei auch als Frauen-tradition.

So gingen diese beiden „Spitzen-Frauen“ des Werks in dessen Geschichte ein mit ihren herausragenden und bleibenden Einzelleistungen, noch mehr aber als „Priesterinnen“ und Bewahrerinnen dieser großen Bruderhaus-Tradition für die Nachwelt.¹³⁵

Die beiden Einrichtungen auf dem Bruderhausgelände, für die Nane Merkh als gute Tochter viele Jahre lang Mittel gesammelt hatte, damit die Hausgenossen sie 1883 und 1885 dem „Vater“ als Zeichen ihrer bleibenden Zuneigung übergeben konnten, trugen nicht die Namen von Merkh-Schwestern, sondern hießen schlicht „Kinderhäusle“ und „Krankenhäusle“. Alles andere würde die den Hausgenossen verordnete Demutstradition verbieten.¹³⁶

¹³² Zu den biblischen Analogien vgl. W. Göggelmann, Dem Reich Gottes Raum schaffen (wie Anm. 26), S. 43 ff., zu den Stilisierungen vgl. ders., Ein Haus dem Reich Gottes bauen (wie Anm. 28), S. 37, 73.

¹³³ Vgl. W. Göggelmann, Ein Haus dem Reich Gottes bauen (wie Anm. 28), S. 242 ff.

¹³⁴ Zur „Verwaltung“ dieses Erbes vgl. ebd. S. 242 ff., 268.

¹³⁵ Zu einzelnen Beispielen vgl. die Dokumentation in: W. Göggelmann, Frauen in Gustav Werners Bruderhaus (wie Anm. 5), S. 197 ff., 210 ff. Zu Lottes Anteil ebd. S. 98 ff., vgl. weiter ders., Ein Haus dem Reich Gottes bauen (wie Anm. 16), S. 210 ff.

¹³⁶ Zu dieser Tradition vgl. Lotte Merkh: Einige Züge (wie Anm. 13), S. 285 ff., S. 290 ff.

2. ... definieren, was Bruderhaus ist

Solche bleibenden Leistungen haben von selbst definatorische Wirkungen für das Werk. So hatte die mit Nanes Erinnerungsbuch¹³⁷ bereits 1881 – im Jahr der „Stiftungsurkunde“! – begonnene Traditionsbildung die Funktion eines ersten Summariums der Bruderhaus-Identität: Personen und Institutionen gehen auf einen direkten Gotteswillen zurück. Diese Früchte des Gotteswortes können auch für die Zukunft auf Gottes Führung hoffen lassen.¹³⁸

Mit ihren beiden Aufsätzen zur Zukunft der Hausgenossenschaft, „rechtzeitig“ kurz vor und nach Gustav Werners Tod,¹³⁹ beanspruchte sie vollends in aller Deutlichkeit die Führungsrolle in Hausgenossenschaft und Gesamtwerk beim Schritt in die Zeit nach dem Gründer-Vater. „Den aktiven und führungsbegabten Vertreterinnen der Hausgenossen, in erster Linie den beiden Schwestern Nane und Lotte Merkh, wuchs unter diesen Umständen besonderer Einfluss auf das innere Leben des Hauses, aber auch auf die Führung des Werks zu“, stellt Paul Krauss, der „Biograf“ der Hausgenossenschaft, bereits für die Jahre 1884/85 fest.¹⁴⁰ Noch viel größere Bedeutung kam diesen vielfältigen Führungsqualitäten der beiden Frauen in dem Führungs-, Macht- und Integrationsvakuum unmittelbar nach Gustav Werners Tod (2. 8. 1887) zu. Im Haus war man für jede solche Orientierungshilfe dankbar – fast überall!¹⁴¹

Mit seinen beiden „letzten Diktaten“ vertraute Gustav Werner ja den Hausgenossen als Gemeinschaft sein geistlich-diakonisches Erbe an.¹⁴² Als gute Töchter nahmen Nane und Lotte Merkh die Verpflichtung für dieses Erbe auch stellvertretend für ihre Hausgenossen-Brüder und -Schwestern in ihre Hände. Hüten und bewahren, aber auch fortschreiben und so letzten Endes auch definieren – diese Aufgabe fiel den beiden Schriftleiterinnen der jeweiligen Hauszeitschrift wie von selbst zu. Jede Nummer „ihres“ Blatts erforderte eine situationsgerechte Auswahl aus „Vaters“ Vorträgen samt der kreativen Aufgabe, daraus behutsam Weisungen für die Zukunft zu gewinnen. Was nach „Vaters“ Willen und fast fünf Jahrzehnten Aufbauarbeit der „Hausgenossen“ Bruderhaus geworden war, musste auch nach seinem Ableben Bruderhaus bleiben. Natürlich hätte jede der beiden Schwestern, insbesondere angesichts des Gesundheitszustandes von Gustav Werners Nachfolger Johannes Schneider (1827–1910), jeden ins Persönliche reichenden Machtanspruch weit von sich gewiesen. Es ging ja im Bruderhaus allen immer nur um die „heilige“ Sache des Hauses. Was diese aber insgesamt und auch bei anstehenden Einzel-

¹³⁷ Vgl. Anm. 13.

¹³⁸ Vgl. ebd. S. 1–40.

¹³⁹ Friedensblätter 2 (1885/86), H. 4, S. 11–21 und ebd. 5 (1888/89), H. 1, S. 13–18.

¹⁴⁰ W. Gögglmann, Frauen in Gustav Werners Bruderhaus (wie Anm. 5), S. 90.

¹⁴¹ Vgl. zum Gesamtzusammenhang W. Gögglmann, Ein Haus dem Reich Gottes bauen (wie Anm. 28), S. 238 ff.

¹⁴² Vgl. G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 229, S. 662 ff.; Nr. 130, S. 669 ff.

entscheidungen beinhaltete, dafür beanspruchten sie schon, dem Auftrag des Erblassers gemäß, die Definitionsmacht. Denn wer in der ganzen Hausgenossenschaft außer diesen beiden altgedienten Schwestern wäre sonst dazu in der Lage gewesen? Und wenn man das alles vollends diesen Technokraten in den Organen des verfassten Werks überlassen hätte – nicht daran zu denken!

3. ... und markieren dabei Konfliktpotenziale und Grenzen

Die Schwestern beherrschten die Kommunikationsmittel und hatten einen großen Überblick und viele Verbindungen nach innen und nach außen. Mit der Traditionsbildung standen ihnen unzählige Möglichkeiten offen. Doch dies alles war nicht ohne Risiken und Nebenwirkungen. Ein waches Auge und die Fähigkeit, auf die Binnenwelt des Bruderhauses von außen zu sehen, hätte in den Einzelkonflikten der achtziger Jahre sicher bereits einen umfassenden Konflikthorizont erkennen können. Zwei personalpolitische Beispiele geben sich im Rückblick als entsprechende Symptome zu erkennen.

An der Bestellung Georg Friedrich Netters, des ehemaligen Hausgenossen und langjährigen Verwalters des Christophsbades in Göppingen, zum zweiten Vorstand durch den Aufsichtsrat¹⁴³ entzündete sich bereits 1885 ein Konflikt zwischen diesem – dazu befugten – Stiftungsorgan und der Hausgenossenschaft, die wohl ein Mitspracherecht erwartet hatte. Nane Merkh als Schriftleiterin der „Friedensblätter“ und als mächtige Frau in der Hausgenossenschaft spielte dabei wohl eine Schlüsselrolle. Daraufhin konnte das neue Vorstandsmitglied nach seinem Dienstantritt bei den Hausgenossen keinen Fuß breit Boden gewinnen. Dies belastete die Abläufe im Werk schwer, noch schwerer hatte Netter selbst daran zu tragen.¹⁴⁴

Der zweite Konflikt entzündete sich an einem von Nane Merkh als Schriftleiterin eingefädelten personalpolitischen Coup. Kurz nach „Vaters“ Tod lancierte sie den langjährigen Hausgenossen Johann Georg Reick aus dem Schwarzwald als Dauerassistenten des erkrankten Vorstandes Johannes Schneider ins Zentrum der Macht. Ihre Erfolgsmeldung kleidete sie in das harmlose Gewand gekonnten Understatements.¹⁴⁵ Beide Konflikte lassen deutlich werden, wie Nane Merkh als Vertreterin der Hausgenossenschaft die Machtansprüche dieser Gemeinschaft im Werk geltend machen wollte: „Wir sind ‚Vaters‘ geistliche Erben!“, und zwar in Konkurrenz zu dem damit eigentlich beauftragten Aufsichtsrat.¹⁴⁶ Karl Fetzer, von 1868 bis 1885 Vorsit-

¹⁴³ Mit Wirkung vom 1. 1. 1886. Zu einzelnen seiner Stationen vgl. G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 98, S. 511, Anm. 2 u. 4.

¹⁴⁴ Vgl. Nane Merkh in *Friedensblätter* 2 (1885/86), H. 4, S. 11 ff. P. Krauss, Gustav Werner und seine Hausgenossen (wie Anm. 5), S. 90 f., 96 f. behandelt die Entwicklungen in diesem Konflikt ausführlich.

¹⁴⁵ Vgl. *Friedensblätter* 5 (1888/89), H. 1, S. 13.

¹⁴⁶ Vgl. dazu § 11 der Stiftungsurkunde, G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 241, S. 733 f.

zender des Aktienvereins, beklagte sich über solche Eingriffe und bemängelte die durch die Stiftungsurkunde wenig definierten Rechte der „Generalversammlung der Hausgenossen“. ¹⁴⁷

Für Nane und Lotte Merkh war und blieb das Bruderhaus das alte Rettungshaus, für das die Hausgenossen nach „Vaters“ Willen die Verantwortung trugen. Darauf beharrten sie unter Einsatz aller ihnen zur Verfügung stehenden Machtmittel. Dort waren sie zu Hause ohne Rücksicht darauf, dass es den „Fabrikflügel“ des Werks gab, einst Gustav Werners sozialetisches Herzensanliegen. ¹⁴⁸ Die Grenzen der Möglichkeiten der Hausgenossenschaft, der Zukunft des *ganzen* Bruderhauses zu dienen und damit entsprechende „Alleinvertretungsansprüche“ zu verbinden, zeichneten sich mehr als deutlich ab. Der Rettungshaus-Traditionalismus der beiden Spitzen-Frauen nötigte dem Bruderhaus nach Gustav Werner die Konflikte um Kompetenzabgrenzungen und Verhältnisbestimmungen geradezu auf, die die Werksverfassung der Stiftungsurkunde in ihrer Weitmaschigkeit offen gelassen hatte.

VI. Konflikte um „Herrschaft“ – nur von „Frauenzimmern“?

1. Der Konfliktstoff

Hatte „Vater Werner“, der ein doppeltes Erbe hinterlassen hat, auch doppelte Erben vorgesehen? Seine beiden „letzten Diktate“ ¹⁴⁹ setzten die Hausgenossen als von ihm gegründete Gemeinschaft zu Erben der Verbindung von Reich-Gottes-Hoffnung und Rettungshaus ein. Dabei konnten die Hausgenossen gar nicht anders, als Ansprüche und Geltungsbereich dieses Vermächnisses dem ursprünglichen Bruderhaus zuzuordnen. Im Übrigen war nach Gustav Werners Willen der „Fabrikflügel“ nie etwas anderes als ein integrierter Teil des Rettungshauses gewesen.

Mit der „Stiftungsurkunde“ von 1882 als Verfassung des Gesamtwerks, die allerdings erst nach dem Eintreten des „Erbfalls“ im Jahr 1887 zu voller Wirksamkeit kam, hatte Gustav Werner eine Rechtskonstruktion für das Zusammenwirken aller Werksteile, auch des „Flügels“ mit den Fabriken und zahlreichen Werkstätten, unter dem einheitlichen Dach einer Stiftung bürgerlichen Rechts geschaffen. Dieser Bereich aber war immer schon anderen

¹⁴⁷ Vgl. P. Krauss, *Werk und Persönlichkeit* (wie Anm. 10), S. 75. W. GöggeImann, *Ein Haus dem Reich Gottes bauen* (wie Anm. 28), S. 195 f.

¹⁴⁸ Vgl. P. Krauss, *Werk und Persönlichkeit* (wie Anm. 10), S. 29; ders., *Gustav Werner und seine Hausgenossen* (wie Anm. 5), S. 47 f.; W. GöggeImann, *Ein Haus dem Reich Gottes bauen* (wie Anm. 28), S. 191.

¹⁴⁹ Vgl. G. Schäfer (wie Anm. 1), Nrn. 229 f., S. 662–669.

Gegebenheiten und Notwendigkeiten gefolgt als der Bereich des Rettungshauses. Dennoch wollte der Gründervater den Zusammenhalt des Ganzen in einem einheitlichen diakonischen Werksgefüge sicherstellen. Schon die schmale Verbindung der Werksteile im Kompetenzbereich des Stiftungsorgans „Generalversammlung der Hausgenossen“, die offensichtlich für konzeptionelle Entscheidungen in beiden Werksteilen zuständig sein sollte,¹⁵⁰ lässt Zweifel an der Tragfähigkeit dieser Brückenkonstruktion aufkommen, zumal der „Fabrikflügel“ in der Werksverfassung eher vorausgesetzt als eingeordnet erscheint.

Dass die „Generalversammlung“ nach Gustav Werners Tod noch mehr von Frauen dominiert war als zu seinen Lebzeiten,¹⁵¹ lag an deren zahlen- wie kompetenzmäßigem Übergewicht. Und wo es um Machterhalt der Hausgenossen ging, standen die beiden Merkh-Schwestern ohnehin im Mittelpunkt. Als dann aus dem Aufsichtsrat die Verbindung der beiden Reizwörter „Herrschaft“ und „Frauenzimmer“ ertönte und auf ein kopf- und orientierungsloses Gesamtwerk traf, wusste jeder, wer gemeint war. Aber war damit auch deutlich, *was* gemeint war? Hätte das in der dadurch heraufbeschworenen Konfliktsituation überhaupt jemand im Werk präziser zu benennen gewusst? Denn jeder und jede, ob er oder sie es wollte oder nicht, war in dem Konfliktfall von selbst Partei. Ein kontrollierter beratender oder moderierender Eingriff von außen stand als Möglichkeit nicht zur Verfügung. In dem aufkommenden Konflikt hatten sich verschiedene Ebenen ineinander verschoben, verschiedene Konfliktfäden zu einem unentwirrbaren Knäuel verzurrt. Die Risiken des viel zu weitmaschig gefassten Regelwerks „Stiftungsurkunde“ zeigten ihre fatalen Wirkungen. Das Verhältnis zwischen „Rettungshaus-“ und „Industrieflügel“, den beiden mit unterschiedlichen diakonischen Aufgaben betrauten Werksteilen, blieb darin ungeklärt. Ebenso wenig war der Wirkungsbereich des den Hausgenossen anvertrauten geistlichen Erbes definiert oder abgegrenzt. Überhaupt nicht geklärt war schließlich das Verhältnis der aus dem „geistlichen Erbe“ resultierenden Ansprüche und Verpflichtungen zu denen der durch die Werksverfassung damit beauftragten Stiftungsorgane.¹⁵²

Auf welchem Schauplatz dieser absehbare Konflikt auch zum Ausbruch kam, sofort stand der Zusammenhalt des gesamten Werks auf dem Spiel. Dabei entfachte sich an den beiden Reizworten „Herrschaft“ und „Frauenzimmer“ nicht einmal nur ein zufälliger unbedeutender Konflikt, sondern eine grundsätzliche Auseinandersetzung zwischen Hausgenossenschaft und Stiftungsorganen. Bei diesem in vieler Hinsicht grundlegenden Konflikt ging

¹⁵⁰ Vgl. G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 241, § 11, S. 733.

¹⁵¹ Vgl. zur Statistik der Hausgenossenschaft W. Göggelmann, Ein Haus dem Reich Gottes bauen (wie Anm. 28), S. 226.

¹⁵² Vgl. auch oben Anm. 150.

es um nichts weniger als um die Dominanz des von den Hausgenossen beanspruchten „geistlichen“ „Vater“-Erbes, das die Hausgenossen in verbissener Ausschließlichkeit für sich beanspruchten. Schließlich waren sie vorher da! Das geistliche Erbe als „Vaters“ Auftrag blieb gegenüber dem juristisch Geordneten vorrangig. Nur diese Prioritätenfolge konnte „Vaters“ letzter Wille sein, dafür standen Nane und Lotte Merkh und hinter ihnen sämtliche Hausgenossen.

2. ... und da sind die Fronten

Nane Merkhs Führungsansprüche traten bei dieser Konfliktlage offen zutage. Dass ihr in der „Generalversammlung der Hausgenossen“ die Mehrheit sicher war, davon ist auszugehen, auch wenn sich dies nicht durch Protokolle nachweisen lässt. Dass sich an diesen Ansprüchen und der Frau, die sie nicht verhehlen konnte, ein Konflikt um die „Herrschaft“ von „Frauenzimmern“ festmachte, war somit kein Zufall. Dass dieser Konflikt die Stiftungsorgane „Generalversammlung“ und „Aufsichtsrat“, deren Zusammenwirken Gustav Werner vorausgesetzt hatte, geradezu auseinandertrieb, ist ebenso deutlich. Die Positionen der beiden Seiten zeichneten sich klar ab. Die Hausgenossen fühlten sich durch den Anspruch auf das „geistliche“ „Vater“-Erbe für das gesamte Werk verantwortlich. Für sie war dieses aber in seiner „Gesamtheit“ ein „Rettungshaus“. Die Fabriken waren Unternehmen, zu deren Erfordernissen sie letztlich nie recht Zugang fanden. Mit der „Generalversammlung“ aber hatten sie ein Organ der Stiftung in der Hand, das dieses geistliche Erbe in konzeptionelle Werksentscheidungen umzusetzen hatte.¹⁵³ Die §§ 11 f. der Stiftungsurkunde bestimmen zwar nicht ausdrücklich die Wahl der Aufsichtsratsmitglieder durch die „Generalversammlung“,¹⁵⁴ schreiben also deren Vorrang nicht fest. Doch allem Anschein nach war das in dieser Zeit Werkspraxis. Und dann wählten da auch noch mehrheitlich „Frauenzimmer“!¹⁵⁵ Dabei war für die Hausgenossen eines über jeden Zweifel erhaben: Niemals dürfen die Maßstäbe der „Großindustrie“ das Rettungshaus bestimmen.¹⁵⁶ Und solange Hausgenossen dafür Sorge tragen können, werden sie das tun, auch wenn der Personalbereich davon berührt ist.

Der aber war insbesondere, soweit es wichtige Positionen betraf, eindeutig Sache des Aufsichtsrates, der nicht nur die operativen Bereiche beider Werksflügel zu verantworten hatte, sondern auch die drei Vorstandsmitglieder wähl-

¹⁵³ Vgl. G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 241, §§ 19 f., S. 734 f.

¹⁵⁴ Vgl. ebd. S. 733.

¹⁵⁵ Beides geht klar aus Friedensblätter 7 (1890/91) H. 2, S. 16 hervor.

¹⁵⁶ Vgl. Nane Merkh an Jakobine Merkh, 25. 2. 1873, abgedruckt bei W. GöggeImann, Dem Reich Gottes Raum schaffen (wie Anm. 26), Dokumentation Nr. 37, S. 285 f. Vgl. Nane Merkh an dies., ebd. Nr. 30, S. 282 f. und weiter W. GöggeImann, Ein Haus dem Reich Gottes bauen (wie Anm. 28), S. 141, 145.

te.¹⁵⁷ In seiner Verantwortung lag somit auch der Zusammenhalt der beiden Werksflügel wie die Effektivität des Wirkens beider Werksbereiche. Weil die Rechte und die Pflichten der „Generalversammlung“ wie die des Aufsichtsrates durch die Werksverfassung nur sehr grobmaschig definiert waren, musste der Aufsichtsrat auf eine Abgrenzung des Machtbereichs der Hausgenossen und ihrer Generalversammlung durch die noch längst nicht eingespielte Werkspraxis bedacht sein.

Als es unter diesen Voraussetzungen aber zu einem offenen Konflikt kam, waren die Vorstandsmitglieder mit ihren durch die Stiftungsurkunde ebenfalls wenig definierten Rollen und insbesondere deren Vorsitzender nicht zu beneiden.

3. Der Konflikt nimmt seinen Lauf

Dieser strukturell bedingte schwelende Dauerkonflikt trat – wie könnte es anders sein? – in ein akutes Stadium durch eine wichtige Personalie. Der „Vater“ war gerade ein dreiviertel Jahr tot, da war die Stelle des Theologen im Werk, der mit Gustav Werners Nachfolger, dem Hausgenossen Johannes Schneider, zusammenzuwirken hatte, zu besetzen. Die Hausgenossen haben sich auf einen aus ihren Reihen, Werners Pflegesohn Dr. Paul Wurster, festgelegt, der sich um das Werk bereits große Verdienste erworben hatte und der 1888 Werners Biografie veröffentlichte.¹⁵⁸ Der Aufsichtsrat aber, der das Besetzungsrecht für sich in Anspruch nehmen musste, wollte sich die Besetzung durch einen externen und der Hausgenossenschaft gegenüber neutralen Bewerber vorbehalten, offensichtlich um der Machtbalance willen. Da ertönten aus dem Aufsichtsrat die beiden Reizworte „Herrschaft“ und „Frauenzimmer“ ins gesamte Werk hinein und sorgten für eine aufgeheizte Stimmung.¹⁵⁹ Johannes Schneider, der offensichtlich sofort die Gefahr für den Zusammenhalt des Gesamtwerks und seiner Organe erkannte, ließ im April 1888 eine „Denkschrift an die Hausgenossen und Freunde des Bruderhauses“, verbunden mit einer „Eingabe an den hohen Aufsichtsrat der Gustav Werner Stiftung“, drucken, in der er sich auf die Seite der Hausgenossen stellte, aber gleichzeitig zwischen den Parteien zu vermitteln suchte. Im gleichen Zug konfrontierte er die Hausgenossen mit der „schweren Anklage“ gegen Glieder dieser Gemeinschaft, die „durch Herrschsucht und Gewalttätigkeit ihre Stellung missbrauchen“. Mit biblischen Exempeln beschwor er „unsere Gemeinschaft, die auf die höchsten Grundsätze des Christentums gegründet ist“, und knüpfte an den Appell zu einer gütlichen Einigung sogar die Vertrauensfrage für seine Person in der

¹⁵⁷ Vgl. § 15 der Stiftungsurkunde, G. Schäfer (wie Anm. 1), Nr. 241, S. 734.

¹⁵⁸ Vgl. oben Anm. 11.

¹⁵⁹ Der Zusammenhang ist ausführlich dargestellt in W. Göggelmann, *Frauen in Gustav Werners Bruderhaus* (wie Anm. 5), S. 104 f. Vgl. bes. die Dokumentation ebd. S. 206 f.

Position des Vorstandsvorsitzenden.¹⁶⁰ So hoch wurde seit der Krise 1863 nie eine Problematik im Bruderhaus gehängt!

Während der Vorstandsvorsitzende die Machtfrage zwar mit schonungsloser Deutlichkeit ansprach, um sie dann aber nur moraltheologisch, nicht aber juristisch oder personalpolitisch zu bearbeiten, redete Nane Merkh's Erwiderung in den „Friedensblättern“ Klartext.¹⁶¹ Als direkt Betroffene nahm sie beide Reizworte samt deren Verbindung in den Blick, bearbeitete aber, wieder auf biblischem Hintergrund, nur den Bereich der „Herrschaft“ – ein geschickter Schachzug der versierten Diplomatin. Mit Berufung auf die „Vater“-Tradition wies sie in ihrer Selbstrechtfertigung alles, was traditionell mit „Herrschaft“ verbunden ist, etwa „Geld“, „Ehre“ oder „gute Tage“, weit von sich. Dazu bekamen die Gegner noch einen guten Rat aus der Bibel mit: „Wer ist der, der gut Leben begehret und gern gute Tage hätte? Der schweige seine Zunge, dass sie nicht Böses rede usw., 1. Petrus 3,10 und Psalm 34.“¹⁶²

Das ihr zu Gebote stehende Machtmittel der Öffentlichkeit wusste sie gekonnt und effektiv zu nutzen. Da konnten weder der Vorstandsvorsitzende noch der Aufsichtsrat mithalten!

Der Konflikt ließ sich auf diese Weise nicht lösen. Eine Einigung in der Personalfrage trug zwar zu einer vorläufigen Entschärfung der Auswirkungen bei. Der Grundkonflikt selbst aber blieb ein Systemkonflikt, dessen Tiefendimensionen gerade diese Personalie schonungslos offenlegte. Zwar stellte der Vorstandsvorsitzende Johannes Schneider für sich selbst als Person in diesem Amt die Vertrauensfrage. Doch eben mit dieser stand auch die Bindung der Stellung des Vorstandsvorsitzenden an dessen Gliedschaft in der Hausgenossenschaft zur Debatte. Er ahnte wohl nicht, dass er damit im Grunde bereits die Vertrauensfrage für das „System Werner“ in seiner Gesamtheit gestellt hatte. Denn dieses setzte, wenigstens nach der Meinung der Hausgenossen, eine Bindung dieses Amtes an ihre Gemeinschaft voraus.

Die Bruchstellen dieses doppelten Erbes, die Spannung zwischen „Stiftungsurkunde“ und verfasstem Werk auf der einen und den „letzten Diktaten“ sowie dem Anspruch der Hausgenossen auf das „geistliche Erbe“ auf der anderen Seite, lagen offen zutage. Beide Seiten klagten ihre Ansprüche ein, die aber leider auf verschiedenen Ebenen zu liegen kamen: Hier der Anspruch auf die „authentische Vater-Tradition“, dort der Buchstabe des in der Werksverfassung durch den „Vater“ selbst festgeschriebenen Rechts. Und eben an der „Herrschaft“ der „Frauenzimmer“ machte sich der Konflikt fest. Welche Seite hatte nun „Recht“? Oder besser: Wer hatte wo das Sagen im Werk und schließlich auch im Gesamtwerk? An eine Lösung in Form der Aufteilung der

¹⁶⁰ Der Rundbrief ist abgedruckt ebd. S. 206–209.

¹⁶¹ Vgl. Friedensblätter 5. (1888/89), H. 2, S. 20 ff., abgedruckt in W. GöggeImann, Frauen in Gustav Werners Bruderhaus (wie Anm. 5), S. 210 ff.

¹⁶² Ebd. S. 212.

Werkbereiche dachte zu dieser Zeit keine der beiden Seiten. „Vaters“ Erbe aufteilen? Undenkbar! So blieb das Ganze eine Machtfrage. Das biblische Ideal vom Christusleib¹⁶³ und dem „Haus Werner“ als dessen direkter irdischer Realisation, von „Vater Werner“ auch mit der Stiftungsurkunde nicht aufgegeben und von Johannes Schneider wie von Nane Merkh beschworen,¹⁶⁴ war mit der Bruderhaus-Wirklichkeit unter diesen Umständen beim besten Willen nicht zur Deckung zu bringen, zumindest nicht in der angestrebten Form. Ein Diakoniewerk dieser Größe und dieses, verglichen mit anderen Diakoniewerken der Zeit, ungewöhnlichen Zuschnitts¹⁶⁵ konnte kein herrschaftsfreier Raum sein und war für ein entsprechendes auf Harmonie basierendes Strukturmodell nicht geeignet.

Zwei unterschiedliche Fragen von besonderer Brisanz verdienen dabei Beachtung. Die erste betrifft die Anforderungen an die Rolle des Vorstandsvorsitzenden. Kein Nachfolger in diesem Amt konnte ein zweiter „Vater Werner“ sein. Seine umfassende Bürgerrolle für die „Sache“ seines Werks nach innen und nach außen war weder vererb- noch fortschreibbar. Dafür stellte diese Position nach seinem Tod besondere Anforderungen an die Integrationskraft *einer* Person. Sie hatte als einzige die Möglichkeiten, die Organe des verfassten Werks und die Interessen der Hausgenossenschaft, ebenso die Belange des Rettungshauses und die des „Fabrikflügels“, zusammenzuführen. Ob dafür ein Mitglied der Hausgenossenschaft unbedingt erforderlich war oder nicht, blieb als Frage stehen. Die mit dem Tod von Johannes Schneider (1910) erforderliche Neubesetzung mit dem externen Alfred Krockenberger (1871–1936) beantwortete diese Frage. Geklärt war damit aber noch gar nichts! Und die zweite Frage, die der „Herrschaft“ der „Frauenzimmer“? So viel ist sicher: Nane Merkh und ihre Schwester Lotte waren nicht eine Art von frauenbewegter Speerspitze der Hausgenossenschaft. Die Frauendition im Werk hatte für die Zeit ungewöhnliche Kompetenzgewinne ermöglicht. Und zur Ausfüllung des Machtvakuum nach Gustav Werners Tod hatte das Werk keine Alternative zu diesen beiden Frauen zur Verfügung.¹⁶⁶ So war der vom Aufsichtsrat so lautstark erhobene Vorwurf der „Herrschaft“ von „Frauenzimmern“ zwar vollkommen zutreffend. Doch bis zu Alternativvorschlägen mit Lösungspotenzial für die akute Krise dachten die Herren nicht. Im Übrigen betraf der Vorwurf ausschließlich diese beiden Frauen und dabei besonders die Vehemenz, mit der sie die Ansprüche der Hausgenossenschaft im Werk geltend machten.

¹⁶³ Zu den biblischen Bezügen vgl. Römer 12 und 1. Korinther 12.

¹⁶⁴ Vgl. oben Anm. 160f.

¹⁶⁵ Seine „christlichen Fabriken“ machten es zur Ausnahmeerscheinung.

¹⁶⁶ Vgl. zu diesem Gesamtzusammenhang W. Göggelmann, Frauen in Gustav Werners Bruderhaus (wie Anm. 5), S. 104–109.

Der geschlechtsbezogene Aspekt war eher ein Nebeneffekt der Machtfrage, den sich die Aufsichtsräte, im Jahr 1888 durchaus nachvollziehbar, in ihrer ziemlich hilflosen Position zunutze machen wollten. Insgesamt benannte der Vorwurf nur *ein* Symptom von vielen in einem umfassenden Systemkonflikt um Macht-, Kompetenz- und Geltungsbereiche im „System Werner“ in der Zeit zwischen seinem Tod und dem Jahr 1910. Die wesentlichen Systemfragen, die ja die „Stiftungsurkunde“ offen ließ, mussten also vorerst unbeantwortet bleiben. Ihr geschlechtsbezogener Nebenaspekt erledigte sich indessen mit Nanes Tod (1896) schon weitgehend von selbst. In den folgenden 13 Jahren, in denen Lotte Merkh die Verantwortung für den „Friedensboten“ und die „Friedensblätter“ trug, verlor die Hausgenossenschaft ohnehin rasch an Bedeutung, sodass die Frage ihres Einflusses ihre Dringlichkeit weitgehend einbüßte.¹⁶⁷

4. Ausblicke

„Herrschaft“ von „Frauenzimmern“ im Bruderhaus! Der Aufschrei aus dem Aufsichtsrat kurz nach Gustav Werners Tod legte die in seinem Erbe angelegten Konfliktpotenziale offen, ohne dass sich dabei Lösungsansätze abzeichneten. Doch der Vorwurf lenkte ungewollt den Blick auf die Frauen in der Hausgenossenschaft, die das Werk nicht nur in den Jahrzehnten des Aufbaus getragen hatten, sondern es auch über die überaus kritische Phase der Kopflosigkeit nach 1887 hinüberretteten. Dass da eine Reutlinger Handwerkerfamilie dem im Aufbau befindlichen Werk sieben überaus begabte und tatkräftige Töchter in einem Augenblick zugeführt hatte, in dem sie dort im wörtlichen Sinne notwendig waren, ist einer der unplanbaren und günstigen Momente in der Entwicklung des Bruderhauses. Dass sie dem Werk durch alle Krisen hindurch mit ihren vollen Kräften die Treue hielten, war nach den ersten 70 Jahren schon Tradition im Haus. Und als es um Sein oder Nichtsein des Bruderhauses ging, waren die zwei Reutlinger Handwerkertöchter da, konnten trösten und mahnen, Fäden ziehen, Personen auf Posten lancieren und den Lesern der „Friedensblätter“ ein Mindestmaß an Orientierung für die nächsten Schritte in eine Zukunft geben, deren Konturen sich noch nicht so recht abzeichneten: So ist das Bruderhaus geworden. Aus diesen Traditionen lassen sich auch jetzt Kräfte schöpfen. Dies reichte – als eine Art Überlebensration – bis 1910. Eben das aber machte diese beiden Frauen für fast ein Vierteljahrhundert für das Bruderhaus unentbehrlich. Das ist neben allen ihren bedeutenden Einzelleistungen ihr bleibendes Verdienst um die Geschichte des Werks.

Die beiden fundamentalen Problemebenen Hausgenossenschaft und verfasstes Werk, „Rettungshaus-“ und „Industrieflügel“, blieben dem Werk als

¹⁶⁷ Zur Entwicklung der Hausgenossenschaft zum folkloristischen Element im Werk vgl. W. GöggeImann, Ein Haus dem Reich Gottes bauen (wie Anm. 28), S. 268 ff.

strukturelle Hypotheken erhalten. Während sich nun die Hausgenossenschaft zahlenmäßig, personell und von ihrem Gewicht her in rascher Rückentwicklung befand und jeder Todesfall ein Stück von der „Einflussproblematik“ nahm, erledigte sich auch die Frage der „Herrschaft“ von „Frauenzimmern“ von selbst. Viel mehr als eine kurzfristige „Herrschaft“ aber wirkte die von den zwei Merkh-Schwestern geleistete Traditionsbildung. Diese hatte eine nachhaltig prägende Wirkung für das Bruderhaus, und zwar für sein Selbstbild nach innen wie für dessen Bild in der Öffentlichkeit. Was seit 1881, der ersten Sammlung einer Bruderhaus-tradition durch Nane Merkh,¹⁶⁸ von ihren Hausgenossen und von Freunden des Werks, von den Zeiten der „ersten Liebe“ über alle Krisen hinweg bis zu „Vaters“ Tod, von den „Erstlingsfrauen“ bis zu den wenigen großen alten Männern, von den ersten Anfängen in der ehemaligen Freien Reichsstadt Reutlingen bis zu den „Tochteranstalten“ in den Notstandgebieten des Königreichs das Bild vom Bruderhaus ausmachte, ist durch ihre Hände gegangen und hat durch Lotte Merkhs Sammlung zum 100. Geburtstag von Gustav Werner¹⁶⁹ seine vorläufig endgültige Form erhalten. Die dabei über Jahrzehnte hinweg geleistete Sammel-, Interpretations- und Definitionsarbeit schuf Bilder von unschätzbarem Wert und einen Fundus von Identifikationsangeboten und auch von Impulsen zur Weiterentwicklung, von dem das Bruderhaus bis heute zehrt: Tradition, die trägt und verpflichtet.

Aber solche Bilder schreiben und legen auch fest, gerade da, wo sie ihre deutlichen Grenzen zeigen. Und das ist der Fall bei der Strukturproblematik, die das Bruderhaus seit der Gründung der ersten Papierfabrik in Reutlingen im Jahr 1851 begleitet hat. Das Nebeneinander von „Rettungshausflügel“ und „Fabrikflügel“, das der Aufschrei aus dem Aufsichtsrat um die „Herrschaft“ von „Frauenzimmern“ offenlegte, wird dem Werk bis zur Herauslösung der Industriebetriebe im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts erhalten bleiben. Ihr Geburtsmerkmal seit 1851 und ihr Konstruktionsmerkmal seit der „Stiftungs-urkunde“ (1882) blieb so lange eine Art von Sollbruchstelle der Werner-Diakonie, ihre Aufgabe über 130 Jahre. An dieser Entwicklung haben die beiden Merkh-Schwestern durch den Zuschnitt ihrer Traditionsbildung ihren ganz eigenen Anteil, der sich als weitaus wirksamer erwies als alle kurzfristige „Herrschaft“. Nie konnten sie zu „Vaters“ diakonisch-industriellem Herzensanliegen, der exemplarischen Gewinnung der „Großindustrie“ für das Reich Gottes durch seine „christlichen Fabriken“,¹⁷⁰ Zugang finden. Für ihre Traditionsbildung ist das Bruderhaus schon immer Rettungshaus gewesen. Und der „Fabrikflügel“ des Werks kam innerhalb dieses Anliegens nur ge-

¹⁶⁸ N. Merkh, Einige Züge (wie Anm. 13).

¹⁶⁹ L. Merkh, Vater Werner (wie Anm. 13).

¹⁷⁰ Vgl. zu diesem Anliegen W. Göggelmann, Dem Reich Gottes Raum schaffen (wie Anm. 26), S. 191 ff.

legendlich und randständig vor. Was diese Grenzziehungen durch Traditionsbildung für die Diakonie des Bruderhauses bis zur Gegenwart bedeuten, wäre eine eigene Untersuchung wert.

Mit ihren Leistungen und ihren Grenzen, aber auch mit ihren Rollen in den strukturellen Konflikten des Bruderhauses verkörpern die Merkh-Schwester, besonders die „Spitzen-Frauen“ Nane und Lotte, ein wichtiges Stück Bruderhaus. All dies wäre wohl ohne die familiäre Prägung und den Rückhalt im Erbe nicht denkbar gewesen. Mit ihren Führungsleistungen im Bruderhaus aber weisen sie, was Frauenrollen in der Gesellschaft anbetrifft, in eine Zukunft, an der heute noch Nachholbedarf besteht.

Reutlinger Erfinder und ihre Patente zur Zeit der Industrialisierung¹

Marisse Hartmut

Einführung

Baden-Württemberg gilt im Volksmund als das Land der Tüftler und Erfinder. Davon zeugen auch die zahlreichen Patente, die im Jahr 2014 hier angemeldet wurden. Mit 14 533 von insgesamt 48 144 Patentanmeldungen lag Baden-Württemberg bundesweit auf dem 2. Platz und mit 137 Patentanmeldungen auf 100 000 Einwohner gerechnet sogar auf Platz 1.² Der heutige Erfolg der hiesigen Wirtschaft hat seine Wurzeln im 19. Jahrhundert, als sich das Land vom Agrar- zum Industriestandort wandelte. Allerdings vollzog sich dieser Wandel zögerlich. Agrarkrisen, fehlendes Kapital und mangelnde Rohstoffe wie Kohle und Eisen sowie unzureichende Verkehrswege waren der Grund dafür, dass die Industrialisierung im Südwesten im Vergleich zu anderen deutschen Regionen erst spät in Gang kam. Staatliche Förderung für die Industrie und notwendige Reformen gab es kaum.³

Auch Reutlingen, das seit 1803 zu Württemberg gehörte, war Anfang des 19. Jahrhunderts wirtschaftlich noch vergleichsweise rückständig wie das gesamte Land. Dies lag unter anderem an der Dominanz der Handwerkszünfte, die über Jahrhunderte die Politik und Wirtschaft der ehemaligen Reichsstadt prägten und für einen gewissen Stillstand im Hinblick auf die Etablierung neuer Gewerbe sorgten. Hinzu kam die verkehrungünstige Lage Reutlingens, welche verhinderte, dass die dringend benötigten Rohstoffe wie Eisen, Kohle oder auch Baumwolle in großen Mengen in die Achalmstadt gebracht werden konnten.⁴ Erst der Eisenbahnanschluss von Plochingen nach Reutlingen 1859 und damit an den Neckar und den Rhein ermöglichte eine bessere und wirtschaftlichere Versorgung mit Rohstoffen.⁵

Trotz der schwierigen Umstände siedelten sich erste Industriebetriebe in den 1830er-Jahren in Reutlingen an. Den Anfang machte 1832 der Papierfabrikant Gottlob Christian Braun, der nach dem Brand seiner Papiermühle 1831

¹ Dem Aufsatz liegt ein Vortrag zugrunde, der von mir am 24. September 2014 beim Reutlinger Geschichtsverein gehalten wurde.

² Deutsches Patent- und Markenamt (Hrsg.): Jahresbericht 2014, München 2015, S. 6.

³ Eckhard Wandel: Die Industrialisierung Reutlingens im 19. Jahrhundert, dargestellt an den Gründerfamilien, in: RGB NF 22 (1983), S. 94.

⁴ Ebd.

⁵ Ebd., S. 97.

sein Unternehmen als Papierfabrik wieder aufbaute. Dafür kaufte er eine Papiermaschine in London und brachte den englischen Ingenieur William Carver Wheatley dazu, sich in Reutlingen niederzulassen und mit ihm die Fabrik aufzubauen. 1842 stellten die Gebrüder Finckh in ihrer Tuchfabrik den ersten funktionstüchtigen mechanischen Wollwebstuhl Deutschlands auf. Dies war eine kleine Sensation und ein weiterer Schritt Reutlingens auf dem Weg ins industrielle Zeitalter.⁶ Dieses Ereignis fand auch in der überregionalen Presse, zum Beispiel in der Leipziger Allgemeinen Zeitung vom 5. Juni 1842, Beachtung.⁷

So wurde aus der früheren Stadt des Handwerks ein bedeutender Industriestandort im deutschen Südwesten. Schwerpunkte waren die Maschinen- und Werkzeugfabrikation sowie die Textil- und Lederindustrie. Firmen wie Gminder, Heinzelmann und Büsing, Stoll, Gustav Wagner, Burkhardt + Weber oder die Bruderhausfabriken des Theologen Gustav Werner machten Reutlingen weit über seine Grenzen hinaus bekannt. Die Gründung der Webschule, dem späteren Staatlichen Technikum für Textilindustrie, unter der Federführung Reutlinger Unternehmer und der Centralstelle für Gewerbe und Handel sorgte ab 1855 für die Ausbildung qualifizierter Arbeiter für die Textilindustrie und damit auch für den weiteren wirtschaftlichen Aufschwung.⁸

Industrielle Zentren waren Keimzellen für Innovationen. Das Erfinden neuer Maschinen und Techniken war wichtig, um das Wissen zu erweitern. Die Unternehmer mussten sich stetig Neues einfallen lassen, um konkurrenz- und leistungsfähig zu sein und ihre Firmen voranzubringen. Auch am Industriestandort Reutlingen wurde viel getüftelt und Neues hervorgebracht. Die Reutlinger Fabrikanten waren fleißige Pioniere, die aus kleinen Anfängen heraus, nicht zuletzt durch ihre Innovationskraft, große Betriebe aufbauten, die zum Teil bis heute bestehen. Doch nicht nur die Erfindungen der Unternehmer, sondern auch die Leistungen der Handwerker sollen hier betrachtet werden.

Geschichte des Erfindungsschutzes unter Berücksichtigung der Geschehnisse in Württemberg

Die Anfänge des Erfindungsschutzes in Europa bildet die Vergabe von Privilegien, Schutzrechten und königlichen Sonderrechten. Erst später kam es zur

⁶ Willi A. Boelcke: Reutlingens Aufstieg zur Industriestadt bis 1914, in: RGB NF 39 (2000), S. 196 u. 198.

⁷ Heimatmuseum Reutlingen (Hrsg.): Mühlen und Maschinen. Der Beginn der Industrialisierung an der Echaz, Reutlingen 1999, S. 48.

⁸ Eugen Wendler: 125 Jahre Technikum – Fachhochschule Reutlingen, in: Fachhochschule Reutlingen (Hrsg.): 125 Jahre Technikum Fachhochschule Reutlingen 1855–1980, Reutlingen 1980, S. 22 f.

Vergabe von Patenten. Die ältesten Schutzbriefe und Privilegien aus den Territorien des damaligen Deutschen Reiches beziehen sich hauptsächlich auf Privilegien im Bergbau, beispielsweise ein schlesisches Privileg aus dem Jahr 1404 auf eine Vorrichtung zur Entwässerung von Gruben.⁹

Vorreiter bei der Vergabe von Schutzrechten in Europa war Italien zur Zeit der Renaissance. Im Jahr 1421 wurde dem italienischen Architekten Brunelleschi, Erbauer des Florentiner Doms, für drei Jahre das alleinige Recht zur Herstellung eines Schiffs mit einer Hebevorrichtung zum Marmortransport verliehen. Wer das Recht verletzte und das Schiff nachbaute, musste damit rechnen, dass sein Schiff verbrannt wurde.¹⁰ Das bedeutendste Schutzrecht aus der Zeit wurde 1469 von der Republik Venedig an Johannes von Speyer für die Einführung des Buchdrucks nach Venedig vergeben. Die Schutzdauer betrug fünf Jahre und zog einen neuen Wirtschaftszweig nach sich.¹¹ Das erste Patentgesetz der Welt jedoch war 1474 die „Parte Veneziana“ mit einer Schutzdauer von zehn Jahren. Wer eine durch das Gesetz geschützte Erfindung nachahmte, musste 100 Dukaten zahlen und die Nachahmung vernichten.¹²

Im Deutschen Reich begannen die Fürsten und Landesherren erst im 16. Jahrhundert mit der Verleihung von Monopolen, den sogenannten Erfindereifreheiten, in größerem Stil. Jedoch etablierte es sich zunehmend, dass auch der Kaiser Schutzrechte auf Erfindungen gewährte, die in verfahrensrechtlicher Hinsicht bereits hoch entwickelt waren. So wurde in vielen Fällen die Einreichung eines Muster oder Modells verlangt, um in einem etwaigen Verletzungsprozess einen Beweis zu haben, zumal noch keine ausführliche schriftliche Beschreibung gefordert wurde. Ebenso wurden die angemeldeten Erfindungen auf ihre Neuheit überprüft und eine Gebühr zur Erteilung verlangt.¹³ Allerdings konnte sich ein Erfinder bei der Vergabe eines kaiserlichen Schutzrechtes nie sicher sein, ob dieses auch in den einzelnen Territorien anerkannt werden würde. Grund dafür war die starke Stellung der Fürsten im Reich, die sehr autonom agierten. Das Kaisertum hingegen war oftmals schwach und von den Fürsten abhängig. Dennoch war das kaiserliche Schutzrecht bei Erfindern sehr begehrt, da es eine große Werbewirksamkeit hatte.

Patentrechtliche Regelungen wurden in den deutschen Einzelstaaten erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts erlassen, als die politische Landschaft nach

⁹ Peter Kurz: *Weltgeschichte des Erfindungsschutzes*, München 2000, S. 30.

¹⁰ Ebd., S. 35 ff.

¹¹ Ebd., S. 49 ff.

¹² Ebd., S. 54 ff.

¹³ Ebd., S. 97 ff. Ein solches Muster findet sich auch im Bestand Reichstagsakten (A 20) des Reutlinger Stadtarchivs: Von 1570 datiert die farbige Zeichnung einer Setzwaage (Bleiwage), ebd. vorl. Nr. 5. Der Aktenbund enthält überdies die Privilegierung der Erfindung einer „Holzsparkunst“ Friedrich Frommers aus Straßburg von ca. 1555, vgl. dazu auch StadtA Rt. A 1 Nr. 9355.

den napoleonischen Kriegen neu geordnet wurde. Am Anfang des Patentrechts in Württemberg stand 1806 das Versprechen von König Friedrich I., „Erwerbszweige aller Art zu fördern“. ¹⁴ Es sollte jedoch noch bis zur Verfassung von 1819 dauern, in der das Patentwesen rechtlich geregelt wurde. § 31 der Verfassung besagte zum Thema Patentschutz: „Dem Ermessen der Regierung bleibt überlassen, nützliche Erfindungen durch Patente zu deren ausschließlicher Benützung bis auf die Dauer von 10 Jahren zu belohnen.“ ¹⁵

In der württembergischen Gewerbeordnung von 1828 wurde das Patentwesen genauer geregelt. Es wurde als eines der ausführlichsten und grundlegendsten Patentgesetze seiner Zeit angesehen und behielt bis zum einheitlichen Reichspatentgesetz im Jahr 1877 seine Gültigkeit. Viele der in der Gewerbeordnung aufgeführten Regelungen finden sich im Reichspatentgesetz wieder wie beispielsweise der Neuheitsbegriff, der dort definiert wurde und der keine Selbstverständlichkeit darstellte. Das bedeutete, dass vorpatentierete, schon früher von einem anderen angemeldete oder im Inland schon benutzte Erfindungen nicht patentfähig waren (Artikel 147 und 158 der Gewerbeordnung von 1828). Interessant bei der Verordnung ist der Artikel 157, der sich mit der Verbesserung eines Patentes befasst. Dort wird die Unabhängigkeit der Verbesserungserfindung vom Grundpatent statuiert, d. h. der Erfinder der Verbesserung kann eine Erfindung ohne Rücksicht auf das Grundpatent ausüben. Dies war umstritten, weil es eine Unterminierung jedes Patentes durch eine Verbesserung erlaubt. ¹⁶

Die Gründung des Zollvereins 1834 brachte zunächst keine Vereinheitlichung im Patentwesen. Die vielfältigen patentrechtlichen Vorschriften in den deutschen Teilstaaten behinderten den Warenverkehr immens. Ab 1842 war dann jedoch eine Vereinheitlichung in Sicht, vor allem auch wegen des einsetzenden industriellen Aufschwungs in Deutschland durch die Eisenbahn. Die Zollvereinsstaaten trafen 1842 ein Übereinkommen, das insbesondere die Liberalisierung des deutschen Binnenhandels zum Ziel hatte, was aber zu Lasten der Patentinhaber ging.

So wurde festgesetzt, dass die Einfuhr, der Verkauf und die Benutzung patentierter Gegenstände explizit vom Patentschutz ausgenommen wurden. Das heißt, patentverletzende Gegenstände durften in einem Staat nicht hergestellt, jedoch sehr wohl verkauft, eingeführt und benutzt werden. Das bedeutete in der Praxis, dass ein Wettbewerber in den Nachbarstaat ausweichen konnte, um von dort sein Produkt zu exportieren. Die einzige Lösung, um

¹⁴ Präsentation anlässlich der Ausstellung „Patente made in BaWü“, Mai/Juni 2012 im Haus der Wirtschaft Baden-Württemberg, Stuttgart, URL: http://www.patente-stuttgart.de/downloads/2012_Patentwesen_von_1817_bis_1877.pdf, letzter Zugriff 5. 1. 2016.

¹⁵ Verfassungsurkunde für das Königreich Württemberg (25. 9. 1819), URL: <http://www.documentArchiv.de/nzjh/verfwberg.html>, letzter Zugriff: 3. 1. 2016.

¹⁶ P. Kurz (wie Anm. 9), S. 338 ff.

diese Herangehensweise unmöglich zu machen, war die Anmeldung einer Erfindung in sämtlichen deutschen Staaten, was allein schon aufgrund der Vielzahl nicht umsetzbar war.¹⁷

Ein weiterer Meilenstein in Württemberg war 1848 die Gründung der Centralstelle für Gewerbe und Handel in Stuttgart. Sie war eine Mittelbehörde zwischen Ministerium und den Bezirksbehörden und eine württembergische Besonderheit. Ihr Direktor ab 1856 war Ferdinand von Steinbeis. Die Hauptaufgabe der Centralstelle war die Förderung der Wirtschaft. Dazu gehörten die Einrichtung eines Musterlagers mit Modellen und Zeichnungen, die auch aus anderen deutschen Staaten stammten, die Organisation von Gewerbeausstellungen, die Zulassung neuer Firmen und die Nachwuchsförderung. Ihr oblag bis 1864 auch die Erteilung von Patenten. Mitglieder der Centralstelle und Professoren der Polytechnischen Schule bildeten eine Kommission, die Patenterteilungen empfahl oder ablehnte. Zudem fungierte sie als Gutachterin und überwachte, ob eine Ausübung des Erfindungspatents erfolgte.¹⁸ Danach erteilte das Ministerium des Inneren die Patente.¹⁹

Die neuen Regelungen hatten jedoch zunächst keine Auswirkungen auf ein Ansteigen der Patentanmeldungen. Bis 1838 blieb es bei unter zehn Anmeldungen pro Jahr. Ein Anstieg ist erst ab dem Jahr 1850 zu vermelden, was mit der zunehmenden Industrialisierung in Württemberg zusammenhängt. 1866 lag die Zahl der Patentanmeldungen in Württemberg schon bei 67, im Jahr 1876 bei 256. Dabei kamen die Anmeldungen aus der ganzen Welt. Auch wenn sich die Patentgesetze in den einzelnen Mitgliedsstaaten des Zollvereins angeglichen hatten, gab es immer noch keine einheitliche Regelung.²⁰

Weiter verzögert wurde die Auseinandersetzung um die Patentfrage durch die Einigungskriege und die Reichsgründung 1870/71, die die wirtschaftlichen Bestrebungen in den Hintergrund rückten. Einige Zeit geschah in der Angelegenheit nichts, bis der Industrielle Werner Siemens 1874 den deutschen Patentschutzverein gründete, um dadurch ein einheitliches Gesetz im Deutschen Reich zu schaffen. 1876 wurde durch den Verein ein Gesetzentwurf ausgearbeitet, mit dem Werner Siemens sich direkt an den damaligen Reichskanzler Bismarck wandte. Er machte deutlich, dass deutsche Produkte im Ausland als billig und schlecht galten und deutsche Erfinder ihre Erfindungen daher im Ausland patentieren und dort auch produzieren ließen. Er verwies darauf, dass ein einheitliches Gesetz die deutsche Industrie stärken und ihr mehr Ansehen in der Welt verschaffen würde.²¹

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Schwäbische Tüftler: Der Tüftler ein Schwabe? Der Schwabe ein Tüftler? Begleitbuch zur Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart 13. 10. 1995–18. 1. 1996, Stuttgart 1996, S. 87.

¹⁹ Patentwesen (wie Anm. 14).

²⁰ P. Kurz (wie Anm. 9), S. 338 f.

²¹ Ebd., S. 372 f.

Die Bemühungen waren von Erfolg gekrönt, am 1. Juli 1877 trat das Gesetz in Kraft. Damit wurde auch ein gesamtdeutsches Patentamt mit Sitz in Berlin ins Leben gerufen. Das erste Patent wurde Johann Zeltner von der Nürnberger Ultramarinfabrik für die Herstellung einer roten Ultramarinfarbe erteilt, viele weitere Patente sollten folgen.²² Mit der Übertragung der Befugnisse auf das Reichspatentamt war die Ära des bis dahin eigenständigen Patentrechts in Württemberg zu Ende.

Ausgewählte Reutlinger Erfinder

In den Akten des Staatsarchivs Ludwigsburg finden sich zahlreiche Patentanträge von Reutlinger Erfindern, darunter Namen, die durch ihre Firmen und Produkte weit über Reutlingen hinaus bekannt geworden sind. Zu nennen sind hier beispielsweise Wilhelm Maybach, der in seiner Zeit am Bruderhaus eine Heizungsanlage an Vergoldungs- und Hochdruckpressen patentieren ließ²³, ebenso wie Gustav Werner, der einen „eigentümlichen“ Lumpenkocher erfand²⁴. Ebenso vertreten sind eher unbekannt Tüftler, die mit ihren Anträgen ihre Erfindungen patentieren lassen wollten. So finden sich dort Patentanträge für ein Instrument zum Öffnen von Kisten²⁵, für eine Nudelschneidmaschine²⁶, für Strickmaschinen²⁷, für einen Apparat zum Waschen von Garnen in Strängen und Bobinen²⁸ oder ein Patent zu Verbesserungen an Nähmaschinen²⁹, des Weiteren eine Maschine zur Anfertigung von Stiefelschäften³⁰ oder ein Patent auf eine Mischung zum Einfetten von Leder³¹. Die Aufzählung ließe sich noch fortführen, sie erhebt daher keinen

²² Ebd., S. 382.

²³ StA Ludwigsburg, E 170 a Bü 1111, Patent des Wilhelm Maybach und der Vereinigten Werkstätten zum Bruderhaus in Reutlingen auf eine Heizungsanlage an Vergoldungs- und Hochdruckpressen, 1869.

²⁴ Ebd., Bü 301, Patent des G. Werner in Reutlingen auf einen eigentümlichen Lumpenkocher, 1860.

²⁵ Ebd., Bü 791, Patent des F. Conrad in Reutlingen auf die Konstruktion eines Instrumentes zum Öffnen von Kisten, 1867.

²⁶ Ebd., Bü 847, Patent des Ludwig Müller in Reutlingen auf eine Nudelschneidmaschine, 1867.

²⁷ Ebd., Bü 1116, Patent des Mechanikers Ludwig Müller in Reutlingen auf Verbesserungen an der Lamb'schen Strickmaschine, 1869.

²⁸ Ebd., Bü 1533, Patent des Fabrikanten Johann Albert Dold in Reutlingen auf einen Apparat zum Waschen der Garne in Strängen und Bobinen, 1873.

²⁹ Ebd., Bü 1177, Patent des Mechanikers G. Fischer und W. Götz in Reutlingen auf Verbesserungen an Nähmaschinen, 1870.

³⁰ Ebd., Bü 133, Patent des Schreiners Jakob Maier in Reutlingen auf eine Maschine zur Anfertigung von Stiefelschäften, 1856.

³¹ Ebd., Bü 523 und 767, Patente des Julius August Schauwecker in Reutlingen auf eine Mischung zum Einfetten von Leder, 1863 und 1866.

Anspruch auf Vollständigkeit, da eine Auflistung und genaue Untersuchung aller Erfindungen nicht Gegenstand der Betrachtung ist.

Es wird deutlich, dass in Reutlingen Personen aus unterschiedlichen Gesellschaftsschichten findig im Austüfteln und Anmelden von Patenten waren. Die Reutlinger Unternehmer und ihre vielen Innovationen bildeten den Grundstein für den Aufstieg der heimischen Wirtschaft, insbesondere in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.³² Von den auch heute noch in Reutlingen ansässigen Industriebetrieben haben viele ihre Ursprünge in der Zeit der Hochindustrialisierung.

Das war nicht nur in Reutlingen der Fall, sondern im ganzen Land. Viele große Industriekonzerne sind in dieser Phase entstanden und zahlreiche Anwendungen und Technologien, die wir heute in abgeänderter Form immer noch nutzen, gründen sich auf Erfindungen aus dem 19. Jahrhundert, als die industrielle Revolution und der Übergang vom Handwerk zum Fabrikwesen das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben umwälzte.³³

Im Folgenden werden ausgewählte Erfinder, Handwerker und Unternehmer mit ihren Produkten vorgestellt. Dabei fallen die Beschreibungen unterschiedlich ausführlich aus, was der Tatsache geschuldet ist, dass es über die bekannteren Tüftler, die große Unternehmen führten, mehr Quellenmaterial gibt.

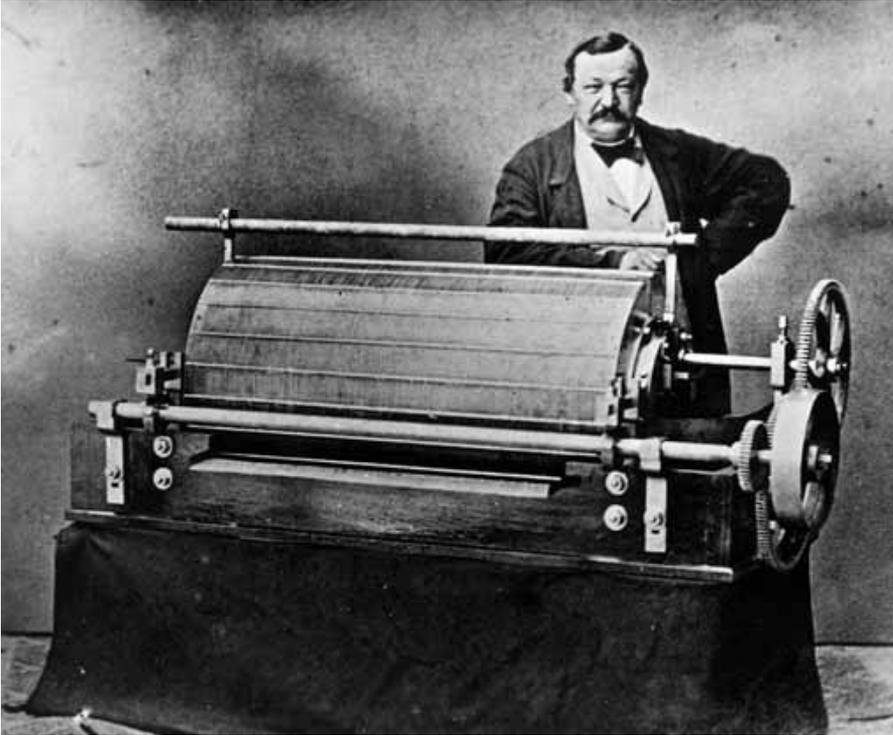
Christian Wandel (Christian Wandel KG Metalltuch- und Maschinenbau)

Der Metalltuchweber Christian Wandel brachte mit seiner Erfindung des Drehknotenfängers für Papiermaschinen einen wichtigen Fortschritt bei der Papierherstellung. Dieser Knotenfänger, dessen Funktion im Weiteren erläutert wird, galt als wegweisend im damaligen Knotenfängerbau.

Christian Wandel, 1821 in Kohlberg als Kind eines Siebmachers geboren, war schon von klein auf mit Sieben für Papiermaschinen vertraut. 1842 gründete er mit dem Reutlinger Seifensieder Joh. Georg Schradin die Metalltuchfabrik Joh. Georg Schradin & Comp. Sie war eine der ersten dieser Art in Württemberg. Ende 1842 baute man eigene Webstühle, auf denen glatte Langsiebe gewebt werden konnten. Nach einigen Teilhaberschaften und Unternehmensgründungen mit anderen Metalltuchwebern gründet er 1869 die Firma „Christian Wandel KG Metalltuch- und Maschinenbau“ am Standort Unter den Linden 15. 1882 wird durch die Söhne Robert und Albert, die in die Firma eingestiegen waren, die Werkanlage in die Lederstraße 22 verlegt, da der ursprüngliche Standort aufgrund der Ausweitung der Exporte nach Russland, in die USA und nach England zu klein geworden war. Außerdem wurden anstatt

³² W. Boelcke (wie Anm. 6), S. 212.

³³ P. Kurz (wie Anm. 9), S. 403 f.



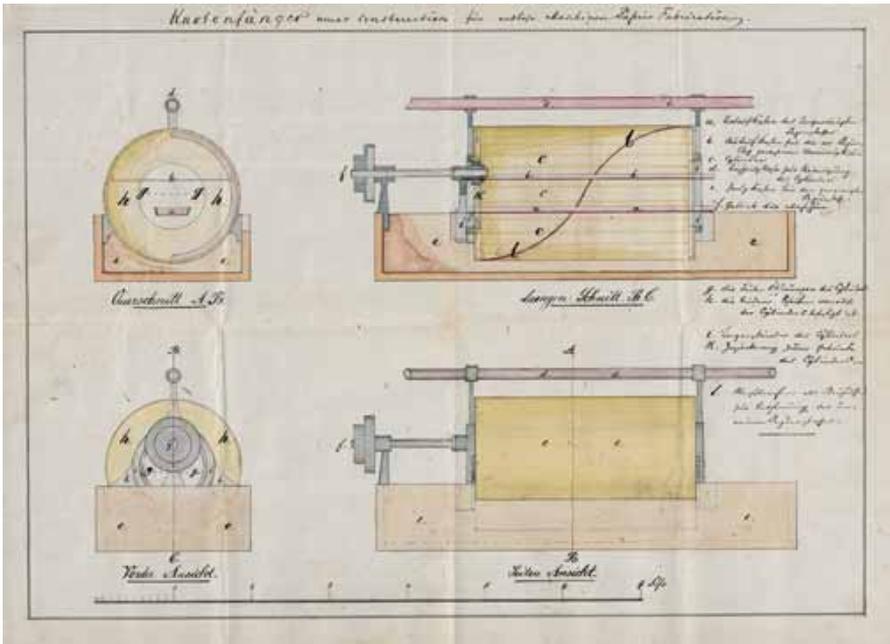
Christian Wandel um 1880 mit dem Drehknotenfänger, den er 1860 patentieren ließ.

der Handwebstühle nun mechanische aufgestellt. Bis zum Ende der Firma in den 1980er-Jahren blieb das Stammwerk an diesem Ort bestehen.³⁴

Der Unternehmer Christian Wandel war immer daran interessiert, das Bestmögliche aus den von seiner Firma hergestellten Maschinen herauszuholen und sie zu optimieren. Die Papiermacher hatten die stetige Sorge, dass grobe Unreinheiten im Stoffbrei das Sieb rasch unbrauchbar machen. Eigentlich hätte Christian Wandel über den Verschleiß der Siebe erfreut sein können, schließlich lebte er ja von deren Herstellung. Da er aber von Natur aus ein Tüftler war, machte er sich daran, dieses Problem zu lösen. Nach „jahrelangen Versuchen“³⁵, wie er in seinem Patentantrag schreibt, konstruierte er seinen

³⁴ Firmenchronik anlässlich des 100-jährigen Bestehens der Firma, 1969 herausgegeben von der Chr. Wandel KG Metalltuch- und Maschinenfabrik, Darmstadt 1969, S. 4 ff.

³⁵ StA Ludwigsburg, E 170 a Bü 300, Bl. 2, Patentantrag mit integrierter Patentbeschreibung des Metalltuchwebers Christian Wandel in Reutlingen für eine neue Konstruktion von Knotenfängern für Papierfabriken, 1860.

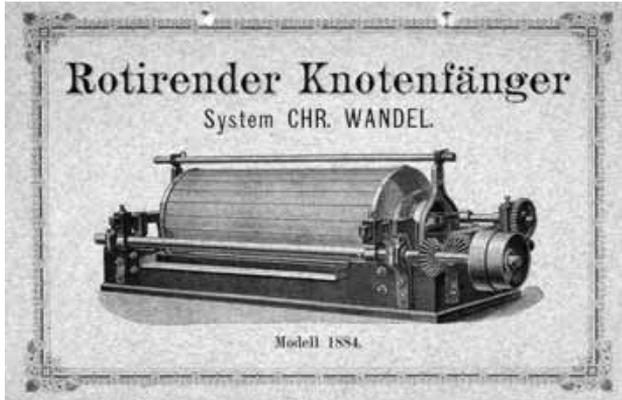


Zeichnung für den weiterentwickelten Drehknotenfänger, 1871.

Knotenfänger, für den er 1867 auf der Weltausstellung in Paris die Silbermedaille bekam.³⁶

Der Kasten des Knotenfängers ist ca. 70 bis 75 cm breit und hat je nach Breite der Papiermaschine eine Länge von 1,5 bis 3 m. In dem Kasten befindet sich ein Zylinder (60 cm Durchmesser und 1 bis 2 m Länge) mit Einschnitten wie bei herkömmlichen Knotenfängern, der sich langsam und vibrierend dreht. Die Papiermasse läuft von beiden Seiten durch Rinnen hinein und geht durch die feinen Einschnitte hindurch. Die Unreinheiten (Knoten) werden zurückgehalten, gehen mit in die Höhe und fallen in eine in dem Zylinder angebrachte Rinne, von wo sie selbst ablaufen. Oberhalb des Zylinders ist ein Spritzrohr, das Wasser auf den Zylinder spritzt, wodurch dieser fortwährend gereinigt wird, indem die in den Öffnungen steckenden Unreinheiten entfernt werden. Der Vorteil ist, dass der Papierstoff immer nur die frisch gereinigten Öffnungen des sich drehenden Zylinders passiert und der Apparat somit nicht so leicht verstopfen kann. So wird immer gleichmäßig viel Stoff geliefert und das Papier erhält eine gleichmäßige Dicke. Ein Anhalten der Produktion zum Entfernen der Knoten und Ausreinigen des Zylinders war nun nicht mehr

³⁶ Firmenchronik Wandel (wie Anm. 34), S. 6.



An dem Modell des Knotenfängers aus dem Jahr 1884 kann man Verbesserungen zu der ersten Maschine aus dem Jahr 1860 sehen.

ben Jahres zurückgeschickt, weil die genaue Beschreibung fehlte. Diese sandte er im September nach und bekam dann zwei Monate später das Patent für seine Erfindung für die Dauer von 5 Jahren verliehen, wofür er jährlich 5 Gulden Abgabe bezahlen musste.³⁸

Da Christian Wandel stets um eine weitere Optimierung seiner Maschinen bemüht war, entwickelte er auch den Knotenfänger Anfang der 1870er-Jahre weiter, was ihm, wie er schreibt, „aufs Beste“³⁹ gelungen sei. So vereinfachte er den Bau der Maschine, indem er das Getriebe nach außen verlegte, und erhöhte durch eine Neukonstruktion des Zylinders ein weiteres Mal die Effizienz des Reinigungsvorganges.

Welche Auswirkung seine Erfindung auf die Fachwelt hatte und wie erfolgreich er war, verdeutlichen die Empfehlungen verschiedenster Unternehmer, die er einholen ließ. So schreibt Paul Steinbock von der Maschinenfabrik Sandow in Ziebingen bei Frankfurt/Oder: „[...] ich den] Knotenfänger seit 14 Tagen in Thätigkeit habe und mit der Leistung desselben bis jetzt vollständig zufrieden bin, ich muss mich nur wundern, dass sich dieser vortreffliche Apparat noch nicht mehr Eingang in den Papierfabriken verschafft hat, und ich bin der Überzeugung, dass dieser Apparat mindestens dasselbe leistet, als

erforderlich, da die Knoten mit dem Wasser des Spritzrohrs von selbst ablaufen. Der Apparat erforderte nur eine geringe Triebkraft und ließ sich leicht an allen damaligen Papiermaschinen anbringen.³⁷

Christian Wandel ersuchte 1860 um ein Patent für die Erfindung, erhielt das Gesuch jedoch im August dessel-

³⁷ Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg (WABW), B 7 a Bü 205, Bl. 4 f., Die Fabrikate der Metalltuch-Fabrik von Chr. Wandel in Reutlingen, Königr. Württemberg. Mit besonderer Berücksichtigung der rotirenden Zeugreinigungs-Apparate für Papier-Fabrikation, Reutlingen 1873.

³⁸ StA Ludwigsburg, E 170 a Bü 300, Bl. 8, Antragsverfahren und Patenterteilung, 1860.

³⁹ Ebd., Bü 1335, Bl. 2, Patentantrag des Christian Wandel auf eine eigentümliche Knotenmaschine, 1871.

die neuen großen und sehr theuren engl. Knotenfänger etc.“⁴⁰ Die Munksjö Papierfabrik in Jönköping Schweden [Die Papierfabrik in Dettingen, die ihre Anfänge einst durch Gustav Werner in Reutlingen hatte, ist heute Teil der Munksjö-Gruppe, d. Verf.] gibt an: „[-] dass wir mit der Tätigkeit des rot. Knotenapparats vollkommen zufrieden waren, [...] mehr als 2 Jahre hatten wir ihn in Gebrauch und er trug immer wirksam bei, ein schönes Fabrikat herzustellen. Bei Bedarf wollen wir mit Vergnügen wiederkommen.“⁴¹

Gustav Wagner (Maschinenfabrik Gustav Wagner)

Ein weiterer Maschinenfabrikant war Gustav Wagner, der seine Fabrik 1890 in Reutlingen gründete. Das Unternehmen fing klein mit dem Bau verschiedenster Maschinen in der Degerschlachter Straße an. Gustav Wagner gelang aber schon bald der Durchbruch durch den Einstieg in den Kaltkreissägenbau. Auf der Rheinisch-Westfälischen Industrierausstellung 1902 in Düsseldorf machte er sich als Aussteller aus Württemberg einen Namen und begeisterte die anderen Messeteilnehmer mit seinen Produkten. Steigendes Auftragsvolumen und der Erfolg mit Sägen, Zentrier- und Gewindeschneidmaschinen führten dazu, dass 1905 eine neue Fabrikanlage am Schieferbuckel mit eigener Eisengießerei und einer Dampfkraftanlage gebaut wurde. Im selben Jahr wurde in der Firma eine Lehrwerkstatt eingerichtet. Über Jahrzehnte stand das Unternehmen für Qualitätsarbeit im Maschinenbau. Nach dem Tod des Firmengründers 1919 wurde das Unternehmen bis zum Aus in den 1990er-Jahren von seinen Söhnen und Enkeln weitergeführt.⁴²

Schon 1889 im Alter von 28 Jahren erhielt Gustav Wagner sein erstes Patent auf eine Centrier- und Abfräsmaschine. Im Laufe seines Lebens folgten weitere 66 Patente und 45 Gebrauchsmuster.⁴³ Unter anderem waren das Patente für eine Einstellvorrichtung für wendbare Schneidbacken von Schraubenschneidköpfen im Januar 1909 oder für eine Spannvorrichtung für Gewindeschneidmaschinen und dergl. im Oktober 1916.⁴⁴

Im November 1907 meldete Gustav Wagner ein Patent auf ein Kreis-sägeblatt mit eingesetzten Zähnen an, der Beginn der Patentdauer war der 1. August 1908.⁴⁵ Dieses Patent hat er in Österreich beantragt. Es war damals nicht unüblich, sein Patent im Ausland anzumelden. Auch heute ist das immer noch eine gängige Praxis, da ein Patent immer nur in dem Staat einen Schutz gewährt, in dem es auch gemeldet ist. Daher ist bei einer Patentanmeldung

⁴⁰ WABW (wie Anm. 37), Bl. 11.

⁴¹ Ebd., Bl. 13.

⁴² Westdeutsche Wirtschaftschronik, Bd. 2: Württemberg, Stuttgart 1954, S. 305 ff.

⁴³ Günther Wagner (Hrsg.): Wurzeln, Kraft für den Fortschritt. Chronik der Gustav Wagner Maschinenfabrik 1890–1990, Reutlingen 1990, S. 9.

⁴⁴ Heimatmuseum Reutlingen, Inv.-Nr. 2012/76 und 2012/77.

⁴⁵ Ebd., Inv.-Nr. 2012/79.



Gustav Wagner wurde 1861 in Kirchheim/Teck geboren und starb 1919 an den Folgen eines Schlaganfalls in Reutlingen, um 1912.

lässt Gustav Wagner über seinen Patentanwalt in Wien, Josef Fischer, bei zahlreichen Firmen und Maschinenfabriken in Österreich anfragen, ob sie Interesse an diesem Patent haben. Er inseriert dafür im „Österreichischen Patentblatt“ und in dem Fachblatt „Der Metallarbeiter“. Die Unternehmer fragten aber entweder nur nach der Patentbeschreibung oder dem Preis oder waren schlicht nicht interessiert.⁴⁸ Es bleibt unklar, ob Gustav Wagner sein Patent verkaufen konnte und welche Gründe er hatte, dies zu tun. Bei einem Patent geht es neben dem Schutz vor Nachahmung darum, wirtschaftlichen Nutzen durch eigene Produktion der Erfindung zu haben oder Gewinne aus einer Lizenzierung an weitere Unternehmen bzw. aus dem Verkauf des Patentbesitzes zu erzielen. Wenn Gustav Wagner sein Patent also verkaufen wollte, ging es ihm eventuell darum, die eigene Liquidität in einem Krisenfall zu erhöhen, oder er rechnete damit, dass der Verkaufspreis höher ausfiel als die zu erwartenden

und der Auswahl des Schutzlandes auch immer zu bedenken und zu klären, wo die Konkurrenz sitzt und wo wichtige Absatzmärkte sind. Patente kosten alles in allem sehr viel Geld, daher wollen die Schutzländer wohl überlegt sein.⁴⁶ Viele Länder wie z. B. die Schweiz hatten lange gar keinen Patentschutz, sodass man in Nachbarländer auswich, um die Erfindertätigkeit zu dokumentieren.⁴⁷ So hat die Schweizer Maschinenfabrik Escher Wyss oft Patente in Württemberg eingereicht.

Bei Gustav Wagner könnte ausschlaggebend gewesen sein, dass sein Kreissägeblatt wichtig für Österreich war und dass die Anmeldung schlicht den Grund hatte, den österreichischen Markt zu erobern, da ein „heimisches“ Patent immer auch ein Gütesiegel ist. Eventuell gab es aber auch einen großen Gegenspieler. Vier Jahre nach seiner Patenterteilung

⁴⁶ Auskunft von Herrn Christian von der Heydt (Leiter des Wirtschaftsmuseums Ravensburg) vom September 2014.

⁴⁷ Ebd.

⁴⁸ Heimatmuseum Reutlingen, Inv.-Nr. 2012/79.

Klasse 49 a. Ausgegeben am 25. Jänner 1909.

KAIS. KÖNIGL.  PATENTAMT.

Österreichische

PATENTSCHRIFT N^o 36057.

GUSTAV WAGNER IN REUTLINGEN (WÜRTEMBERG).

Kreissägeblatt mit eingesetzten Zähnen. *in 6 Rippen verlängert*

Angemeldet am 11. November 1907. — Beginn der Patentdauer: 1. August 1908.

Die Erfindung bezieht sich auf Kreissägeblätter mit durch Nut und Feder eingesetzten Zähnen, die zweckmäßig durch Querstifte gegen Herausfallen gesichert werden. Von den bekannt gewordenen Sägeblättern dieser Art unterscheidet sich das vorliegende dadurch, daß die in Aussparungen des Stammblattes eingesetzten Zähne im Gegensatz zu der bisherigen zweiseitigen Befestigung nur auf einer Seite mittels Nut und Feder in die stehenden gebliebenen Lappen des Stammblattes eingreifen. Nut und Feder sind hierbei vorteilhaft von halbkreisförmigem oder rechteckigem, mit abgefallenen Ecken versehenem Querschnitt angeführt und gewährt diese Befestigungsart beim Auftreten seitlicher Beanspruchungen während des Schneidens den Vorteil, daß sie eine Drehung der Zähne um eine Längsachse innerhalb gewisser Grenzen zuläßt und ein Abbrechen der Zähne verhindert.

Die Zeichnung stellt ein Kreissägeblatt für die Zahnbefestigung gemäß der Erfindung in Fig. 1, 1a bzw. 2, 2a in Ober- bzw. Seitenansicht mit herausgenommenen, in Fig. 3 mit eingesetzten Zähnen dar. Fig. 4 und 5 sind Einzeldarstellungen der angewendeten, entweder mit Befestigungsrippen oder -nuten versehenen Einzelzähne in Seiten-, End- und Oberansicht. Fig. 6 ist eine Schnittdarstellung der Zahnbefestigung.

Wie Fig. 1, 1a und 2, 2a erkennen lassen, schließen sich an die radialen Nuten *c* oder die Rippen *c'*, die an den Lappen *f* angeordnet und beispielsweise halbkreisförmigen Querschnitt besitzen, die Ausschnitte *e* am Umfange des Stammblattes *a* an, in welche die Zähne *b* eingesetzt und mittels der in die Bohrungen *d* eingezogenen Querstifte *h* gegen Herausfallen gesichert werden (Fig. 3).

Die Zähne *b* besitzen nur an einer Seite Rippen *g* (Fig. 4) oder Nuten *g'* (Fig. 5) von einem den Nuten *c* bzw. Rippen *c'* in den Lappen *f* angepaßten, zweckmäßig halbkreisförmigen Querschnitt, mit denen die Einzelzähne in die Lappen *f* des Stammblattes eingreifen.

Die einseitige Befestigung der Zähne *b* durch ineinandergreifende Nut und Feder ermöglicht insbesondere bei deren Ausführung mit halbkreisförmigem Querschnitt ein Nachgeben der Zähne bei einseitiger Druckbeanspruchung insofern, als sie sich hierbei um eine Längsachse innerhalb gewisser Grenzen drehen können, wobei das Maß der Drehung jedes Einzelzahnens zur Vermeidung des Herausfallens durch den eingezogenen Querstift begrenzt wird.

Nach Fig. 3 und 6 sind die zur Bildung der Rippen *c'* im Stammblatt *a* eingefrästen Schlitz *i* über die Aussparungen *e* hinaus nach der Blattmitte zu verlängert. Dies hat die Wirkung, daß bei glatten Stammblättern durch die verlängerten Schlitz *i* die Zuführung und Verteilung des Schmiermaterials nach dem Sägeblatt und den Befestigungsstellen der Zähne wesentlich gefördert wird.

PATENT-ANSPRÜCHE:

1. Kreissägeblatt mit eingesetzten Zähnen, dadurch gekennzeichnet, daß die in die Aussparungen des Stammblattes eingesetzten Zähne nur auf einer Seite mittels Nut und Feder in die Lappen des Stammblattes eingreifen.

2. Kreissägeblatt nach Anspruch 1, dadurch gekennzeichnet, daß die zur Bildung der Befestigungsrippen im Stammblatt eingefrästen Schlitz (*i*) über die Aussparungen (*e*) hinaus nach der Blattmitte zu verlängert sind.

Patentantrag von Gustav Wagner beim Kaiserlich Königlichen Patentamt in Österreich, 1907.



Heinrich Stoll starb früh Anfang des 20. Jahrhunderts. Das Bild wurde nach seinem Tod im Jahr 1925 angefertigt.

Einnahmen durch eigene Nutzung, weil er bereits eine bessere Erfindung gemacht hatte.⁴⁹

Heinrich Stoll (Strickmaschinenfabrik Heinrich Stoll)

Der 1847 in Salach bei Göppingen geborene Mechaniker Heinrich Stoll gründete 1873 nach Lehrjahren bei der Firma Mauser in Oberndorf mit Christian Schmidt in Riedlingen eine eigene Firma. Zuvor waren sie zusammen bei Ferdinand Gröber erfolgreich im Strickmaschinenbau tätig. 1875 meldeten sie das erste gemeinsame Patent für eine Strickmaschine an. Vier Jahre später gingen sie jedoch getrennte Wege und Heinrich Stoll verlagerte seine Firma nach Reutlingen.⁵⁰ 1913 übergab er den Betrieb an seine beiden Söhne, nur ein Jahr später verstarb er.⁵¹

Auch Heinrich Stoll genügte es nicht, lediglich Maschinen zu bauen, sondern er wollte sie immerfort weiterentwickeln und verbessern. Er erhielt eine Vielzahl von Patenten für seine Erfindungen, das wichtigste und bekannteste 1892 für den „Übergabemechanismus von Doppelzungennadeln mit Hilfe von Platinensteuerung und Schloßmechanismen“.⁵² Damit konnte die erste funktionstüchtige Links-Links-Strickmaschine gebaut werden. Die Doppelzungennadel gab Heinrich Stoll bei der Firma Groz in Ebingen [heute Groz-Beckert in Albstadt-Ebingen, d. Verf.] in Auftrag. Zuvor hatten sich ein Engländer und ein Franzose vergeblich an solch einer Maschine versucht.⁵³

Links-Links ist eine Bindungsart, bei der die charakteristischen Maschenköpfe, die sonst auf der linken Seite einer Maschenware hervortreten, auf beiden Seiten zu sehen sind. Das heißt, statt einer rechten und einer linken Wareseite gibt es zwei linke Seiten mit linken Maschen. Mit diesem Patent und Zusatzpatenten folgte eine Umwälzung in der Maschenwarenindustrie

⁴⁹ Auskunft von der Heydt (wie Anm. 46).

⁵⁰ Firmengeschichte der H. Stoll GmbH & Co. von 1873 bis 1998, Reutlingen 1998, S. 10 f.

⁵¹ Ebd., S. 29.

⁵² Ebd., S. 20.

⁵³ Ebd.



Arbeitssaal der Firma Heinrich Stoll im 1884 erbauten Fabrikgebäude im Gries, um 1908.

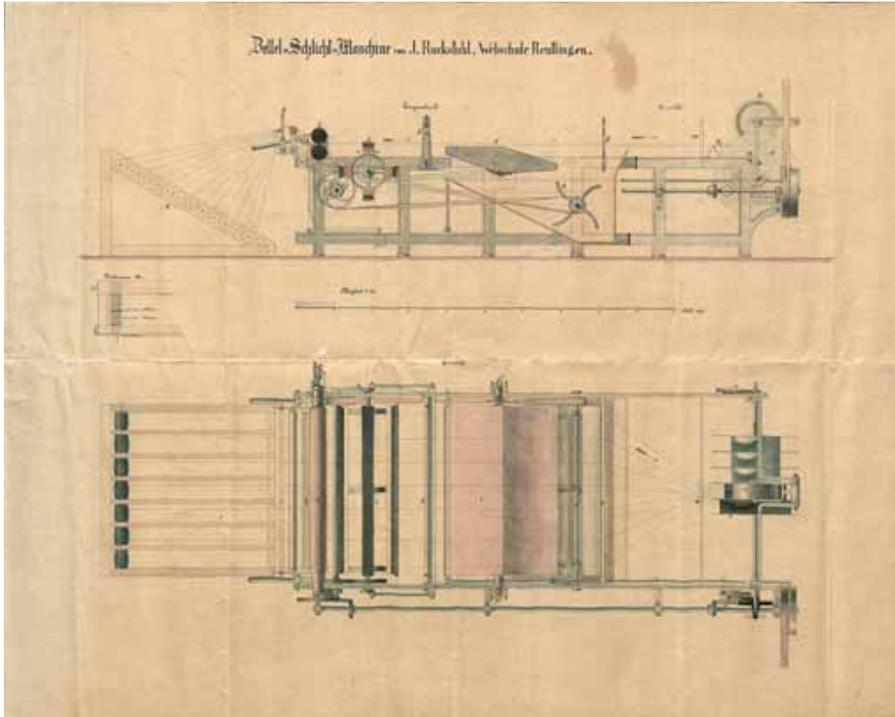
und der wirtschaftliche Erfolg und Aufstieg der Firma. Nun war es möglich, rationeller zu arbeiten und feine Maschenware herzustellen. Bereits 1905 feierte man die Auslieferung der 1000. Links-Links-Strickmaschine und allein im Jahr 1910 wurden 408 Maschinen verkauft. Heinrich Stoll unternahm schon bald Geschäftsreisen bis nach Amerika. Mit seinen Strickmaschinen gewann er Preise und Medaillen auf Weltausstellungen und Messen in Paris, Brüssel, Mailand und Chicago.⁵⁴ Diese Leistungen wurden zum Grundstein für den heutigen Erfolg der Firma. Bis dato ist das Unternehmen führend im Strickmaschinenbau und noch immer zeugen neue Patente davon.

J. Ruckstuhl

Der Reutlinger J. Ruckstuhl erfand 1867 eine kombinierte Zettelschlichtmaschine.⁵⁵ Über seine Person ist leider nicht mehr bekannt als die Tatsache,

⁵⁴ Ebd., S. 22 u. 25.

⁵⁵ StA Ludwigsburg, E 170 a Bü 860, Patent des J. Ruckstuhl in Reutlingen auf eine kombinierte Zettelschlichtmaschine, 1867.



Plan der 1867 von J. Ruckstuhl konstruierten Zettelschlichtmaschine.

dass er in der Webschule tätig war und zwei Jahre nach seiner Erfindung nach Augsburg umgezogen ist.⁵⁶

Vereinfacht erläutert, hatte diese Maschine folgende Funktion: Vor dem eigentlichen Webvorgang wird das Garn in verschiedenen Arbeitsgängen bearbeitet, zwei davon sind das Zetteln und das Schlichten. Die Zettelschlichtmaschine machte, wie der Name schon sagt, beides.⁵⁷ Beim Weben gibt es Schussfäden, die horizontal verlaufen, und Kettfäden, die vertikal verlaufen; beide zusammen bilden das Gewebe. Beim Vorgang des Zettelns werden viele Kettfäden auf Teilkettbäume, eigentlich eine große Rolle, aufgewickelt. Von den Teilkettbäumen werden sie dann auf den Kettbaum für den Webstuhl übertragen. Diese Webvorbereitung erfolgt auf der Zettelmaschine. Schlichten bedeutet, dass die Kettfäden, die mehr strapaziert werden als die Schussfäden, mit der Schlichte behandelt werden, einer Tinktur, die entweder aus Stärke

⁵⁶ Ebd., Bl. 3, Antragstellung, 1867.

⁵⁷ Geh. Regierungsrat Prof. Dipl.-Ing. Hugo Glafey (Hrsg.): *Textil-Lexikon. Handwörterbuch der gesamten Textilkunde*, Stuttgart und Berlin 1937, S. 694 f.

oder Zellulose besteht. Damit wird die Glätte, Reißfestigkeit, Gleitfähigkeit und Geschmeidigkeit der Kettfäden erhöht.

In den Archivunterlagen zu dem Patent sind zwei kleine Korrespondenzen zu finden, aus denen mehr hervorgeht als lediglich die Antragstellung und Bewilligung des Patents. Zum einen erfährt man, dass der Weblehrer und spätere Leiter der Webschule, Samuel Winkler, die Haftung für die Zahlung der Patentgebühr übernimmt, da Ruckstuhl an der Webschule angestellt war.⁵⁸ Interessanterweise ist weiter zu lesen, dass sich J. Ruckstuhl im August 1869, also zwei Jahre nach der Patentierung und als er schon in Augsburg weilt, an die Centralstelle für Gewerbe und Handel wendet, weil ein Agent des württembergischen Staatsanzeigers von ihm 47 Gulden für ein „Inserat, Erlöschen meines Erfindungspatents betreffend“ verlangt. Verwirrt darüber schreibt er: „Ich kann mir nicht erklären, wie vom Erlöschen meines Patents gesprochen werden kann, nachdem ich doch vor ca. 4 Wochen an das kgl. Cammeralamt in Reutlingen die jährlichen Patentgebühren von 5 Fl [Gulden] entrichtet habe.“⁵⁹ Der letzte Hinweis in dieser Sache ist vom 2. September 1869, als der Weblehrer Winkler an die Centralstelle die Mitteilung macht, dass diese Maschine in Württemberg nicht gebaut wurde. Er hat bei Ruckstuhl nachgefragt, weil er von der Nichtinbetriebnahme der Maschine überzeugt war. Ferner gibt er an, dass er nichts von der Bekanntmachung im Staatsanzeiger wusste und das Inserat demnach auch nicht aufgegeben hat.⁶⁰

Ein Erfindungspatent erlischt unter anderem dann, wenn zwei Jahre nach der Patentierung der Gegenstand noch nicht ausgeübt, d. h. in diesem Falle gebaut wurde oder der Betrieb des Erfinders aus dem Land gezogen ist. Ob Letzteres zutrifft, lässt sich nicht eindeutig sagen, weil aus der württembergischen Gewerbeordnung von 1828 nicht klar hervorgeht, ob das auch gilt, wenn nur der Erfinder wegzieht und er auch überhaupt keinen eigenen Betrieb hatte.⁶¹ Bedauerlicherweise wird diese Angelegenheit auch nicht weiter aufgeklärt und man erfährt nicht, wie es zu den Forderungen des Agenten kam.

Wilhelm Gminder (Textilfabrik Gebrüder Gminder)

1785 erfand Edmund Cartwright in Großbritannien den ersten vollmechanisierten Webstuhl.⁶² In den neuen Fabriken wurden die Handwebstühle durch mechanische und dadurch zum Teil auch die menschliche Arbeitskraft ersetzt. Dies bedeutete eine enorme Umstellung für die Weber, die nun durch die neu

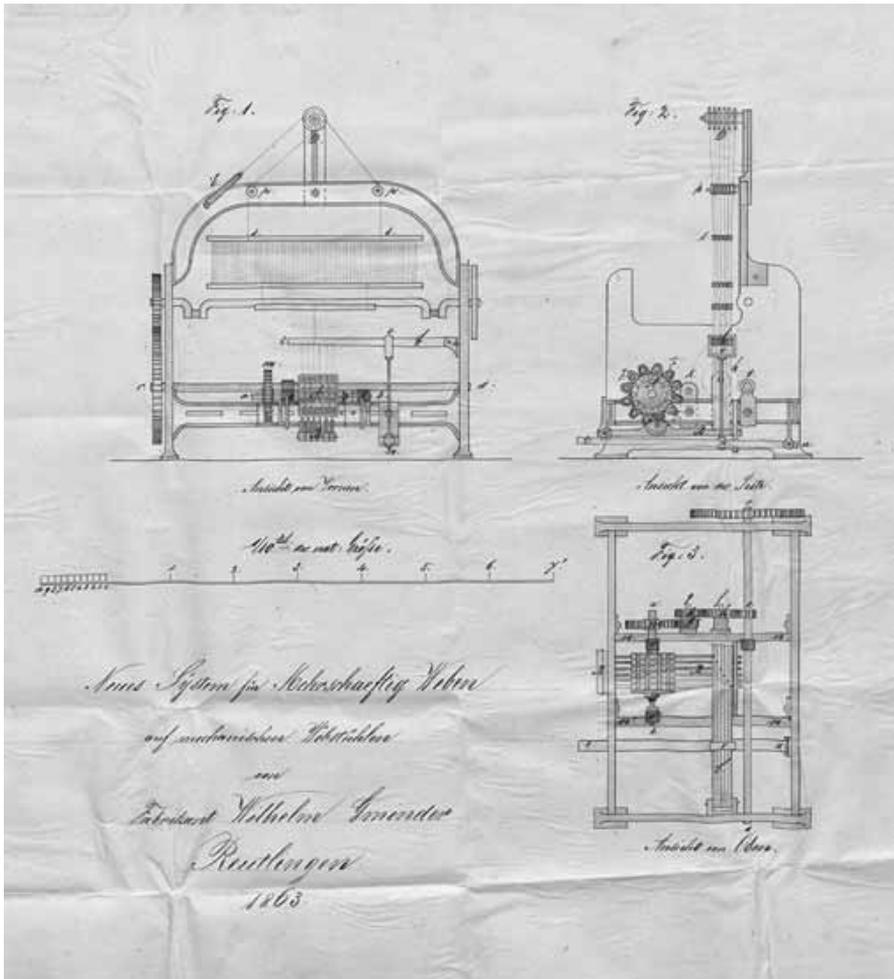
⁵⁸ StA Ludwigsburg, E 170 a Bü 860, Korrespondenz, 1867.

⁵⁹ Ebd., Schreiben Ruckstuhl an Centralstelle für Handel und Gewerbe, 1869.

⁶⁰ Ebd., Schreiben Winkler an Centralstelle für Handel und Gewerbe, 1869.

⁶¹ P. Kurz (wie Anm. 9), S. 344.

⁶² Almut Bohnsack: Spinnen und Weben. Entwicklung von Technik und Arbeit im Textilvergewerbe, Bramsche 2002, S. 26.



Der mechanische Webstuhl, den Wilhelm Gminder 1863 patentieren ließ. Diese Zeichnung liegt der Patentbeschreibung bei.

entstehenden Fabriken in ihrer Existenz bedroht waren. Ihnen blieb oft nichts anderes übrig, als als einfache Arbeiter in diesen Fabriken ihren Lebensunterhalt zu verdienen und sich an die neue Arbeitswelt mit ihren Regeln und Anforderungen zu gewöhnen.

Auch in Reutlingen wurde ungefähr 80 Jahre nach Cartwright an mechanischen Webstühlen getüftelt. Wilhelm Gminder hatte 1859 von seinem Vater eine mechanische Baumwollweberei an der Echaz übernommen. Sechs Jahre später erwarb er von Noah Friedrich Eisenlohr den „Oberen Hammer“, ein

abgebranntes Gebäude mit Öl- und Gipsmühle an der Echaz im Bereich der Markungsgrenze zu Pfullingen, und errichtete dort eine Baumwollweberei, die bis 1882 bestand.

In den 1860er-Jahren versuchte sich Gminder an der Herstellung von gemustertem Gewebe.⁶³ 1863 beantragte er ein Patent für die Erfindung eines neuen Systems mehrschäftigen Webens auf mechanischen Webstühlen.⁶⁴ Er schreibt dazu in seinem Patentantrag am 22. Juni 1863: „In solch gründlichem Studium der Webetechnik und der Mechanik des Schaftwebstuhles ist es mir in Gemeinschaft mit dem Engländer William Lancaster gelungen, eine Einrichtung zum mehrschäftigen Weben zu bauen, die in Bezug auf Solidität und Einfachheit, in Construction und Handhabung sowie in Sicherheit des Ganges meines Wissens weder innerhalb noch außerhalb des Zollvereinsgebietes durch irgend ein anderes System ersetzt oder übertroffen wird.“⁶⁵ Drei Jahre später verweigert er die Zahlung der Patentabgabe unter der Vorgabe, dass er auf sein Patent verzichte. Der Grund dafür war wohl eine Verbesserung des Webstuhls, für die er 1867 ein Patent bekam und die seinen vorherigen Webstuhl ersetzte.⁶⁶ Seine Erfindung bzw. die seiner Firma Gebrüder Gminder machte es möglich, dass auch komplizierte Muster ohne Fehler und relativ zügig gewebt werden konnten. 1872 verzichtet er auch hier wieder auf sein Patent.⁶⁷ Vermutlich war die Aufrechterhaltung des Patentes nicht mehr wirtschaftlich genug.

Heinrich Fehr

Heinrich Fehr war Mitarbeiter bei der Firma Egelhaaf in Betzingen, einem Zuliefererbetrieb für die Textilindustrie, der Webereiutensilien herstellte. Er ließ sich 1873 die Entwicklung eines Webgeschirrs aus Baumwollfäden patentieren.⁶⁸ Ein Webgeschirr, auch Webschaft genannt, besteht aus den beiden Schaftstäben, die mit den Kettfäden das Fach bilden, durch das der Schussfaden hindurchgeht, und der Vorrichtung zur Aufhängung im Webstuhl.⁶⁹ Bei der Erfindung von Fehr bestand das Webgeschirr noch aus Baumwollfäden. In der Mitte der Baumwollfäden befand sich ein Messingring, durch den der Kettfaden hindurchgeht. Heinrich Fehr schreibt in seinem Patent-

⁶³ Mühlen und Maschinen (wie Anm. 7), S. 25.

⁶⁴ StA Ludwigsburg, E 170 a Bü 490, Patent des Fabrikanten Wilhelm Gminder in Reutlingen für einen mehrschäftigen mechanischen Webstuhl, 1863.

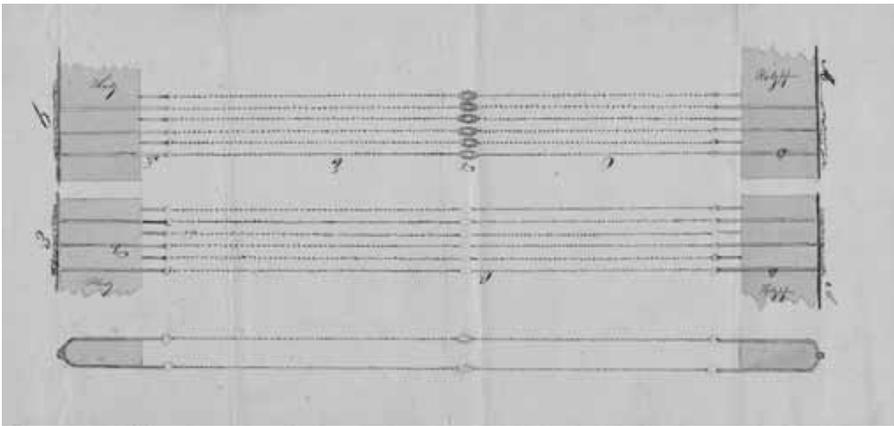
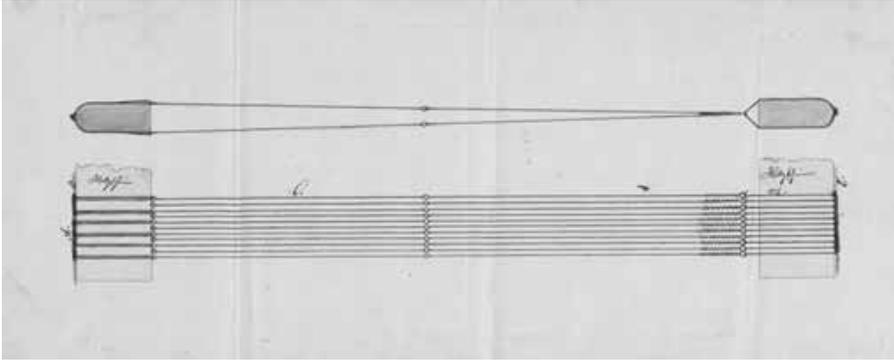
⁶⁵ Ebd., Patentantrag, Bl. 3.

⁶⁶ Ebd., Bü 810, Patent der Gebrüder Gminder von Reutlingen auf einen neuen Mechanismus zum Weben mehrschäftiger Stoffe auf mechanischen Webstühlen, 1867.

⁶⁷ Ebd., Schreiben Gminder an Centralstelle für Handel und Gewerbe, Bl. 5, 1867.

⁶⁸ StA Ludwigsburg, E 170 a Bü 1176, Patent des Heinrich Fehr in Reutlingen auf Herstellung eigentümlicher Webgeschirre, 1870.

⁶⁹ H. Glafey (wie Anm. 57), S. 898.



Zeichnung des Webgeschirrs von Heinrich Fehr, 1873.

antrag dazu Folgendes: „Dieses Geschirr eigne sich besonders für Baumwoll-, Leinen- und Wollgewebe. In Folge des viel stärkeren Fadens, der dazu verwendet wird, halten diese viel länger als die bisherigen Fadengeschirre. Die Messingringe können sich nicht selbst drehen oder umlegen wie es bei Draht-ringgeschirren öfters vorkommt, was Störung bei der Arbeit bringt. Das Geschirr wird auch noch mit einem Firniß angesprüht, welches dem Faden eine gewisse Glätte gibt. Zur weiteren Schonung des Geschirrs werden auf beiden Seiten der Schäfte Schrauben angebracht, wodurch die Haarschlaufen immer gleich angespannt sind.“⁷⁰

Der Patentbeschreibung lag ein Brief von Fehrs Arbeitgeber Egelhaaf bei, in dem sich dieser darüber beklagt, dass das Webgeschirr von Fehr seinem be-

⁷⁰ StA Ludwigsburg, E 170 a Bü 1176, Bl. 3 ff., Patentantrag und Beschreibung, 1870.

reits erfundenen gleich sei. Die Centralstelle in Stuttgart ließ sich daraufhin von Egelhaaf sein Modell einschicken und die beiden Geschirre wurden verglichen. Dabei ergab sich laut der Centralstelle, dass das Gestell von Fehr mit den Schrauben kompakter verbunden sowie der Faden außen am Gestell abgeändert und solider mit den anderen Fäden verbunden sei. Fehr wurde nun beauftragt, sich mit Egelhaaf wegen dieser Einwendungen selbst in Verbindung zu setzen. Er sollte Egelhaaf vom Unterschied beider Geschirre überzeugen und ihn beschwichtigen. Außerdem wurde er angehalten, über dieses Gespräch weitere Mitteilung zu machen.⁷¹ Da man aber in der Folge weder von Fehr etwas gehört hat noch von Egelhaaf weitere Reklamationen erhoben worden sind, beließ man es wohl dabei.

Allerdings gibt es noch weitere, etwas undurchsichtige Korrespondenzen bezüglich des Patentes. Joh. Georg Finckh, der seit 1871 eine Mechanische Kratzen- und Webgeschirrfabrik in der unteren Wilhelmstraße in Reutlingen besaß, wollte 1874 das Patent kaufen. In einem Brief der Gebrüder Denzler, den Inhabern einer Mechanischen Baumwollzwirnerie in Kempten, vom Januar 1875, hat es den Anschein, als hätten sie das Patent von Fehr gekauft. In einem weiteren Brief glauben die beiden Brüder, dass „ein Herr Fink“ das Patent gekauft hätte und bitten um Aufklärung der Sache. Im Juni 1875 schreibt Joh. Georg Finckh, dass das Patent auf ihn übergegangen und nun auch zur Ausübung gebracht worden sei.⁷² Dabei ist der Vollständigkeit halber zu erwähnen, dass zur Patentaufrechterhaltung das Patent nicht ausgeübt werden muss. Viele Dinge werden erfunden und patentiert und dann erst zur Ausübung gebracht, wenn die Zeit dafür reif ist. Ein letzter Hinweis in den Patentunterlagen ist die Mitteilung des Königlichen Oberamts in Reutlingen ebenfalls noch aus dem Jahr 1875, dass Fehr mit unbekanntem Aufenthalt in die Schweiz gegangen sei.⁷³

Friedrich Heinrich Pford(t)⁷⁴

Das letzte Patent, um das es hier gehen soll, widmet sich keinem Reutlinger Unternehmer oder Arbeiter, sondern dem Handwerker und Glasmaler Friedrich Heinrich Pfort. Wohnhaft war er 1859 in der Bollwerkstraße in der Reutlinger Altstadt.⁷⁵ Pfort wurde am 16. Juli 1816 in Regensburg als Sohn eines Kaufmanns geboren. Wann er nach Reutlingen kam, ist nicht bekannt. Es

⁷¹ Ebd., Bl. 4 ff.

⁷² Ebd., Bl. 6 ff., Korrespondenz Finckh an Denzler, 1874–1875.

⁷³ Ebd., Bl. 9, Mitteilung Königliches Oberamt, 1875.

⁷⁴ Da die Schreibweise des Namens von Heinrich Pford(t) in den Quellen nicht einheitlich ist, wird in Zukunft durchgehend der Name Pfort verwendet.

⁷⁵ Wilhelm Raible (Hrsg.): Wegweiser für die königlich württembergische Kreishauptstadt Reutlingen und die industriellen Nachbargemeinden Metzgingen, Pfullingen und Eningen. Nebst einem Fremdenführer. Reutlingen 1859, S. 111.

Reutlingen.

Im Besitz alter und neu gefertigter Glasgemälde,
Kupferliche und Holzschnitte,
einer großen Wappensammlung von circa 30,000 Familien-
Reichs- und Städtewappen; ferner einer
Siegelsammlung und Gypsabgüsse
von solchen reichhaltigsten Stoffen, und Handzeichnungen
von alten Glasmalereien aus verschiedenen Gauen Deutsch-
lands, nebst **Aquarellen von Costumen** zu
kultur-historischen Zwecken, erlaube ich mir, fremde und
einheimische Kunstfreunde darauf aufmerksam zu machen,
da ich von denselben jederzeit kauf- und tauschweise abtrete
und neue Glasgemälde nach Auftrag gewissenhaft ausführe.

F. Pfordt, Glasmaler,
Inhaber der von Sr. Maj. verliehenen gold. Medaille
für Kunst und Wissenschaft.

Anzeige des Glasmalers Friedrich Pford(t) im Reutlinger Adressbuch 1859.

ist aber überliefert, dass er beim Bau des Schlosses Lichtenstein 1840/41 Glasmalereien lieferte. Zwei Jahre später wurden für das Reutlinger Rathaus für 44 Gulden zwei Glasgemälde von Pfort, die Mathäus Alber und Josua Weiß zeigten, erworben. Pfort malte viele Wappen Reutlinger Familien auf Glas. Zudem wurden 1844

die Spitzbogenfenster der beiden Seitenschiffe der Marienkirche mit ornamentalen Glasmalereien von ihm gestaltet.⁷⁶

1855 ließ sich Friedrich Heinrich Pfort seine Erfindung auf „eine Art der Darstellung eingebrannter Bilder auf Glas“ patentieren.⁷⁷ Durch das Verfahren der Lithographie gelang es ihm, die von ihm angefertigten Zeichnungen auf Glas zu drucken. Mit Schmelzfarben wurden die Zeichnungen anschließend coloriert. Dazu bediente er sich natürlicher Rohstoffe und färbte die Gläser unter anderem mit Hilfe von Lavendel, Bergamotte und Nelkenöl. Ihm gelang es, dass „5–6 [Bilder] auf einmal eingebrannt werden können, wobei die Größe der Bilder die Zahl bestimmt [...]“.⁷⁸

Über dieses Patent wurde in der Schwäbischen Chronik im Februar 1855 und im Schwäbischen Merkur im Oktober 1855 berichtet. Dort wird auch erwähnt, dass Pfort für seine Erfindung eine Goldmedaille und ein Kabinett-schreiben erhielt.⁷⁹ Aus den Archivunterlagen geht hervor, dass das Patent im Jahr 1859 erloschen ist.⁸⁰ Da aber die Dauer der Laufzeit noch nicht vorüber war und das Patent vermutlich auch ausgeübt wurde, ist anzunehmen, dass Pfort selbst darauf verzichtet hat und es deswegen erloschen ist.⁸¹ Pfort verschönerte mit seinen Glasmalereien zahlreiche Kirchen in Württemberg,

⁷⁶ Theodor Schön: Glasmaler in der Reichsstadt Reutlingen, in: RGB 19 (1908), S. 84.

⁷⁷ StA Ludwigsburg, E 170 a Bü 104, Patent des Glasmalers Pfort in Reutlingen auf eine Art der Darstellung von eingebrannten Bildern auf Glas, 1855.

⁷⁸ Ebd., Bl. 3–28, Patentbeschreibung mit Anhang.

⁷⁹ T. Schön, Glasmaler (wie Anm. 76), S. 84.

⁸⁰ StA Ludwigsburg, E 170 a Bü 104, Bl. 30.

⁸¹ P. Kurz (wie Anm. 9), S. 344.

neben Reutlingen auch Kirchen in Tübingen, Esslingen, Heilbronn, Rottenburg und Cannstatt. Königin Olga stiftete bei ihrem Besuch 1865 in Reutlingen für 1200 Gulden ein von Pfort gestaltetes Chorfenster, das im Juni 1866 von König Karl I. besichtigt wurde.

Am 7. Mai 1868 starb Friedrich Heinrich Pfort im Alter von 52 Jahren, nachdem er in den Jahren zuvor schon seinen Sohn und seine Ehefrau zu Grabe tragen musste.⁸²

Resümee

Die Reutlinger Industriellen der ersten Generation waren nicht nur Unternehmer, sondern auch Tüftler. Sie waren fortwährend damit beschäftigt, neue Maschinen zu entwickeln und bereits vorhandene zu optimieren. Die zahlreichen Patente in den Archiven zeugen von ihrer Innovationskraft. Mit ihren Konstruktionen trugen sie dazu bei, Reutlingen zu einer der führenden Industriestädte im Südwesten zu machen. Erfindungen wie Wandels Drehknotenfänger oder auch die Links-Links-Strickmaschine von Heinrich Stoll waren über Jahrzehnte die Basis für den Erfolg ihrer Firmen.

Das beschriebene Beispiel des Glasmalers Pfort und der eingangs erwähnten anderen Handwerker macht deutlich, dass nicht nur Fabrikanten, sondern auch Angehörige der verschiedenen Handwerksberufe und andere Arbeiter einflussreiche Tüftler waren. Erfindungen und Innovationen waren somit in der ganzen Stadtgesellschaft anzutreffen.

Die genannten Erfindungen machten den Industriestandort Reutlingen im 19. Jahrhundert in der ganzen Welt für qualitativ hochwertige Ware und Innovationen auf den verschiedensten Gebieten bekannt. Dies war umso bemerkenswerter, weil Waren aus Deutschland damals in Großbritannien, dem Mutterland der Industriellen Revolution, einen schlechten Ruf hatten. Deutsche Produkte galten als qualitativ minderwertige Massenware, die aber aufgrund ihres niedrigen Preises eine Gefahr für britische Erzeugnisse darstellten. Dies führte 1887 zu einer Änderung des britischen Handelsrechts. Von nun an musste bei importierten Waren eine eindeutige Kennzeichnung des Herkunftslands erfolgen. Diese Maßnahme verkehrte sich aber bald ins Gegenteil. Die Qualität von deutschen Produkten wurde zunehmend besser und das Kennzeichen „Made in Germany“, auch auf Erzeugnissen aus Reutlingen, gilt bis heute als Gütesiegel.⁸³

⁸² T. Schön, Glasmaler (wie Anm. 76), S. 84 ff.

⁸³ Peter Bräunlein; Insa Holst: Made in Germany, in: GEO EPOCHE Nr. 30 (2008), S. 128 f.

Der Fabrikant als Mäzen – Das Beispiel der Textildynastie Gminder in Reutlingen

Kerstin Renz



Gesamtbild der Gminderwerke in der Vogelschau, um 1915.

Stadt und Fabrik

Die Geschichte des bürgerlichen Mäzenatentums ist im 19. Jahrhundert auch eine Geschichte des Industriebürgertums. Mäzenatisches Handeln einzelner Industrieller war immer Ausdruck eines wachsenden Selbstbewusstseins und eines zunehmenden sozialpolitischen Gestaltungswillens. Fabrikanten wurden als Auftraggeber, Bauherren, Sammler und Geldgeber zu Förderern von Kunst und Architektur, engagierten sich in Bildung, Wissenschaft und im sozialen Bereich.¹ Dieser Beitrag vermittelt eine Architekturgeschichte aus Bauherrensicht, bei der die Architekturen der Reutlinger Textildynastie Gminder im Mittelpunkt stehen. In der Gesamtschau auf die Bautätigkeit des Unternehmens in den Bereichen Fabrik, Fabriksiedlung und Fabrikantenvilla sollen Motivation und Handlungsmuster der Gminder'schen Bauherrschaft

¹ Zum gewandelten Verständnis des Mäzenatentums im 19. Jahrhundert siehe: Thomas W. Gaehtgens; Jürgen Kocka; Reinhard Rürup (Hrsg.): *Bürgerlichkeit Wertewandel Mäzenatentum*, 5 Bde., Berlin 1998–2000.

und das Verhältnis der Architekturen zu ihrem Umfeld untersucht werden. In der Literatur wird die Fabriksiedlung Gmindersdorf (1903) seit den 1970er-Jahren aus diesem Zusammenhang herausgelöst und weitgehend isoliert beschrieben,² die Forschung zur zugeordneten und zeitgleich gebauten Fabrik setzte erst über 25 Jahre später ein.³ Bis heute weitgehend unbekannt ist die Bedeutung der drei Gminder'schen Stadtvillen in der Karlstraße und in der Gustav-Werner-Straße. Sie datieren ebenfalls in die Ausbauphase des Unternehmens um 1900 und sind alle nicht mehr vorhanden. Der Fokus des Beitrages liegt auf den Jahren zwischen 1900 und 1930. In diesem Zeitraum war das Unternehmen der wichtigste Arbeitgeber in der Stadt und Eigentümer der größten bebauten Liegenschaften auf städtischer Gemarkung. Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges verzeichnete das Unternehmen 2700 Mitarbeiter und war damit einer der größten Betriebe Württembergs überhaupt. Die Ulrich Gminder GmbH bestand 150 Jahre von 1814 bis zu ihrer Auflösung und Übernahme durch die Robert Bosch GmbH im Jahr 1964 und prägte in dieser Zeit das Selbstverständnis der Stadt Reutlingen als moderner Industriestandort.⁴

Aus der Perspektive der Geschichte des Industriebauwesens steht Gminder als Textilunternehmen in einer besonderen Tradition. Ausgehend von England war die Textilindustrie seit dem 18. Jahrhundert als technologischer und finanzstarker Leitsektor der Motor der europäischen Industrialisierung. In keiner anderen Industriesparte wurde so früh und so intensiv am Zusammenspiel von Architektur, Mensch und Maschine gearbeitet. Webereien und Spinnereien mit ihrem hochkomplexen Maschinenpark gehörten in den ersten Phasen der Industrialisierung zu den anspruchsvollsten und innovativsten Bauaufgaben im Industriebau. Im gleichen Maße, wie einzelne Unternehmen die technische Entwicklung vorantrieben, wurden sie zu wichtigen Auftraggebern, die ihren Einfluss auf Städtebau, Architektur und bildende Kunst geltend machten. Es waren britische Textilfabrikanten wie Richard Arkwright,

² Gabriele Howaldt (Bearb.): Arbeiterkolonie Gmindersdorf. Geht ein Kulturdenkmal unter?, Reutlingen o. J. [1976].

³ Kerstin Renz: Industriearchitektur im frühen 20. Jahrhundert. Das Büro von Philipp Jakob Manz, München 2005. Die folgenden Ausführungen stützen sich in Teilen auf diese Arbeit.

⁴ Die bisher beste zusammenfassende Darstellung des Unternehmens aus architekturhistorischer Sicht liefert Jörg Haspel 1991 mit seinem Exkurs Gartenstadtsiedlung Reutlingen-Gmindersdorf, in: Jörg Haspel: Ulmer Arbeiterwohnungen in der Industrialisierung. Architekturhistorische Studien zur Wohnreform in Württemberg (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Bd. 22), Stuttgart 1991, S. 174–235; darauf aufbauend, mit umfangreichem Bildmaterial: Martina Schröder; Helen Wanke; Bärbel Schwager: Arbeiter-Siedlung Gmindersdorf. 100 Jahre Architektur- und Alltagsgeschichte, Reutlingen 2003. Einen chronologischen Überblick der baulichen Entwicklung bis ins Jahr 2000 bietend zuletzt: Bärbel Schwager: Bosch – ein Industriequartier und seine Bauten, in: Heimatmuseum Reutlingen (Hrsg.): Bosch und Reutlingen. 50 Jahre Automobilelektronik und Arbeitswelten, Reutlingen 2014, S. 102–109.

der 1789 erstmals die Architektur seiner Fabrik zu Werbe- und Renommierzwecken einsetzte, oder Titus Salt, der um 1850 mit der Ideal-Fabrikstadt Saltaire in Nordengland eine ganze Kommune mit Schule und Bibliothek für seine Arbeiter bauen und hierfür einen städtebaulichen Masterplan entwickeln ließ.

Die deutschsprachige wissenschaftliche Forschung zum Thema Industrie und Architektur dominierten seit jeher prominente Bauprojekte der Großindustrie. Die Fabrikanlagen der AEG, die Stahlunternehmen Borsig, Krupp und Thyssen wirkten schon aufgrund ihrer Größe und Geschwindigkeit der baulichen Expansion auf die jeweilige Stadtentwicklung ein. Doch seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es auch in ländlichen Industrieregionen und in den Klein- und Mittelstädten zu bedeutenden Industrieanlagen mit der genannten Trias Fabrik, Fabriksiedlung und Fabrikantenvilla. Der Südwesten entwickelte sich insbesondere im Textil-, Papier- und Metallbereich unter dem Einfluss und in der Konkurrenz zur Schweiz zu einer ernst zu nehmenden Industrieregion. Auch Reutlingen verdankt seinen Aufschwung in diesen Jahren der Textilindustrie. Diese war mit der Metallindustrie der Katalysator der Industrialisierung im 19. Jahrhundert und blieb dies bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts.⁵ Das dichtgedrängte Nebeneinander von Manufakturen, kleineren und größeren Fabriken und Wohnbauten entlang der Echaz war für das mittelständisch geprägte und bis 1859 vom Eisenbahnverkehr abgeschnittene Wirtschaftsleben der Stadt typisch.

Bei der Ulrich Gminder GmbH trieben vier Familiengenerationen den Aufstieg vom einfachen Manufakturbetrieb im Stammhaus an der Wilhelmstraße 8 (seit 1814) bis zum Großbetrieb mit mehreren Standorten in den neuen Stadterweiterungsgebieten voran. Aus der Färberei im Manufakturbetrieb entwickelte sich im Laufe der Jahre eine vollstufige Textilfabrik mit sogenannter Vertikaler Produktion, bestehend aus Spinnerei, Weberei und Ausrüstung mit Bleicherei und Appretur. Seit den 1860er-Jahren setzte die Firmenleitung auf die Verarbeitung des aus Übersee importierten Rohstoffes *Cotton* und gehörte seither als baumwollverarbeitendes Unternehmen zu einer Textilsparte, die global agierte und in der schon früh ein enormer Verdrängungswettbewerb herrschte. In Reutlingen und der Region befand man sich in Konkurrenz zu den drei wichtigsten Textilbetrieben im Echaz- und

⁵ Einführend zur Industrialisierung in Reutlingen: Willi A. Boelcke: Reutlingens Aufstieg zur Industriestadt bis 1914, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 39 (2000), S. 195–212; zu den frühen Produktionsorten der Textilindustrie im 19. Jahrhundert siehe: Werner Ströbele (Hrsg.): Mühlen und Maschinen. Der Beginn der Industrialisierung an der Echaz, Reutlingen 1999.



Das Gminder Werk I, um 1905. Ecke Karl- und Bismarckstraße.

Ermsraum, den Firmen Eisenlohr/Reutlingen-Dettingen, Leuze/Urach und Wendler/Reutlingen.⁶

Produktionsanlagen auf dem neuesten Stand der Technik und eine ambitionierte Fabrikarchitektur, für die die Firmenleitung stets ausreichende Rücklagen bereithielt, waren von Anfang an ein wichtiger Wettbewerbsfaktor von Gminder. Eindrückliches Beispiel hierfür war bereits die erste vollmechanische Baumwollweberei, die 1864 nördlich der Reutlinger Altstadt im ehemaligen Gewinn Hegwiesen als Werk I gebaut wurde. Parallel zum seit 1885 neu hinzugekommenen Zweigwerk in Neckartenzlingen wurde Werk I nach einem Brand in den 1880ern modernisiert und erweitert.⁷ Eine Fotografie aus der Zeit um 1905 zeigt die Fabrik an der Ecke Karl-/Bismarckstraße.⁸ Zu sehen ist die Weberei, die in einer für diesen Industriebautyp typischen eingeschossigen Oberlicht-Shedhalle untergebracht war. Problematisch war die zwischenzeitliche Lage der Fabrik in einem Stadterweiterungsgebiet. Die

⁶ Alle Konkurrenten setzten um 1890 auf die Vertikale Produktion. Gminder fällt durch eine ausschließliche Finanzierung seiner Werksanlagen durch Eigenkapital auf, das Stammkapital beläuft sich nach Boelcke im Jahr 1912 auf 12 Millionen Reichsmark, siehe: W. Boelcke, Reutlingens Aufstieg (wie Anm. 5), S. 206.

⁷ Aufgrund fehlender Bauunterlagen können die Planer von Werk I nicht mehr identifiziert werden. Die Werksanlagen wurden im Frühjahr 1946 abgerissen, StadtA Rt., Nachlass Gminder, Nr. 152.

⁸ StadtA Rt., Nachlass Gminder, Nr. 358.



Blick vom Gminder Werk I auf St. Wolfgang und die Innenstadt. Im Vordergrund die Shedhallen der Fabrik.

Firma Gminder reagierte auf die städtebauliche Situation mit einer Architektur, die den städtebaulichen Anforderungen genügen sollte. Die Webereihalle erhielt eine Blendfassade im neugotischen Gewand, der gleichmäßige Rhythmus der Rundbogenfenster entlang der Karlstraße wurde durch einen achsenmittig angeordneten Risalit mit aufragender Giebelfläche unterbrochen. Wasserspeier gliederten die Straßenfront der Halle zusätzlich. Blickpunkte boten die Eckbauten der Halle, im Norden ein Wasserturm, im Süden ein zweigeschossiger Baukörper, dessen Giebeluhr die vom Bahnhof ankommenden Arbeiter in die Pflicht nahm und den Auftakt des Fabrikareals markierte. Das zentrale Werkstor von Werk I befand sich in der Bismarckstraße, ebenfalls das 1902 gebaute Kontorhaus der Firma. Noch war der Dampfkamin im Hintergrund „nur“ ein technisches Bauwerk ohne betonte Stellung oder Gestaltung. Das 1902 errichtete Kontorhaus war ein zweigeschossiger Bau mit Walmdach, in der Hierarchie der Werksbauten war es mit hellem Putz und einer Kolossal-Lisenengliederung als übergeordnetes Bauwerk ausgezeichnet. Doch ein „Zuviel“ der Repräsentation vermied man bei Gminder, der Eingang befand sich an der Hofseite.

In einer Zeit, in der Fabriken nicht als Architekturen und Konstruktion nicht als ästhetischer Eigenwert anerkannt waren, wurden mit dem Werk I erste Tendenzen der Firmenleitung wirksam, die Industriearchitektur aufzuwerten und das Miteinander von Fabrik und Stadt zu ermöglichen. Dass



Das Industrieschloss und sein Dorf. Der Spinnereikomplex von Werk II von Philipp J. Manz, Baujahr 1903. Im Hintergrund links die zeitgleich entstandene Fabrikssiedlung Gmindersdorf von Theodor Fischer.

dieser Versuch zur Harmonisierung im Laufe der Jahre durchaus akzeptiert wurde, zeigt eine in den 1910er-Jahren entstandene „Reutlingen“-Postkarte, die das dichte Miteinander von Werk I, benachbarter St.-Wolfgangs-Kirche (erbaut 1909–1910) und Altstadt im Hintergrund illustriert.

Das Kontorhaus hatte bereits die neue Gesellschaftsform des Unternehmens angekündigt: Im Jahr 1904 erfolgte die Umwandlung der Firma in eine GmbH. Ein wichtiger Baustein dieser betriebswirtschaftlichen Neuausrichtung war die 1903 im Werk II (Gewann Säge) in Betrieb gegangene neue Spinnerei. In diesem ersten großen Spinnereigeschossbau des Unternehmens kam die neueste Maschinentechologie zum Einsatz. Mit der Bauausführung wurde das Stuttgarter Industrieaubüro Manz beauftragt.⁹

Werk II – gebaut vom Büro P. J. Manz

Die Referenzliste des Büros Manz vermerkte den Gminder'schen Auftrag als das wichtigste von insgesamt 51 Bauprojekten im Jahr 1903. Mit Baukosten von 800 000 Reichsmark und einer verblüffend kurzen Bauzeit von nur sechs Monaten geriet die Reutlinger Spinnerei zu einem Markstein in der Erfolgsgeschichte des Büros. Die Baustelle selbst war eine Attraktion, der Fortgang der Bauarbeiten wurde vom Büro Manz fotografisch dokumentiert.

⁹ Zur Geschichte des Büros grundlegend: K. Renz, *Industriearchitektur* (wie Anm. 3).



Baustelle Spinnereigeschossbau 1903. Das Büro Manz kontrollierte mit derartigen Fotos den Baufortschritt.

Der Architekt Philipp Jakob Manz (1861–1936) hatte sein 1889 gegründetes „Spezialbureau für Industrie- und Wasserbauten“ zunächst ganz auf die Bedürfnisse der regionalen Textilindustrie ausgerichtet. Schon als Bauleiter der Textilfabrik Heinrich-Otto-Söhne in Wendlingen in den 1880er-Jahren machte er sich mit den Bautypen Weberei-Shedhalle und Spinnereigeschossbau samt Wasserkraftanlage vertraut und erkannte das Potenzial, das in der Spezialisierung auf die Bauaufgaben des Textilsektors lag. Das Büro boomte, um 1900 baute Manz für fast alle namhaften Textilfabrikanten in Württemberg. In den Jahren vor und während des Ersten Weltkriegs war Manz einer der meistbeschäftigten Industriepaner seiner Zeit in Europa und bediente bis auf die Montanindustrie sämtliche Branchen. Nach dem Vorbild spezialisierter britischer Ingenieur-Architekten mit seriellen Industriebauten erfolgreich, war Manz global tätig und erhielt Aufträge im süddeutschen Raum, in Österreich-Ungarn, Elsass-Lothringen, Böhmen und Schlesien, Afrika und Südamerika. Eingeschossige Hallenbauten aus Stahl und Holz, aber auch mehrgeschossige Stahl- und Betonskelettbauten für die Industrie bildeten das Kerngeschäft, stets ergänzt durch Logistik-, Energie- und Versorgungsbauwerke. Gebaut wurden aber auch Arbeitersiedlungen und Fabrikantenvillen sowie Schwimm-

bäder, letztere als typische mäzenatische Stiftungen von Fabrikanten für die Kommunen. Mit Manz zu bauen, bedeutete mit einem Spezialisten zu bauen, der sein Know-how in den Bereichen Energieversorgung und Maschinenwesen in die Bauplanung integrierte und ein systematisches Kosten- und Zeitmanagement seiner Baustellen vorweisen konnte.

In den Jahren zwischen 1900 bis 1910 war die Reutlinger Industrie ein wichtiger Auftraggeber von Manz, zuvor beschäftigte ortsansässige Baumeister wurden in die zweite Reihe verwiesen. Der Reutlinger Bauwerkmeister Markus Zimmermann, zuvor selbst Planer lokaler Fabriken und auch für die Firma Gminder im Werk II noch bei den Webereihallen von 1890 und 1900 planend und ausführend tätig, übernahm für Manz die Bauleitung auf der Gminder-Baustelle von 1903.¹⁰ Vierzehn Reutlinger Betriebe beauftragten Manz zwischen 1900 und 1914 mit Werksneubauten und Werkserweiterungen, darunter die Metalltuchhersteller Christian Wandel und Hermann Wangner, die Zwirnerie Anner, die Trikotfabrik Max Hofstetter, die Strickmaschinenfabrik Stoll. Damit gehört Reutlingen neben Kirchheim/Teck und Heidenheim zu den wichtigsten Wirkungsorten des Büros.¹¹ Erste Auftraggeber in Reutlingen sind im Jahr 1900 die Firmen Christian Wandel, Ulrich Kohllöffel¹² und die Zwirnerie von Friedrich Schradin.

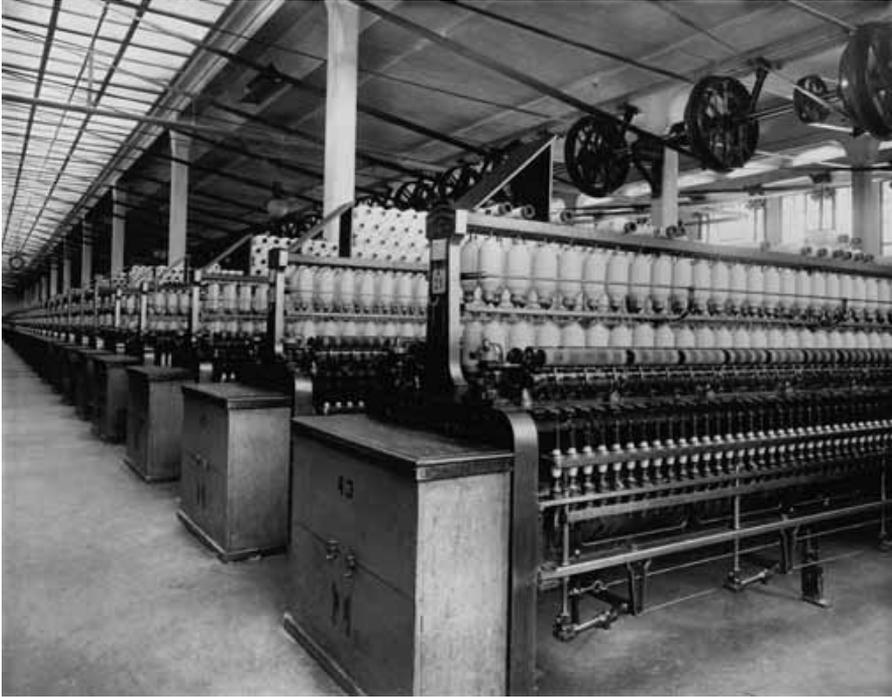
Doch zurück zum Bau der Spinnerei Gminder im Werk II. Erste Bauantragsakten lagen seit März 1903 vor. Zum Komplex gehörten demnach die Spinnerei an der Tübinger Straße mit Kessel- und Maschinenhaus, ein großes Baumwollmagazin und ein Abfallmagazin. Der Neubaukomplex wurde durch einen Gleisanschluss erschlossen, der ebenfalls Teil der Manz'schen Planung war. Die Spinnerei wurde als dreigeschossiger Stahlskelettbau mit massiv gemauerter Hülle und Flachdach gebaut. Das war soweit nichts Ungewöhnliches, auch die Spinnbetriebe in der Region (Flachsspinnerei Urach, Fa. Staub Geislingen/Kuchen, Fa. Otto/Wendlingen) hatten Spinnereien in Geschossbauweise erstellt.¹³ Neu war die Konstruktion als Stahl-

¹⁰ Zu Zimmermann siehe: Manuel Cuadra: Architektur um 1900 in Reutlingen, Reutlingen 1990, S. 117.

¹¹ Details zu Bauaufgabe, Daten und Erhaltungszustand siehe: K. Renz, Industriearchitektur (wie Anm. 3), S. 155–156. Die Anzahl der Reutlinger Auftraggeber basiert auf Referenzlisten und archivalischen Quellen und könnte evtl. noch höher liegen. Bemerkenswert ist, dass die wichtigen Reutlinger Textilbetriebe und -zulieferer, Gebrüder Wendler, G. M. Eisenlohr und Emil Adolff, am Reutlinger Standort nicht mit Manz bauten. Die Spulen- und Spinnhülsenfabrik Emil Adolff gehörte zum Stammhaus J. F. Adolff in Backnang, wo das Büro seit 1900 über dreißig Jahre hinweg die Industrieplanung übernahm. Für G. A. Eisenlohr baute Manz zwischen 1899 und 1914 die Werke I, II und III in Dettingen/Erms; K. Renz, Industriearchitektur (wie Anm. 3), S. 137.

¹² W. Boelcke, Reutlingens Aufstieg (wie Anm. 5), S. 209.

¹³ Vorbild hierfür waren immer die Schweizer Textilfabriken gewesen, die nach wiederkehrenden Schemata der Maschinenhersteller gebaut wurden; K. Renz, Industriearchitektur (wie Anm. 3), S. 25–27, 77–78.



Der Spinnsaal im 3. Geschoss. Ringspinnmaschine des britischen Herstellers Howard & Bullough.

skelettbau mit Flachdach. Hier lag ein neuer Bautyp vor, der in der Region keine Vorläufer hatte und auch keine Nachfolge fand.

Die Ursache dafür war der Maschinenpark im Inneren: In der neuen Spinnerei sollten ausschließlich britische Ringspinnmaschinen zum Einsatz kommen, die ein gleichmäßigeres Garn und größere Arbeitskapazitäten versprachen. Die Firma Gminder setzte in der neuen Spinnerei statt der gebräuchlichen Schweizer Maschinen britische Ringspinnmaschinen des Herstellers Howard & Bullough ein. Basierend auf Vergleichsanalysen mit zeitgenössischen britischen Spinnereibauten ist davon auszugehen, dass Manz auf vorgefertigte Maschinenaufstellungspläne des Marktführers aus Accrington/Lancashire zurückgriff. Die Maschinen waren bis zu zwanzig Meter breit und mussten in speziellen Gebäuden untergebracht werden, bei denen der Antrieb (Transmission) und die Raumverhältnisse (Entstaubung, Luftfeuchtigkeit) auf den teuren Maschinenpark abgestimmt waren. Aus diesem Grund entwickelten Maschinenhersteller wie Howard & Bullough die Baupläne für Textilfabriken gleich mit – ein seit Mitte des 19. Jahrhunderts gängiges und auch auf dem Kontinent weit verbreitetes Verfahren. Die ungewöhnlichen Maß-

angaben auf den Bauplänen der Spinnerei (Länge 107,28 m, Breite 37,84 m) waren Folge der Umrechnung der britischen Bemaßung in das metrische System. Die Trennung in ein separates Kessel- und Maschinenhaus, wie sie in Reutlingen gebaut wurde, sahen die britischen Pläne nicht vor. Hier sind die baupolizeilichen Bestimmungen der mögliche Schlüssel zur Erklärung.¹⁴ Neu an der Gminder'schen Spinnerei war also nicht der Planungshergang, sondern die auffällig andere Architektur und Konstruktion, die Ausdruck eines signifikanten technologischen Wandels und einer veränderten Geschäftspolitik der Firma Gminder waren.

Dem Büro Manz kam entsprechend die wichtige Aufgabe zu, für Kosten- und Planungssicherheit zu sorgen, indem die Baupläne für die deutschen Behörden und Bauleiter aufbereitet wurden. Nicht zuletzt sollte auch die Fassade gestaltet werden, denn ohne deren „Architektur“ wäre die Spinnerei eine rohe Funktionsbox gewesen. Das Gliederungs- und Schmucksystem der Gebäudehülle war für die Zwecke der Firma mindestens genauso wichtig wie das technische Innenleben. Die hell verputzte und geböschte Sockelzone betont die Solidität des Gebäudes, die darauf folgenden Geschosse dominieren die großen Glasflächen der Fenster im Wechsel mit dem roten Ziegelmauerwerk. Ein gleichmäßiger Rhythmus von Lisenen gliedert den Baukörper, die Ecken sind mit Türmen betont. In den reichen Details der Gestaltung ist die Fabrikanlage eine Mischung aus mittelalterlicher Burgenromantik und Deutscher Renaissance. Assoziationen an britische Landhaus- und Schlossarchitekturen werden ebenfalls wirksam. Dieses Changieren zwischen den Stilen an ein und demselben Bauwerk ist eine für den Späthistorismus typische Erscheinung. Entscheidend ist bei dieser Industriearchitektur aber, dass sie nach dem Motto *what you see is what you get* funktionierte. Der *british style* der Architektur verwies sehr deutlich auf die britische Technik im Inneren des Gebäudes.

Der hohe Qualitätsanspruch an die Architektur zeigt sich auch an der durchgängig alle vier Gebäudeseiten erfassenden Fassadengestaltung, die nicht einmal im gehobenen Wohnungsbau der Zeit üblich war. Gestalterisches Augenmerk lag ebenfalls auf den Nebengebäuden, die Bestandteil der funktionalen Gesamtanlage Spinnerei waren. Hervorzuheben ist hier das Baumwollmagazin, ein Hallenbau, der Ende der 1970er-Jahre abgerissen wurde.¹⁵

¹⁴ Fabrik und Energiezentrale waren in den deutschen Ländern gemeinhin zwei separat voneinander laufende Bauvorgänge, die separater baupolizeilicher Genehmigung bedurften. Feuerpolizeiliche Bestimmungen dürften ein weiterer Grund für die Trennung der Energiezentrale auf zwei Gebäudekomplexe gewesen sein.

¹⁵ Der Abriss erfolgte, obwohl der Gesamtkomplex der Spinnerei seit 1977 ein eingetragenes Kulturdenkmal war. Das ehemalige Kesselhaus wurde im Anschluss zur Kantine, das Maschinenhaus zum Vortragssaal der Robert Bosch GmbH umgebaut. Diese Umnutzungen zählen zu den frühesten Beispielen für Nach- und Umnutzung im industriellen Bestand in Baden-Württemberg. Eine Auflistung der durch die Firma Bosch vorgenommenen Eingriffe in den historischen Bestand unternimmt B. Schwager, Bosch (wie Anm. 4), S. 104–108.



Der Hallenbau für die Zentralwerkstatt von Philipp J. Manz, Baujahr 1908/1909.

Massiv mit Ziegeln gemauert und detailreich gegliedert, funktionierte dieser „Tresor der Fabrik“ als feuerfeste Schutz- und Lagerhalle für den kostbaren Rohstoff, der hier in großen Ballen gelagert wurde. Die Magazinhalle mit ihrem enormen Fassungsvermögen war von Manz nicht nachrangig, sondern gemäß ihrer logistischen und ökonomischen Bedeutung als gleichwertiger Teil der Anlage behandelt worden. Die hoch aufragenden Giebelfronten zeigten vereinfachte Neurenaissance-Formen, ein im Vergleich zur Spinnerei dunklerer Ziegelton sorgte für einen farblichen Kontrast in der Gesamtanlage. Die Vielfalt in der Einheit, das pittoreske Erscheinungsbild des Spinnereikomplexes entsprachen dem zeitgenössischen Ideal der künstlerisch gestalteten Fabrik, wie es in dieser Größe und mit diesem Aufwand in der Region noch nie zur Ausführung gekommen war. Die frühen Spinnereien Reutlings waren nach Schweizer Vorbild nüchterne Typenbauten gewesen.

In der Folge war das Büro Manz immer wieder für Gminder tätig, sowohl in den Werksanlagen in Reutlingen als auch in den Teilniederlassungen. Die bedeutenden Baumaßnahmen konzentrierten sich dabei immer auf das Werk II. Hier entstand 1908–1909 die heute noch erhaltene sogenannte Zentralwerkstätte auf dem nördlich der Echaz gelegenen Werksgelände. Als imposante basilikale Hallenarchitektur mit Oberlicht-Mittelschiff und kleineren Werkstätten in den Seitenschiffen war das Gebäude ein multifunktionaler Bau. Auch dieser Industriebautyp der monumentalen Oberlichthalle mit seitlichen Werkstätten war bisher in Reutlingen noch nie gebaut worden, ver-



Wegweisende Stahlbeton-Tageslichtfabrik. Der Appretur-Bau von Philipp J. Manz, Baujahr 1909/1910.

fehlte aber aufgrund seiner Binnenlage auf dem Firmengelände seine städtebauliche Wirkung. Die aufragenden Giebelflächen der Halle interpretierten das Triumphbogenmotiv neu, der kleinteilige Wechsel von hellen Putzflächen und rotem Ziegelmauerwerk sorgte für ein kontrastreiches Erscheinungsbild, das noch ganz an der Spinnerei von 1903 orientiert war.

Den folgerichtigen Schritt hin zur voll verglasten Tageslichtfabrik nach US-amerikanischem Vorbild wagte die Firmenleitung dann mit dem Bau des Appreturgebäudes, das zwischen Centralwerkstätte und Färberei entstand. Der dreigeschossige Multifunktionsbau von 1909/10 war die erste Stahlbetonskelett-Architektur in Reutlingen und viele Jahre das modernste Industriegebäude in der Region. Die Tageslichtfabrik war Funktionsbau und Prestigeobjekt in einem, mit diesem Bau gelang Gminder der Anschluss an den neuesten Stand der Gebäudetechnik in der Textilindustrie.¹⁶ Mit ihren breiten Stützabständen ermöglichte diese Fabrik eine weitgehend flexible Nutzung der Flächen im Innern, die bodentief verglaste Gebäudehülle ließ ein Maximum an Tageslicht ein. Der Umgang mit ätzenden Säuren und Laugen, mit dem Wechsel von Hitze, Kälte und Feuchtigkeit war für das Baumaterial Beton kein Problem. Diesmal lag die Innovation des Industriegebäudes nicht

¹⁶ K. Renz, *Industriearchitektur* (wie Anm. 3), S. 84–86.



Technische Bauten als Blickfänger in der Stadt. Der Wasserturm der Spinnerei...



...und der des Reutlinger Gaswerks. Apparategebäude von Philipp J. Manz, Baujahr 1909.

nur in der Konstruktion und Materialität, sondern auch in der Negierung aller gestalterischen Zutat. Die Form war Funktion, nicht mehr und nicht weniger, ihre Qualität lag in der Qualität des belichteten und „gestapelten“ Großraums. Für die Zeitgenossen handelte es sich freilich nicht um „Architektur“ – dass der Bau von der Straße aus nur eingeschränkt sichtbar war, dürfte so ganz im Sinne der Firmenleitung gewesen sein.

Dass Fabrik im positiven Verständnis auch Stadt gestalten konnte, war in Reutlingen erstmals an den Gminder'schen Werken I und II greifbar geworden. Beidesmal hatte die Fabrikarchitektur dazu beigetragen, ihrem Umfeld zu einer neuen, industriell geprägten Urbanität zu verhelfen. Mitte der 1920er-Jahre hatte das Werk II die Dimension der historischen Reutlinger Altstadt erreicht. Wer von Tübingen aus nach Reutlingen reiste, wurde von dieser imposanten Fabrikstadt vor der Stadt empfangen. Mittels professioneller Fotografie wurde die Spinnerei mitsamt der zeitgleich entstandenen Arbeitersiedlung Gmindersdorf als städtische Attraktion inszeniert. Die Gminder'schen Fabriken spielten eine Schlüsselrolle im sich langsam entwickelnden Selbstverständnis der Stadt Reutlingen als moderne Industriestadt. Mit ihrem landschaftlichen, städtebaulichen und architektonischen Gestaltungsanspruch

setzten sie Maßstäbe, denen die lokale und regionale Unternehmerschaft nachzueifern suchte. Für die beiden Metalltuchhersteller Hermann Wangner und Christian Wandel plante das Büro Manz ebenfalls neue Fabrikanlagen (1903–1905), freilich ohne mit Geschossbauten dieser Qualität vergleichbare städtebauliche Akzente setzen zu können.

Anzeichen dafür, dass auch die Stadt Reutlingen versuchte, technische Bauwerke in das Gesamtbild der Stadt zu integrieren, waren beim Bau des neuen Elektrizitätswerkes in der Pfenningstraße (1903) und der Erweiterung des Reutlinger Gaswerkes in der Hauffstraße (1909) zu beobachten – beidesmal Aufträge, die an das Büro Manz gingen. Das in unmittelbarer Nähe zur Gminder'schen Fabrik gelegene Gaswerk nahm Bezug auf die Industriearchitektur: Der Wasserturm des Apparategebäudes korrespondierte mit dem Wasserturm der Spinnerei. Manz hatte den Apparatebau mit seiner Abfolge von Turm und zwei Hallenbauten als sogenannte „Gaswerkskirche“ gebaut.¹⁷ Für das neue Kohlensilo des Gaswerks entstand 1912 eine imposante Stahlbetonhalle, deren helle Fassadenfassung und elegante Gliederung Eingang in die einschlägige Fachliteratur fand. Spätestens mit diesem in der deutschen Fachpresse als herausragend eingestuftem technischen Bauwerk war die viel diskutierte „Industriekultur“ auch in Reutlingen angekommen.¹⁸

Der Fabrikant als Mäzen – Emil Gminder

Die technologische und bauliche Entwicklung eines Industriebetriebes gehören auf das Engste zusammen. Bei der Firma Gminder übernahm ab 1902 Emil Gminder (1873–1963) diese Aufgaben und gestaltete die Firmenarchitektur über ein halbes Jahrhundert hinweg maßgeblich mit.¹⁹ Die Entscheidung, eine neue Spinnerei für das Werk II im Gewinn Säge nach britischen Maßstäben und statt mit lokalen Werkbaumeistern mit dem spezialisierten Industriebaubüro Manz zu bauen, geht auf ihn zurück. Sein Werdegang als Ingenieur prädestinierte ihn für diese Tätigkeiten, während der Cousin Konrad Friedrich Gminder den kaufmännischen Bereich verantwortete.²⁰

¹⁷ Heinz Alfred Gemeinhardt (Red.): Frühe Fotografie in Reutlingen. Porträts, Stadtbilder und Ateliers bis 1918, Reutlingen 2008, S. 350.

¹⁸ Abbildung und technische Details des Reutlinger Kohlensilos in: Emil Mörsch: Der Eisenbetonbau und seine Theorie und Anwendung, Stuttgart 1912, S. 644–645.

¹⁹ Zu Emil A. Gminder siehe Lore Huchting-Gminder: Emil Gminder, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 10 (1972), S. 7–35; Roland Brühl: Emil Gminder, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 29 (1990), S. 59–60; J. Haspel, Ulmer Arbeiterwohnungen (wie Anm. 4), S. 187–190 mit weiterführender Literatur. Haspels Ausführungen basieren u. a. auf einem Gespräch mit dem Sohn Emil Andreas Gminder im Jahr 1976.

²⁰ Anders noch die Bewertung bei K. Renz, Industriearchitektur (wie Anm. 3), S. 81, die sich darauf stützte, dass Konrad Gminder als Prokurist die Pläne unterzeichnet hatte.

Wer sich wie Emil Gminder über neueste technische Entwicklungen im Textilwesen informieren wollte, musste mobil sein. Das Reisen ersetzte im 19. Jahrhundert noch die Industriemesse. Erste Auslandserfahrungen sammelte er beim Textil- und Maschinenbau-Unternehmen Rieter im schweizerischen Winterthur.²¹ Die Rieter AG war sowohl im Spinnereibetrieb als auch im Textilmaschinenbau tätig.²² In Winterthur konnte Gminder eine Frühform von Unternehmenskultur kennenlernen, die sich im Fabriksiedlungsbau, vor allem aber in der Förderung zeitgenössischer Architektur und Kunst manifestierte. Rieter hatte ab 1865 die erste Fabriksiedlung der Schweiz gebaut und ein frühes Beispiel dafür gegeben, dass patriarchalische Unternehmerinteressen und die Förderung



Moderner Technik stets aufgeschlossen: Emil Gminder in seinem Elektroauto. Fotografie, wohl um 1910.

städtischer Baukultur durchaus zusammengingen. Großbürgerliche Züge hatte das Besitztum der Textildynastie in Zürich, wo man auf Tausenden Quadratmetern in innenstadtnahem Parkgelände wohnte. Die Familienvillen waren von prominenten Architekten gebaut worden.²³

Dem Aufenthalt in der Schweiz folgte eine Informationsreise Gminders durch England. Nach wie vor hatte die britische Textilindustrie in vielen Bereichen Pionierstatus, sei es in der Produktion, im Maschinenbau oder in der Fabrikplanung. Britische Maschinen waren seit den 1870er-Jahren in zahlreichen Textilfabriken Württembergs in Betrieb. Dass das Auftreten und der gesellschaftliche Status einzelner Textilindustrieller in England längst groß-

²¹ Den Aufenthalt bei Rieter erwähnt L. Huchting-Gminder (wie Anm. 19), S. 11.

²² Zur Firma Rieter und zur Auswirkung von Maschinen und Maschinenaufstellungsplänen auf die Architektur der Fabrik siehe K. Renz, *Industriearchitektur* (wie Anm. 3), S. 77–78.

²³ Mit der Trennung der Bereiche Arbeit (in Winterthur) und Privatsphäre (in Zürich) durchbricht das Unternehmen die auf dem Kontinent seit Beginn der Industrialisierung übliche Nähe von Fabrikantenwohntort und Fabrik. Vorbild hierfür sind die Landwohnsitze englischer Fabrikanten. Park und ehem. Villa Wesendonck (Architekt: Leonhard Zeugheer) wurden 1871 erworben, 1886–88 Bau der Villa Rieter daselbst. Architekt ist der Semperschüler und Professor am Züricher Polytechnikum, Alfred Friedrich Bluntschli. Der „Rieterpark“ und seine Villen befinden sich heute im Besitz der Stadt und werden für museale Zwecke genutzt.

bürgerlich-feudale Züge hatte, dürfte Gminder nicht entgangen sein.²⁴ Wer sich für moderne Betriebsplanung und die neuen sogenannten Tageslichtfabriken interessierte, der musste jedoch weitere Reisen in Kauf nehmen: Auch Gminder wollte dem Englandaufenthalt noch eine Studienreise in die USA folgen lassen, doch nach dem Tod des Vaters hatte er 1896 als technischer Leiter in die Geschäftsführung des Unternehmens einzutreten. Als erster Vertreter der Familie hatte er 1894 einen Diplomabschluss als Textilingenieur am Staatlichen Technikum für Textilindustrie in Reutlingen erworben. Der akademische Abschluss blieb nicht ohne Folgen. Gminder erhielt Zugang zum 1856 gegründeten reichsweit organisierten Verein Deutscher Ingenieure (VDI), hier hatte er in späteren Jahren auch den Vorsitz des Regionalverbandes inne. Als technischer Leiter und damit Entwicklungschef des Unternehmens war er selbstredend daran interessiert, sein Unternehmen gegenüber der Konkurrenz technologisch auf dem neuesten Stand zu halten. Hier ist eine weitere Erklärung für die Architektur-Investition in die Spinnerei von 1903 zu suchen, die als Musterfabrik und Anschauungsobjekt nicht nur im Kreis der Unternehmerschaft, sondern auch für den wissenschaftlichen Nachwuchs fungierte. Längst war Reutlingen nicht nur Sitz mittelständischer Textilfirmen, sondern auch Bildungsstandort für die Textilwirtschaft. An der Höheren Fachschule für Textilindustrie waren Studenten aus dem gesamten Deutschen Reich, aber auch aus Russland, Amerika und Asien eingeschrieben.²⁵

Architektur entstand bei der Firma Gminder an der Schnittstelle von Wirtschaft und Wissenschaft. Wissenschaftsförderung betrieb Emil Gminder in mehreren Einrichtungen,²⁶ vor allem aber am 1903 gegründeten Deutschen Museum in München. Seit 1904 Mitglied, gehörte er dem Vorstandsrat des ältesten und weltweit größten naturwissenschaftlich-technischen Museums von 1907 bis in die 1950er-Jahre an.²⁷ Warum dieses ehrenamtliche Engage-

²⁴ Zu Gminders Aufenthalt in England siehe StadtA Rt., Nachlass Gminder, Nr. 66.

²⁵ Beschreibung des Oberamts Reutlingen, 2. Bearb., hrsg. vom K. Statistischen Büro, Teil 1, Stuttgart 1893, S. 280–281, 359–360. Konrad Gminder war im Textiltechnikum Mitglied des Vorstandes; zum Leiter der Fachschule, dem international angesehenen Textilfachmann Otto Johannsen, unterhielt die Familie Gminder freundschaftliche Kontakte; siehe L. Huchting-Gminder (wie Anm. 19), S. 11. Zum Technikum siehe Eugen Wendler: Praxisnähe und Internationalität von Anfang an. Von der „Webschule“ zur „Hochschule Reutlingen“. Historischer Rückblick auf die Entwicklungsgeschichte zum 150-jährigen Jubiläum im Jahre 2005, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 44 (2005), S. 9–138.

²⁶ Die Sichtung einschlägiger Fachbücher ergibt, dass Gminder u. a. Mitglied der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und der Württembergischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften Tübingen sowie Sponsor des ersten Zeppelin-Luftschiffs Z1 war.

²⁷ Emil Gminder war seit 1904 bis zu seinem Tod Mitglied des Deutschen Museums; dem Vorstand dieses wichtigsten deutschen Technikmuseums gehörte er seit 1907 an, dort wurde er 1935 und 1950 wiedergewählt und schied 1953 aus dem Ausschuss aus. Laut Mitgliedskarte hat Gminder das Museum lebenslang unterstützt und spendete zusätzlich in den Jahren 1910 und 1920 Beträge in Höhe von 1000 bzw. 5000 Mark. Freundliche Auskunft von Dr. Matthias Röschner, Stellv. Leiter Archiv Deutsches Museum München.

ment im bayerischen „Ausland“? Firmenrenommee und Repräsentation spielten hierbei eine Rolle, aber auch Gminders ausgeprägtes Interesse am Thema der öffentlichen Bildung. Die Einbindung zahlreicher bedeutender Firmen und Unternehmensverbände in die Gremien des Deutschen Museums ließ ein weitreichendes berufliches und soziales Netzwerk entstehen, das bis weit in höchste politische Entscheidungsgremien hineinreichte. Für die beteiligten Unternehmer konnte sich dies nur vorteilhaft auswirken und Gminder ließ an diesem Netzwerk auch den Nachwuchs aus der Reutlinger Textilwirtschaft teilhaben, indem er ein Stipendium für die Studenten des Technikums einrichtete, das einen einjährigen Studienaufenthalt in München ermöglichte.²⁸ Sein langjähriges Engagement für das Deutsche Museum zeigte Gminders weit über regionale Kreise hinausgehende Verbindungen. Ein wichtiger Nebeneffekt seiner Münchner Museumstätigkeit waren die Einblicke in die Unternehmenspolitik von Deutschlands bedeutendsten Firmen, die sich nahezu geschlossen als Mäzene einer neuen Industrienation begriffen.²⁹

Auch im Bereich der Kunstförderung war er vielfältig aktiv und nahm rege am kulturellen Leben in Reutlingen und Stuttgart teil. Einzelne Künstler aus dem Umfeld der Stuttgarter Akademie und der Technischen Hochschule wurden beauftragt und gefördert, darunter der Graphiker und Maler Wilhelm Laage (1868–1930), der der Künstlergruppe Brücke nahestand und für Emil Gminder anlässlich eines geplanten Firmenjubiläums mehrere Holzschnitt-Ansichten der Fabrik sowie der Villa Emil Gminder gefertigt hatte.³⁰ Die Mitgliedschaft im Württembergischen Kunstverein Stuttgart und seine Tätigkeit im dortigen Hauptausschuss für Kunstausstellungen bot hier immerwährende Anregung und Erweiterung der Kontakte. Neben dem Werkbund-Mitbegründer Peter Bruckmann war Gminder einer der wenigen Industriellen, die in diesem Kreis an der Vorbereitung der Großen Kunstausstellung 1913 im kurz zuvor eröffneten Königlichen Kunstgebäude mitwirkten.³¹ Immer über das Lokale hinausdenkend und interessiert, war Gminder Abonnent der Berliner Zeitschrift *Woche* und der Münchner Kunst- und Literaturzeitschrift *Jugend*, beides illustrierte Reformzeitschriften.³²

²⁸ L. Huchting-Gminder 1972 (wie Anm. 19), S. 16.

²⁹ Im Vorstand des Deutschen Museums saßen neben Vertretern der bayerischen Regierung, der Stadt München und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Vertreter des VDI oder des Zentralverbands Deutscher Industrieller. Siehe: Elisabeth Kraus: Repräsentation – Renommee – Rekrutierung. Mäzenatentum für das Deutsche Museum, München 2013, S. 8.

³⁰ Zu Laage und dessen Auftragsarbeiten für Gminder siehe Alfred Hagenlocher: Wilhelm Laage: Das graphische Werk mit vollständigem Werkverzeichnis, München 1969.

³¹ Siehe: Grosse Kunstausstellung Stuttgart 1913. Königliches Kunstgebäude, Schloßplatz Mai – Oktober, Stuttgart 1913. Das Kunstgebäude war von Theodor Fischer geplant worden. Zur Verbindung Gminder-Fischer siehe die folgenden Seiten.

³² L. Huchting-Gminder (wie Anm. 19), S. 18.

Gminder stand mit seinen Aktivitäten und Interessen wie viele seiner Zeitgenossen zwischen Tradition und Moderne. Im Bereich der Architektur ließen sich seine unternehmerischen und mäzenatischen Interessen hervorragend verbinden und hier zeigte er sich als konsequenter Förderer der Avantgarde. Die Idee, dass Architektur einen erzieherischen Auftrag erfüllen könne, bestimmte den Reformdiskurs der Zeit und beeinflusste auch den Reutlinger Fabrikanten. In der Zusammenarbeit mit dem knapp zehn Jahre älteren Theodor Fischer (1861–1936) wurde diese Idee konkret.

Die Fabriksiedlung – gebaut von Theodor Fischer

„Seit langem besaß Deutschland keinen Künstler mit so starkem Gefühl für das Wesentliche und solchem Gestaltungsvermögen wie Theodor Fischer. Er hat den stärksten Anteil an der Erziehung des deutschen Volkes zur Baukunst.“ Zu dieser Einschätzung gelangte der Kunsthistoriker Julius Baum in seiner kleinen Baumonographie zu den Pfullinger Hallen, die Fischer 1904 bis 1907 für den Unternehmer und Privatier Louis Laiblin gebaut hatte.³³ In einer Zeit, in der immer noch über Stilfragen diskutiert würde, sei Fischer für die Funktion, das Nutzerbedürfnis und nicht zuletzt die Rücksichtnahme auf Ort und Landschaft eingetreten, so Baum. Geschlossenheit und klare Gliederung der Form sah Baum als die wichtigsten Merkmale Fischer'scher Architektur und zeichnet damit das Bild eines konsequenten Reformers.³⁴ Der Münchner Theodor Fischer arbeitete seit 1902 als Hochschullehrer an der Technischen Hochschule und als Architekt und Stadtplaner in Stuttgart. Zuvor hatte er sich in München mit seinen Stadterweiterungsplänen und städtischen Schulen einen Namen gemacht. Seine entschiedene Ablehnung galt dem Historismus und den Auswüchsen einer renditehörigen Stadtplanungspolitik. Als Kritiker des Stuttgarter Bauwesens eilte ihm bald der Ruf des unbequemen Querdenkers voraus – die Stadt Stuttgart betraute ihn mit nur einem einzigen öffentlichen Bauauftrag.³⁵ Umso intensiver pflegte Fischer die Verbindungen zu württembergischen Industriellen und Industrieverbänden. Im Laufe der Stuttgarter Jahre kam es zur Zusammenarbeit Fischers mit der Württembergischen Metallwarenfabrik (Geislingen, 1906),³⁶ mit der Firma Laiblin (Papier-

³³ Julius Baum: Die Pfullinger Hallen, München²1916, S. 17.

³⁴ Ebd. S. 20–21.

³⁵ Hierbei handelt es sich um die Fangelsbachschule (Heusteigschule) im Stuttgarter Süden 1904–1906; siehe Kerstin Krebber (Renz): Die Heusteigschule von Theodor Fischer in Stuttgart 1904–1906, Stuttgart 1995.

³⁶ Wettbewerbs-Entwurf für einen Saalbau mit Schul- und Leseräumen sowie einer Gaststätte in der Eberhardtstraße, 1906.

herstellung, Pfullingen, 1904–1907),³⁷ mit Luipold & Schneider (Bau, Stuttgart, 1904)³⁸ und mit dem auch politisch einflussreichen Unternehmer Gustav Siegle (Farben, Stuttgart, 1907–1912).³⁹ Für alle Industriellen war Fischer als Architekt, aber auch als Stadtplaner interessant. Fischer stand für Reform und Innovation, für das Aufbrechen verkrusteter Strukturen.

Sein erster Auftraggeber aus dem Kreis der württembergischen Industrie aber war Emil Gminder, der offensichtlich an genau diesen Eigenschaften interessiert war. Den kleinen Auftakt zu einer langjährigen Arbeitsbeziehung machte ein Anbau am Gminder'schen Wohnhaus (1902). Ein Jahr darauf folgte der Großauftrag zum Bau der Siedlung Gmindersdorf, die dem neuen Spinnereikomplex zugeordnet war. Fischer entwarf die Siedlung Gmindersdorf nach dem Vorbild der britischen Gartenstadtbewegung. Die Siedlung, die bereits an anderer Stelle hinreichend beschrieben wurde,⁴⁰ war ein erstes Meisterstück der gerade im Aufbau begriffenen neuen Stuttgarter Architekturschule. Das planende Personal rund um Theodor Fischer sorgte bei der städtebaulichen Anlage der Siedlung (Heinz Wetzel, Bruno Taut) und beim Entwurf (Paul Bonatz, Bruno Taut und Oskar Pixis) für eine bis dahin nicht gekannte Verbindung von Tradition und Innovation. Für Generationen von Architekturstudenten war in Reutlingen ein Lehrstück in Siedlungs- und Wohnungsplanung gebaut worden. Sämtliche baugeschichtlich vergleichbaren Werkssiedlungen waren später entstanden.⁴¹

Die Siedlung verwies auf Gminder als eine Firma, die es früher als die meisten Unternehmen im Deutschen Reich verstand, mit innovativen Architekturkonzepten Aufmerksamkeit zu erzeugen. Es war kein Zufall, dass sich Gminder nahezu zeitgleich zu der 1904 vollzogenen Umwandlung von der offenen Handelsgesellschaft in eine GmbH zu einem solchen Bauvorhaben entschloss. Gminder war Branchenführer im Südwesten und die nationale und internationale Aufmerksamkeit, die der Siedlung und der zugehörigen Fabrik zuteil wurde, war Teil der Unternehmensstrategie. Renommierte

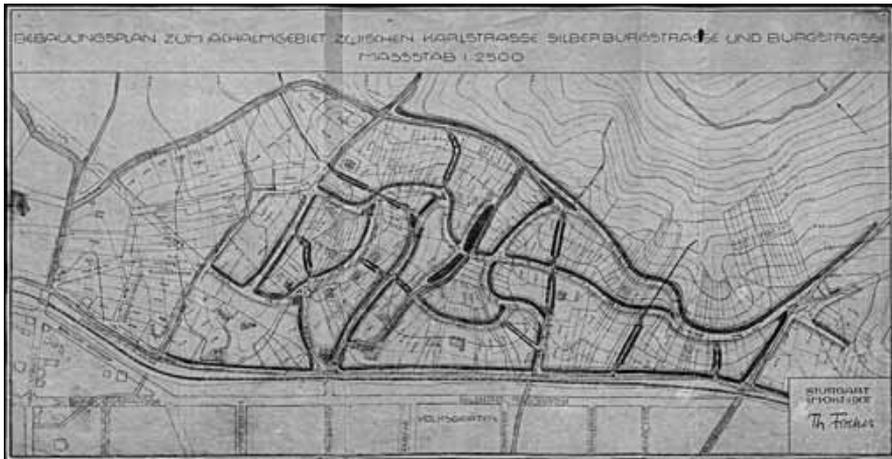
³⁷ Pfullinger Hallen, Saalbau mit Festsaal und Turnhalle 1904–1907; Erlenhof, Umbau eines Sommerhauses in einen Gutshof/landwirtschaftliche Musteranlage 1904–1907; Innenausbau Villa Laiblin (undatiert, nicht gesichert), Schönbergturm Pfullingen des Schwäbischen Albvereins 1905–1906.

³⁸ Lagerhaus aus Eisenbeton in der Talstraße 47, Stuttgart-Ostheim, 1904.

³⁹ Gustav-Siegle-Haus, Volksbildungshaus am Leonhardsplatz Stuttgart, 1907–1912.

⁴⁰ J. Haspel, Ulmer Arbeiterwohnungen (wie Anm. 4), S. 202–235 mit weiterführender Literatur; Bosch und Reutlingen (wie Anm. 4).

⁴¹ Hier sind vor allem die Krupp-Siedlungen Altenhof II in Essen (1907–1914) von Robert Schmohl und Margarethenhöhe (ab 1906 bis in die 1930er-Jahre) von Georg Metzendorf zu nennen. Vergleichbar ist auch die erst fünf Jahre später entstandene bekannte Werkssiedlung in Dresden-Hellerau (1909) von Richard Riemerschmidt.



Der Baulinienplan Achalmgebiet, gezeichnet von Theodor Fischer 1907.

Fachzeitschriften aus dem gesamten deutschen Reich berichteten durchweg positiv und ausführlich über die Siedlung, darunter *Der Städtebau* aus Berlin (1906), *Der Baumeister* aus München (1908) und die *Neudeutsche Bauzeitung* Leipzig/München (1908). Ein bisher unbekannter städtebaulicher Folgeauftrag ergab sich im Jahr 1909, als das Büro Fischer zwischen der Tübinger und der Jahnstraße unweit der Gminder-Villa eine 15 Mehrfamilienwohnhäuser umfassende Beamtenwohnsiedlung plante. Der schematische Entwurf mit mehrgeschossigen Häusern statt einer Reihenbebauung entsprach jedoch keineswegs den Idealen Fischers und dürfte neben den örtlichen Bebauungsvorschriften dem Ökonomiedenken des Auftraggebers geschuldet sein.⁴²

Auch die Auftragsbeziehung Gminder–Fischer löste in der Stadt Reutlingen weitere Planungen aus.⁴³ So 1907, als Fischer für das Achalmgebiet zwischen dem heutigen Straßenverlauf Schöner Weg und der Panoramastraße einen Baulinienplan entwarf, der mit sanft geschwungenen Straßenverläufen dem topographischen Verlauf des ansteigenden Geländes folgte, um malerische Wirkungen zu entfalten.⁴⁴ Dieses Prinzip hatte Fischer bereits im Gmindersdorf veranschaulicht, seine Wirkung konnten die Reutlinger

⁴² Architektursammlung TU München, fis–t-285–3, „Besitz des Herrn Emil Gminder an der Lerchen- und Jahnstraße in Reutlingen (Bauparzellen – Einteilung)“, Juni 1909.

⁴³ In Forbach/Lothringen kam es zu einer ähnlichen Konstellation: Für den Papierfabrikanten Adt entwarf Fischer 1912/13 das Wohnhaus und zugleich einen Bebauungsplan für Forbach-Süd. Bei diesem Projekt stand jedoch vielmehr die Korrektur einer bestehenden städtebaulichen Situation im Vordergrund; Winfried Nerdinger: Theodor Fischer. Architekt und Stadtplaner, Berlin 1988. Werkkatalog, S. 268.

⁴⁴ Architektursammlung TU München, fis–t-272–3 und StadtA Rt., „Baulinienplan Achalmgebiet“ 1907. Die Planung wird 1917 von Fischer weiter ausgearbeitet, siehe Architektur-

Gemeinderäte also selbst nachprüfen. Auffallend an diesem Baulinienplan für die Reutlinger Halbhöhenlage ist die ursprünglich an mehreren Stellen beabsichtigte Aufweitung des Straßenraums für Grünanlagen und die Verbindung der Höhenstraßen durch kleine Staffeln und Stichstraßen. Auch wenn der Plan wegen seiner Durchwegungen kompliziert in der Umsetzung war und nur in Teilen verwirklicht werden konnte, ist festzuhalten, dass Fischer erstmals in Reutlingen die Chance auf die Verwirklichung seiner seit Jahren proklamierten städtebaulichen Ideale erhielt – eine Chance, die ihm in Stuttgart, für das er gleich mehrere identisch angelegte Planungen vorlegte, weitgehend verwehrt blieb.⁴⁵ Inwieweit Emil Gminder angesichts der zahlreichen Familiengrundstücke in dieser Gegend in die Beauftragung involviert war, ist unklar.

Die Fabrikantenvilla Emil Gminder – gebaut von Theodor Fischer

Emil Gminder erwarb 1885 ein Wohnhaus in der Reutlinger Wernerstraße 26 (heute Gustav-Werner-Straße) von der Witwe des Bettdecken-Fabrikanten Karl Kauffmann.⁴⁶ Das Haus war ideal gelegen, da es in Sichtweite zum Werk II, genau in der Verlängerung der Tübinger Straße stand. So waren gleichermaßen Nähe und Distanz zur Fabrik gegeben. Der Kauf eines „gebrauchten“ Hauses war ungewöhnlich, mit der Standortentscheidung führte Gminder jedoch ein übliches Muster weiter, hatte doch ein redlicher Fabrikant in Fabriknähe zu wohnen und auf eine allzu ostentative Prachtentfaltung im häuslichen Umkreis zu verzichten. Auch Gminder übertritt diese unausgesprochene Grenze der Angemessenheit nicht, während Industrielle in England, in der Schweiz und Vertreter der deutschen Schwerindustrie wie Thyssen und Krupp ihre Unternehmen längst mit großen bis größten Villen in Alleinlage repräsentieren. Dennoch war das Haus durchaus ambitioniert. Geplant hatte es der Reutlinger Architekt Eberhard Hess im Schweizerhausstil.⁴⁷

sammlung TU München, fis-t-272-1/2 „Bebauungsplan zum Achalmgebiet zwischen Karlstrasse, Silberburgstrasse und Burgstrasse“.

⁴⁵ W. Nerdinger (wie Anm. 43), Werkkatalog.

⁴⁶ Die Pläne zeichnet Eberhard Hess aus Reutlingen, den das Adressbuch der Stadt Reutlingen von 1884 als Architekt führt. Zusammen mit Heinrich Abel d. Ä. ist Hess in den 1880er-Jahren einziger nomineller „Architekt“ in Reutlingen, das Gros der lokalen Bauplaner stellen Bauwerkmeister niederer Ausbildungsherkunft.

⁴⁷ „Schweizerhäuser“ kamen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Mode und bedienten den Topos der Rückkehr zur Natur. Diese Ikonographie behält der Haustyp bis in die Gegenwart bei. Im Laufe des 19. Jahrhunderts tritt eine Popularisierung und „Verbürgerlichung“ des Schweizerhauses ein. Insbesondere in den USA und in England erfreuen sich Musterbücher zu „Almshouses“ und „Swiss Cottages“ großer Beliebtheit, hier sind es längst wohlhabende Kreise aus Adel und Bürgertum, die sich Schweizerhäuser als Gartenhäuser oder Landsitze bauen lassen. Hierzu: Manfred Gubler: Ein Berner Bauernhaus für den Kö-



Fabrikantenwohnhaus im Schweizer Stil. Haus Emil Gminder in der Gustav-Werner-Straße 26, um 1900 ...

Einhalbgeschossig ausgeführt, stand es inmitten eines großen Gartens, der zum Teil als Alpengarten angelegt war. Das Holzfachwerkhhaus entsprach mit seinen ausladenden Dachständen und der polychromen Bauornamentik allen Merkmalen, die für ein *Swiss Cottage* im 19. Jahrhundert typisch waren.

Schweizerhäuser lagen in den 1870er- und 1880er-Jahren im Trend. Insbesondere in Württemberg stand dieser Haustyp in einer besonderen ikonographischen Verbindung, da im Land tätige Schweizer Fabrikanten mit diesen Architekturen auf ihre Herkunft verwiesen. So hatte beispielsweise die Mitte des 19. Jahrhunderts bedeutende Baumwollspinnerei und -weberei im württembergischen Kuchen ihre Arbeiterhäuser von 1865 als Schweizerhäuser bauen lassen – der Fabrikant Arnold Staub war ein eingewanderter Eidgenosse.⁴⁸ Als Textilunternehmer dürfte Gminder der assoziative Charak-

nig von Württemberg. Eine Miscelle zum „Schweizerhaus“ und seiner Entwicklung 1780–1850, in: Unsere Kunstdenkmäler, 30 (1979), S. 380–395.

⁴⁸ Zu Fabrik und Siedlung siehe Walter Ziegler: Fabrikgründung auf der „grünen Wiese“. Die Baumwoll-Weberei und -Spinnerei Kuchen, in: Die Fils. Fluss – Landschaft – Menschen, hrsg. von Walter Ziegler u.a. (Veröffentlichungen des Kreisarchivs Göppingen, Bd. 16), Göppingen 2011, S. 188–197. Der bekannte Züricher Architekt Leonhard Zeugheer, ebenfalls Hausarchitekt der Textildynastie Rieter, plante die Arbeiterhäuser (siehe Anm. 23).



... und nach dem Umbau der Jahre 1906/1907 durch Theodor Fischer. Noch fehlt die markante Umfriedung des Grundstücks.

ter des Hauses durchaus geläufig gewesen sein. Ein Haus im „Schweizerstyl“ war um 1900 aus der Mode geraten und hatte überdies eine pikante Note, denn die Schweiz war der größte Konkurrent für die süddeutsche Baumwollindustrie, als Wohnhaus eines württembergischen Baumwollindustriellen setzte es also ein falsches Signal. Entsprechend beauftragte Gminder das Büro Theodor Fischer erst 1902 mit einer Erweiterung, dann 1906 mit einem radikalen Umbau unter Aufgabe der bisherigen Gestalt.⁴⁹ Rund dreißig Jahre bewohnte

⁴⁹ Das kleine Erweiterungsprojekt 1902 übernahm im Büro Fischer Paul Bonatz. Bauleiter für die Hausumgestaltung 1906 war Oskar Pixis. Siehe L. Huchting-Gminder (wie Anm. 19), S. 17.

die Familie das Fischer-Haus, ab 1937 sollte es verkauft werden und befand sich seit 1940 in wechselndem Privatbesitz. Das Haus wurde im Krieg beschädigt, der Abriss erfolgte im Jahr 1988,⁵⁰ heute steht hier eine Tankstelle.

Das Haus Gminder gehörte zu den bedeutendsten Wohnhausbauten im Werk Theodor Fischers.⁵¹ Für die Bauaufgabe Unternehmervilla in Stadtlage entwarf er einen dreigeschossigen Bau über rechteckigem Grundriss, der allseitig symmetrisch gegliedert war. Ressourcenschonendes Bauen im Bestand war bei diesem Projekt bereits ein Thema: Fischer riss das alte Haus nicht einfach ab, sondern integrierte die Grundmauern samt Sockelgeschoss und die tragenden Wände in den Neubau. Das neue Haus wurde dem Altbau regelrecht übergestülpt. Das Ergebnis war eine von allen Seiten gleichermaßen repräsentative Villa, die dank ihrer Höhe und ihrer günstigen städtebaulichen Position sowohl von der Stadt als auch von Werk II aus sichtbar war. Zum Abschluss kam das Hausprojekt jedoch erst mit der Umfriedung des Grundstückes. Ungewöhnlich in Materialität und Gestaltung, wurden Eingangstor und Umfriedung in Kunststein gegossen, der weiß gestrichene Holzaufbau ließ den Blick auf das Gebäude frei und markierte dennoch eine deutliche Grenze. Die Mauerskulpturen gestaltete der Schweizer Bildhauer Jakob Brüllmann.⁵² Haus und Umfriedung bildeten eine Einheit, denn es ging Fischer um die Komposition von Räumen und Flächen, zu der auch die massive „Rahmung“ des Hauses gehörte.

Fischer hatte allen „Klimbim der Fassadenarchitektur“, wie er sich gerne ausdrückte, entfernt und die Fachwerk-Verblendziegelwände mit neuen Drahtziegeln umkleidet, anschließend wurde das Haus allseitig in einem abgetönten Ockergelb verputzt. Weitere Farben waren das Rot der Walmdachflächen in Kombination mit dem Tannengrün der Klapp-Fensterläden und dem ungetönten Weiß der Fenster.⁵³ Das Glätten, Beruhigen und Vereinheitlichen der Fassade, das insgesamt lichte Erscheinungsbild stand im starken Kontrast zum Vorgängerbau mit seinen dunkeltonigen Materialien Holz und Ziegel. Die Bauornamentik war verhalten und beschränkte sich auf ein umlaufendes schwarz-rotes Sgraffitofries unterhalb der Dachtraufe und den stilisierten Baumwollbündeln als Fensterumrahmungen im Erdgeschoss. Zusammen mit dem zur Straßenseite aufgebrachten Emblem „G“ für Gminder verwiesen diese zurückhaltenden Details auf den Hauseigentümer.

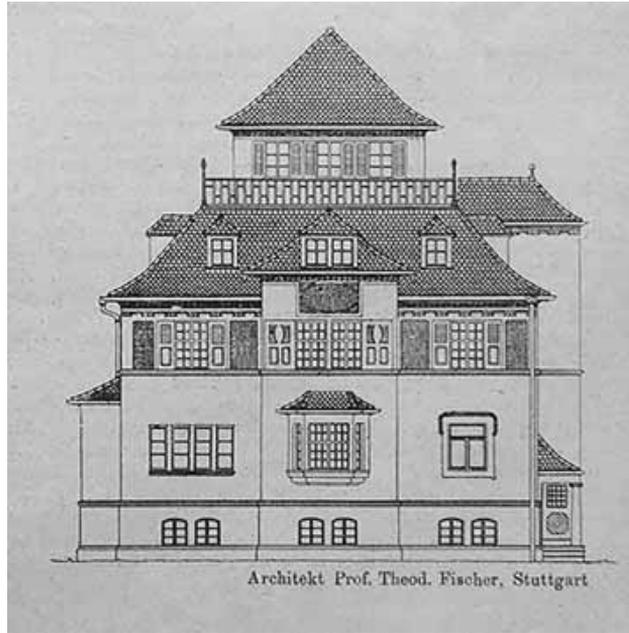
⁵⁰ Diese Informationen verdanke ich Herrn Stadtarchivar Roland Brühl.

⁵¹ Theodor Fischer: Wohnhausbauten, Leipzig 1912.

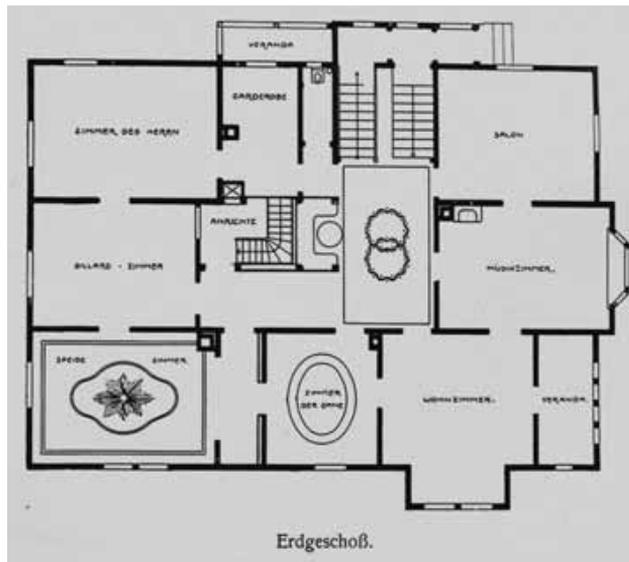
⁵² Sie sind als einziges Relikt des Gebäudes erhalten und stehen im Reutlinger Volkspark in der dortigen „Wasserachse“, die 1984 anlässlich der Landesgartenschau gestaltet wurde.

⁵³ Über Farben und Materialität informiert drei Jahre nach Fertigstellung der Baubericht in der Neudeutschen Bauzeitung 5 (1909), S. 177–181: Wohnhaus E. Gminder in Reutlingen. Architekt: Prof. Theodor Fischer – München. Verfasser: L. v. W. (= Schriftleiter Ludwig von Weckbecker).

Haus Emil Gminder. Ansicht von Südwesten. Deutlich sichtbar die aus dem Quadrat entwickelten Proportionen. Zentrum der geometrischen Figur ist das Medaillon. Aus: Bauzeitung für Württemberg, Baden, Hessen, Elsaß-Lothringen



Haus Emil Gminder. Der Grundriss beruht auf dem System zweier verschobener Quadrate. Aus: Theodor Fischer, Wohnhausbauten, 1912.



Die gesuchte Irregularität des Vorgängerbaus ersetzte Fischer durch das Ordnungssystem der Geometrie und der Proportionierung. Diese Entwurfspraxis ist bei ihm an einer Vielzahl erhaltener Architekturskizzen beleg- und an nicht wenigen erhaltenen Gebäuden auch sofort erkennbar. Bei einem privaten Wohnhaus wandte er den Proportionsentwurf jedoch in dieser Konsequenz erstmals in Reutlingen an. Aufgesattelt auf den Sockel des Vorgängerbaus ist die Fassade aus der Kreisgeometrie entwickelt, für den Aufriss ergeben sich dadurch Dreiecke und Quadraturen unterschiedlichen Zuschnitts. Fischer betonte selbst immer wieder, dass er gerne mit Quadraten entwerfe, die psychologische Wirkung daraus entwickelter Rechtecke unterschiedlicher Proportion hatte er im Rückblick auf sein Werk einmal von demütig (Verhältnis 2:1) bis stolz (Verhältnis 2:3) charakterisiert.⁵⁴ Die Häufung gelängter Vertikal-Kubaturen im Verhältnis von 2:3 an der Gminder'schen Hausfassade vermittelte nach Fischers Verständnis eine klare Botschaft: Hier steht das stolze Haus eines stolzen Unternehmens. Entsprechende geometrische Zeichnungen aus der Entwurfsphase existieren nicht mehr, aus einem üblicherweise Dutzende von Blättern umfassenden Zeichnungskonvolut blieb in der Architektursammlung der TU München nur noch das 1:1-Fasadendetail der Fensterumrahmung mit den stilisierten Baumwollbündeln erhalten, gezeichnet im September 1906.⁵⁵

Planungsökonomie bestimmte auch die Grundrissgestaltung. Den alten Zugang an der Südwestseite und die Erschließung im Innern nutzte Fischer weiter. Die Aufteilung des Grundrisses wurde jedoch nach den Maßgaben von verhaltener Repräsentation, Flächengewinn und verbesserter Funktion verändert: im Erdgeschoss gruppierte er ein klassisch-bildungsbürgerliches Raumprogramm mit Salon, Musikzimmer, Wohnzimmer, Zimmer der Dame, Speiseraum, Billardzimmer und Zimmer des Herrn um den zentralen Eingangsbereich. Dieser fiel, gemessen an den monumentalen Dielen anderer Villen der Zeit, ausgenommen bescheiden aus. Die Versorgungs- und Technikräume wurden ins Sockelgeschoss verlegt.⁵⁶ Das Obergeschoss war der privaten Nutzung vorbehalten, auffällig war die Funktionstrennung in ein Kinderschlafzimmer und ein nach Süden ausgerichtetes Kinderzimmer, das dem spielenden Kind einen eigenen attraktiven Raum zubilligte. Vom Turmgeschoss aus hatte Gminder freie Sicht in alle Richtungen und damit zu beiden Fabrikstandorten in Reutlingen.

⁵⁴ W. Nerdinger (wie Anm. 43), S. 100.

⁵⁵ Architektursammlung TU München, Nachlass Theodor Fischer, Haus E. Gminder, fis-t_12-1.

⁵⁶ Das Sockelgeschoss als das Technik- und Logistikzentrum des Hauses hatte neben der Küche mit Außenanlieferungsmöglichkeit, der Waschküche mit Bügelzimmer und dem Zugang zum Gewächshaus die Kohleheizanlage für die Zentralheizung, eine Holzlege samt Weinkeller sowie eine Dunkelkammer für die fotografischen Erzeugnisse des Hausherrn.



Haus Emil Gminder. Zimmer der Hausherrin Elise Gminder mit Blick ins angrenzende Speisezimmer.

Mit dem Anspruch, das Außen und Innen des Hauses gleichgewichtig zu behandeln, entwarf Fischer Teile der Raumausstattung im Erdgeschoss. Vom Stuck der Deckenspiegel bis hin zu den Intarsien-Wandarbeiten bemühte sich der Architekt um eine Reduktion der Form und eine Glättung der Oberflächen. Zugleich sollten die Räume heller wirken, hierzu wurde statt dunkler

Eiche die hellere Pitchpine-Vertäferung gewählt. Umlaufend wurden im Speisezimmer Spiegel unterhalb der Decke angebracht, die zusammen mit der weiß gekalkten Decke das Licht reflektierten. Zeitgenössische Fotografien zeigen im Zimmer der Dame nicht mehr das obligatorische Klavier oder die Sitzecke zum Nähen, sondern die Utensilien einer selbstbewussten Fabrikantengattin: Der Schreibtisch von Elise Gminder, geb. Gminder, stand am Fenster, vom Tisch aus ging der Blick auf ein Porträt des Stammhauses der Firma und das Speisezimmer der Familie. Die Raumaufteilung im Haus zeugte von einer Familienstruktur,⁵⁷ die den Kindern und der Dame des Hauses neue Entfaltungsmöglichkeiten bot und Rückschlüsse auf Gminders Nähe zur zeitgenössischen Lebensreformbewegung zulässt.

Die hochkomplexen Assoziations- und Bedeutungshierarchien des Historismus ablehnend, plante Fischer ein Haus für Gminder, das vor allem eines sein wollte: ein modernes Wohnhaus für einen Fabrikanten und seine Familie, das aus den Bedürfnissen seiner Bewohner entwickelt war. Fischer hätte aus dem alten Schweizerhaus „einen freundlichen, echt süddeutschen Putzbau gemacht“, stellte die zeitgenössische Architekturkritik fest.⁵⁸ Sein radikaler Umbau der Reutlinger Fabrikantenvilla geriet zum Lehrstück der Reformbewegung in Architektur und Kunstgewerbe und ist in seiner Bedeutung nicht geringer einzuschätzen als die Pfullinger Hallen des Mäzens Louis Laiblin. Der Erbe der Pfullinger Papierfabrik hatte Theodor Fischer ebenfalls zum „Hausarchitekten“ gemacht, das Gminder'sche Aufgabenspektrum wiederholte sich dort in Teilen: Zunächst baute Fischer für Laiblin ein bestehendes historistisches Landhaus nach den Gesichtspunkten der traditionellen Moderne um und integrierte es in den Neubau der Gutshofanlage Erlenhof (1904–1905), es folgte mit den Pfullinger Hallen ein Volksbildungshaus mit angeschlossener Festhalle (1904–1906), anschließend die nicht ausgeführte Planung für eine Fabrik-Siedlung (1906–1907). Die Dreiecksbeziehung Fischer, Gminder und Laiblin war weniger von mäzenatischer Konkurrenz als vielmehr von einer gemeinsamen Förderung des Reformgedankens in Architektur und Kunst geprägt.

Es ist in diesem Zusammenhang von nicht geringer Bedeutung, dass Fischer unmittelbar vor und während der Gründung des 1907 in München ins Leben gerufenen Deutschen Werkbundes (DWB) für Gminder und Laiblin arbeitete und im Raum Reutlingen seine ersten Bauaufträge aus der Industrie verzeichnete. Dass eine Unternehmenskultur, die sich in der anspruchsvollen Gestal-

⁵⁷ Am 9. Oktober 1899 hatte Emil Gminder in Reutlingen seine Cousine Elise Gminder, die Tochter des Louis Gminder und der Karoline Baur, geheiratet. Das Paar hatte sechs Kinder, vier Mädchen und zwei Jungen. Elise war die Schwester von Konrad Friedrich und Louis jun. Gminder.

⁵⁸ Zitate aus: Neudeutsche Bauzeitung 5 (1909), S. 177.

tung von Industrieprodukt und Firmenarchitektur gleichermaßen ausdrückte, für die wirtschaftliche Entwicklung eines Unternehmens von größter Bedeutung war, dafür warben der DWB und nicht zuletzt sein Gründungsmitglied Theodor Fischer. Entstanden war der DWB als Interessengemeinschaft von Industriellen und Kunstschaaffenden mit dem Ziel, die deutsche Industrie und ihre Produkte auf dem Weltmarkt wieder konkurrenzfähig zu machen. Gminder selbst war im betreffenden Zeitraum nie Mitglied im Werkbund,⁵⁹ doch war ein Unternehmer wie er, der die Trias Fabrik, Fabriksiedlung und Fabrikantenwohnhaus als Gestaltungsaufgabe sah, aus dem Blickwinkel des DWB ein Idealfall. Festzuhalten bleibt, dass Emil Gminder als Bauherr zum Türöffner für die Industriekultur in Württemberg wurde.

Das Haus Gminder galt innerhalb des DWB als Vorzeigeprojekt, und für dessen Pressearbeit in Kunst, Architektur und Innendekoration zeigte sich Gminder durchaus offen. Gleich zwei dem Verband nahestehende Fachzeitschriften berichteten über die Reutlinger Villa in Bild und Text: Die „Bauzeitung für Württemberg Baden Hessen Elsass Lothringen“ mit Sitz in Stuttgart und die in Leipzig und München beheimatete Zeitschrift „Neudeutsche Bauzeitung“ berichteten 1908 bzw. 1909.⁶⁰ Diese Architekturzeitschriften stellten regelmäßig neue Bauprojekte insbesondere von Mitgliedern des Werkbundes vor, die Bauzeitung für Württemberg bemühte sich dabei um einen regionalen Blickwinkel.⁶¹ „Die Wohnung der Neuzeit“, eine Art Einrichtungs-Handbuch für reformorientierte Zeitgenossen, folgte dem Motto „Zeige mir, wie du wohnst, und ich will dir sagen, wer du bist“ und veröffentlichte ein Bild der Gminder’schen Diele und eine atmosphärische Beschreibung der Empfangssituation – mehr mediale Wirkung ging für ein privates Wohnhaus nicht.⁶²

Den Leitartikel des Jahrgangsbandes 1909 der *Neudeutschen Bauzeitung* hatte Hermann Muthesius geschrieben. Der programmatische Text „Zur architektonischen Lage“ war eine erste Bilanz der Reformbemühungen des Deutschen Werkbundes. Muthesius war darin zur Einschätzung gelangt, dass die Reformbewegung erste greifbare Erfolge zeitigte:

„Wenn man die heutige allgemeine Architekturausübung mit der vor zwanzig oder dreißig Jahren vergleicht, so fällt auf, daß eine gewisse Freiheit des architektonischen Gestaltens eingetreten ist, die den früher rigorosen Stilgesichtspunkt mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt hat. Daneben ist eine gewisse Neigung zur einfachen und sachgemäßen Gestaltung zu

⁵⁹ Dies ergibt die Sichtung der DWB-Mitgliederverzeichnisse der Jahre 1908, 1910 und 1914.

⁶⁰ Bauzeitung für Württemberg, Baden, Hessen, Elsaß-Lothringen 5 (1908), S. 1–3, 14–17.

⁶¹ Im Redaktionsteam des Fachblattes waren mit Hermann Muthesius, Hendrik Petrus Berlage, Paul Mebes und Hans Bernoulli führende Gründungsmitglieder des DWB vertreten.

⁶² Erich Haenel; Heinrich Tscharmann (Hrsg.): Die Wohnung der Neuzeit, Leipzig 1908, S. 64, Zitat S. 32.



Zwillingsbauten. Die Gminder-Villen in der Karlstraße. Porträt Karl Kaims im Reutlinger Generalanzeiger vom 27.1.1959.

beobachten, die zu dem früheren Formen und Stilgepränge in auffallendem Widerspruch steht. Man kann also feststellen, daß die Architektur in ein besseres Fahrwasser eingelenkt ist.“⁶³

Die Fabrikantenvillen Louis Gminder – gebaut von Ludwig Eisenlohr

Um die Einschätzung von Muthesius zu verstehen, lohnt ein Vergleich mit den sechs bzw. drei Jahre zuvor gebauten Gminder-Villen in der Reutlinger Karlstraße 38 und 40, die der Onkel Emil Gminders, Kommerzienrat Louis Gminder (1842–1904) für seine beiden Söhne Konrad und Louis jun. bauen ließ. Die beiden Villen standen inmitten eines großzügigen Gartengrundstücks und hatten eine Sichtverbindung zur unterhalb gelegenen Fabrik in der Bismarckstraße (Werk I). Der Reutlinger General-Anzeiger erinnerte 1959 an die Fabrikantenvillen – in der Rückschau galten sie als Teil Alt-Reutlingens, das im Zweiten Weltkrieg verloren gegangenen war. Aufgrund ihrer Nähe zu den Bahngleisen im Krieg schwer beschädigt, wurden die Häuser 1946 ebenso wie die benachbarten Webereihallen abgebrochen und das

⁶³ Hermann Muthesius: Zur architektonischen Lage, in: Neudeutsche Bauzeitung 5 (1909), S. 1–4, hier S. 1.

gesamte Areal zügig verkauft.⁶⁴ Anstelle von Villen und Park steht hier heute u. a. die Ferdinand-Steinbeis-Berufsschule.

Der ausführende Architekt Ludwig Eisenlohr (1851–1931) gehörte um die Jahrhundertwende zu den prominentesten Architekten in Württemberg und zugleich zu den Vertretern des Historismus, die von Theodor Fischer kritisiert wurden.⁶⁵ Gemeinsam mit seinem Partner



Kaisertreu und solide. Die Gminder-Villa im Stil der Deutschen Renaissance von Ludwig Eisenlohr, Baujahr 1903.

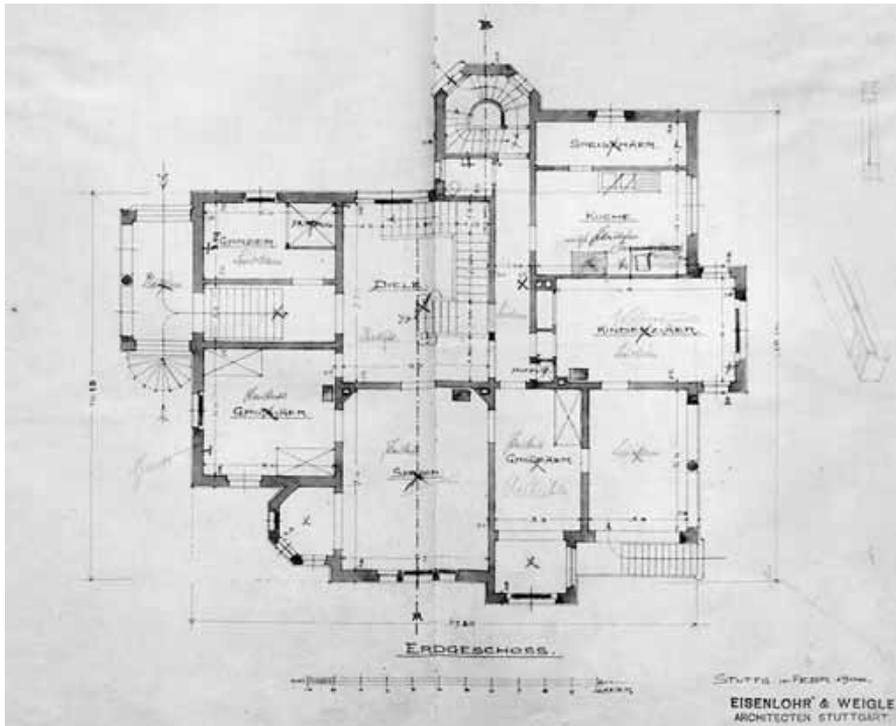
Carl Weigle führte Eisenlohr in Stuttgart ein „Bureau für Architektur“, der Bau von Villen für die württembergische höhere Gesellschaft bildete das Hauptaufgabengebiet. Eisenlohr entstammte einer Reutlinger Familie, die Teil eines weitverzweigten Netzwerkes zwischen Politik, Verwaltung und Wirtschaft, Kirche und Kultur des Landes war. An der Polytechnischen Schule in Stuttgart war er in den 1870er-Jahren Schüler in der Architekturklasse von Christian Friedrich von Leins, dem Studium folgte eine Grand Tour durch Italien und eine Fortsetzung der Ausbildung an der Bauakademie in Berlin – die klassische Ausbildung des Architekten im Historismus.⁶⁶

Ausschlaggebend für den Auftraggeber Louis Gminder dürfte Eisenlohrs Reutlinger Herkunft und das Renommee des Büros Eisenlohr & Weigle gewesen sein. In Stuttgart und in der Region hatte Eisenlohr bereits mehrere Villen ähnlicher Größe und Gestaltung gebaut, Referenzobjekte waren demnach zur

⁶⁴ StadtA Rt., Nachlass Gminder, Nr. 152.

⁶⁵ Zu Eisenlohr siehe: Annette Schmidt: Ludwig Eisenlohr. Ein architektonischer Weg vom Historismus zur Moderne. Stuttgarter Architektur um 1900, Stuttgart-Leipzig 2006; hier jedoch kein Hinweis auf die Gminder-Villen.

⁶⁶ An der Biographie-Enzyklopädie „Das geistige Deutschland am Ende des XIX. Jahrhunderts in biographischen Skizzen, Bd. 1: Bildende Künstler, Leipzig, Berlin 1898, S. 156 beteiligte sich Eisenlohr mit einem Selbsteintrag, bei dem er explizit seine Mitarbeit beim Bau des Berliner Stadtpalais für den Fabrikanten Albert Borsig vermerkte.



Haus Konrad Gminder. Grundriss des Erdgeschosses mit zentraler Treppenhalle.

Genüge vorhanden.⁶⁷ Die Gminder'schen Villen in der Karlstraße sollten zwei Interessenlagen – Kontrolle über die Vorgänge in der Fabrik und das Bedürfnis nach familiärer Repräsentation – miteinander vereinen. Als Signalbauten waren beide auf Fernsicht ausgelegt und markierten den Standort der Fabrik. Vom Bahnhof kommende Besucher, die die Karlstraße bis hinauf zur Fabrik gingen, konnten die Häuser schon von weitem sehen. Gebaut wurden sie im Jahr 1900 (Haus Nr. 38) und 1903 (Haus Nr. 40). Zu beiden Häusern gehörten große Flächen für „Gras- und Baumgarten mit Anlagen“, zusätzlich Gartenhäuser, Gewächshaus, Wasserbassins und ein künstlich angelegter Weiher, später auch ein Tennisplatz.

Die beiden dominanten Villen waren formal aufeinander bezogen, ihre fast identische Architektur und spiegelbildliche Anordnung innerhalb der

⁶⁷ Hier sind neben Fabrikantenvillen in Ulm, Heidenheim, Oberlenningen, Esslingen insbesondere zu nennen: die 1897 bereits publizierte Villa des Champagnerfabrikanten Eduard Giesler in Stuttgart (Bj. 1890–1892), A. Schmidt (wie Anm. 55), S. 269–271, sowie die Villa Julius Hartmann in Stuttgart (Bj. 1899–1900), ebd., S. 376–377.

Grundstücke ließ sie wie Zwillingsbauten erscheinen. Beide boten mit zwei Vollgeschossen samt Sockel- und Dachgeschoss Platz auf insgesamt vier Hausebenen. Wichtigstes Erscheinungsmerkmal waren jeweils die hoch aufragenden Dächer und die malerisch asymmetrische Gliederung durch Giebelrisalite und Turmbauten, die die Häuser deutlich als Neurenaissance-Bauten auswiesen. Die Materialität war durch Kontraste geprägt: Heller Sandstein wurde am rustizierten Sockel, aber auch für die Eckrustizierungen und die Fenstergewände verarbeitet, der rötliche Ziegel des Mauerwerks hob sich dadurch deutlich ab.

Erhalten blieben die Baupläne für das Haus Karlstraße 38.⁶⁸ Sie geben Aufschluss über das Leben und die Wohnvorstellungen der Fabrikantenfamilie Konrad Friedrich Gminder (1869–1939). Der Hausherr hatte seine kaufmännische Ausbildung im Unternehmen und in England erhalten. Als kaufmännischer Leiter unterhielt er enge Kontakte zum Verband Süd-deutscher Baumwollindustrieller, zu Börse, Banken, Wirtschafts- und Industrieverbänden. Einflussreich war Gminder als zeitweiliger Vorsitzender der Reutlinger Industrie- und Handelskammer und der Handelsbörse in Stuttgart. Die Wirkungsstätte des von König Wilhelm II. im Jahr 1910 mit dem Titel „Kommerzienrat“ Ausgezeichneten war das kaufmännische Kontorhaus in der benachbarten Fabrik.⁶⁹

Die repräsentativen, dem Besucherverkehr offen stehenden Räume der Villa befanden sich im Erdgeschoss, die Privaträume in den Obergeschossen. Zentrum des Hauses war die für den Villenbau der Zeit typische Eingang- und Treppenhalle mit Öffnung über zwei Geschosse und umlaufender Empore. Diese wird in den Plänen als Diele bezeichnet, ein angesichts der aufwändigen Gestaltung irreführender Begriff, der aber für die Zeitgenossen durchaus Sinn machte: Mit der Diele als dem eigentlichen Repräsentationsraum des Hauses verwies die Industriellenfamilie auf die Kaufmannsdiele der frühen Neuzeit und damit auf die eigene Tradition. Insbesondere in den um 1880 in Mode gekommenen Villen der Deutschen Renaissance, zu der auch die Gminder-Villen zu rechnen sind, zeigt sich die altdeutsche Diele als wichtigstes Gestaltungsmerkmal. Von ihr gelangte man im Erdgeschoss in den großen Salon und in ein Besuchszimmer für geschäftliche Besprechungen. Im Obergeschoss waren um die Treppenhalle das Zimmer des Sohnes, das Zimmer des Herrn, das Elternschlafzimmer und das Wohn- und Speisezimmer mit voll verglaster Veranda angeordnet. Diese beiden Haupträume waren nach Südwesten zur Fabrik hin ausgerichtet, ein Hinweis darauf, dass die Fabrik im

⁶⁸ StadtA Rt., Nachlass Gminder, Nr. 438. Ausführung und im Archiv dokumentierte Bauantragsplanung für das Haus Karlstraße 38 stimmen nicht völlig überein. Die Bauakte Karlstraße 40 ist nicht mehr auffindbar.

⁶⁹ Nachruf auf Konrad Gminder aus der Betriebszeitschrift „Der lange Emil“, Nr. 8, April 1939.



Akademisch und elegant. Die Laiblin-Villa in Pfullingen im Stil der Italienischen Renaissance von Hermann Zwißler, Baujahr 1873.

Mittelpunkt des Familienlebens stand. Wie häufig in Fabrikantenvillen mit ausgeprägt patriarchalischen Strukturen anzutreffen, verfügte die Dame des Hauses über kein eigenes Zimmer. Typisch für den Grundriss einer großbürgerlichen Villa war das System der Raum- und Wegetrennung im Haus für Familie und Bedienstete. So erfolgte beispielsweise die Anlieferung der Speisen über die Dienstboten-Wendeltreppe, Küche und Speisekammer befanden sich im Erdgeschoss.

Die Gminder-Villen in der Karlstraße waren keine Unikate. In Reutlingen hatte sich Oskar Knapp bereits 1895 in der Krämerstraße ein vergleichbares Haus errichten lassen,⁷⁰ aber auch in Stuttgart, Heilbronn und an anderen Orten Württembergs hatte sich Eisenlohr in ähnlicher Weise eines Kataloges aus spezifisch deutsch empfundenen Renaissanceformen bedient: Charakteristisch war der hohe Dreiecksgiebel mit horizontaler Gesimsgliederung und

⁷⁰ Siehe M. Cuadra, *Architektur* (wie Anm. 10), S. 62.

malerischer Silhouette. Ein Haus in den Stilformen der sogenannten Deutschen Renaissance galt seit den 1870er-Jahren als Ausweis einer kaiser- und reichstreuen Gesinnung. Individualität stand dabei nicht im Vordergrund, vielmehr das Interesse, Teil eines übergeordneten Ganzen zu sein. Schon der Vergleich zwischen den Gminder'schen Villen in der Reutlinger Karlstraße und der älteren Villa von Louis Laiblin in der Klosterstraße 82 in Pfullingen verdeutlicht die sozio-kulturelle Ikonographie: Hier das bodenständig-solide Deutschtum des königstreuen Reutlinger Kommerzienrates, dort der italienisierende Akademismus der Familie Laiblin. Louis Laiblin (1861–1927), seines Zeichens Privatier und vom Vermögen der Familie lebend, bewohnte das nach der Reichsgründung im Jahr 1873 gebaute Haus in zweiter Generation.⁷¹ Es wäre naiv, derartige Architekturbotschaften nicht lesen zu wollen in einer Region, in der nur wenige Unternehmerfamilien in einem engen, auch architektonischen Dialog standen und das Wohnhaus der Familie einen hohen identifikatorischen und zugleich repräsentativen Anspruch hatte. Um 1900 war die große Zeit der Deutsch-Renaissance-Villen jedoch vorbei, die Gebrüder Gminder zogen in Häuser ein, deren Stil bereits als veraltet galt.⁷²

Der Historismus in der Architektur des ausgehenden 19. Jahrhunderts mit seinem Vexierspiel von Assoziationen ist Auftragskunst im eigentlichen Sinne: Architekturen wurden bestellt und geliefert und verwiesen damit auf ihre Abhängigkeit vom Milieu und Geschmack der Auftraggeber. Im Industriebau werden diese Assoziationsfolgen nochmals aufgeweitet. Der Historismus der Spinnerei Gminder übernahm die Doppelfunktion einer landschaftsgestaltenden und zugleich urbanen Architektur. Von der Straße aus war die Fabrik ein städtischer Geschossbau, zur damals noch weitgehend un bebauten Landschaft im Süden erschien ihre schlossartige Architektur als pittoreske Landmarke. Nicht soziales Milieu oder politische Einstellung, sondern technologischer Wandel bedingten ihre Gestaltung. Eine Fabrik im *british style* war markt- und wirtschaftspolitisches Kalkül. Um 1900 lag auf der Hand, dass derart komplexe Stilfragen in eine Sackgasse führen mussten. Emil Gminder baute seine eigene Villa als Kontrast und Gegenort zum landläufigen Geschmack der Zeit. Mit seiner klaren geometrischen Struktur war das Haus in der Wernerstraße das Gegenteil alles Malerischen, die strenge Symmetrie setzte sich von der gesuchten Irregularität und der ikonographisch-politisch

⁷¹ Die Architekturgeschichte des Hauses ist bislang nur unzureichend bearbeitet. Initiativ: Michael Ruhland: Im Hause des Kommerzienrates. Villa Laiblin in Pfullingen (Kreis Reutlingen), in: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege Baden-Württemberg 30 (2001), S. 224–225. Das von Ruhland abweichende Baujahr 1873 aufgrund der freundlichen Auskunft des Stadtarchivs Pfullingen, Herr Spiller.

⁷² Louis Gminder jun. baute sich 1914 in der Villensiedlung am Traifelberg in Lichtenstein ein „reformiertes“ intimeres Wohnhaus. Auch hier war der Architekt Ludwig Eisenlohr; ein Porträt des Hauses und seiner Innenausstattung in der Zeitschrift *Moderne Bauformen* 13 (1914), S. 518 ff.



Das Projekt Volkshaus. Entwurfszeichnung Büro Paul Bonatz 1915, Ansicht vom Marktplatz.

aufgeladenen Bildsprache des Historismus ab. Zwar lebte auch diese Architektur von Assoziationen, doch waren diese weniger an politischer Stellungnahme, sondern an „überzeitlichen“ Aussagen interessiert: Ordnung und Strenge wurden betont und das Gute im Einfachen, in der einfachen Proportionierung und Harmonisierung der Massen und der Raumfolgen gefunden. In Reutlingen markierte die Villa Emil Gminder den Übergang vom Historismus in die frühe Moderne.

Das Volkshaushaus – geplant von Paul Bonatz

„Es wäre brennend zu wünschen, daß Reutlingen endlich in die Reihe der Städte träte, die ein würdiges Kunst- und Volkshaus haben; (...) Allzulange ist bisher gesäumt worden“, schreibt Ludwig Finckh im August 1926 im Vorwort zu „Das Volkshaus (Friedrich List Haus) zu Reutlingen. Denkschrift zum Vorentwurf eines Hotel-Konzertsaal und Volksbad-Neubaus am Karlsplatz“.



Der geplant größte Saal in Reutlingen. Festsaal im Volksbildungshaus, Entwurfzeichnung Büro Paul Bonatz 1915.

Ganz offensichtlich empfanden Finckh und seine Mitstreiter die bisherige Unterbringung des Reutlinger Volkshauses im Spitalhof am Marktplatz als unwürdig, hatten doch andere Städte und Gemeinden für diese Aufgabe repräsentative Neubauten errichtet. Ob auch Emil Gminder, der das bestehende Volkshaus mitten im Ersten Weltkrieg in Auftrag gegeben hatte, einen Neubau an anderer Stelle für so dringlich hielt, ist unbekannt. Er konnte sich zugutehalten, das seit 1922 betriebene sogenannte Volksbildungshaus in der umgebauten Spitalkirche initiiert, bezahlt und im Betrieb gefördert zu haben.⁷³ Das Gminder'sche Volksbildungshaus war eine logische Weiterentwicklung des unternehmerischen Utilitarismus, der schon die Arbeitersiedlung Gmindersdorf initiiert hatte. Mit diesem sozialpolitischen Engagement verband sich zugleich seine neue Rolle als städtischer Mäzen und Bauherr in Personalunion.

⁷³ Philipp Maußhardt: Die Vorsitzenden Gminder, Kalbfell, Noller, in: Wolfgang Alber u. a. (Hrsg.): „Das Volk mehr und mehr zu eigenem Urteil erziehen“. Von der Volksbildung zur Weiterbildung. 75 Jahre Verein für Volksbildung e. V. Reutlingen“, Reutlingen 1993, S. 131–133.

Die Geschichte des Volksbildungshauses begann im Jahr 1915. Gminder wollte der Stadt eine Bildungsakademie für alle Bevölkerungsschichten stiften. Die Vorläufer dieser Idee waren die Pfullinger Hallen gewesen, die wiederum wenige Jahre später auch den Fabrikanten Gustav Siegle zum Bau des Gustav-Siegle-Hauses in der Stuttgarter Innenstadt im Jahr 1912 bewogen hatten, beide Male hatte Theodor Fischer ambitionierte Multifunktionsgebäude entworfen. Die Idee der außerschulischen Bildungseinrichtung war in Reutlingen nicht neu. Arbeiterbildungsinitiativen gab es in Reutlingen schon vor der Jahrhundertwende, in den meisten Fällen gründete sie in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Genau diese Frühform der Volkshochschule „von unten“, die eine mündige Arbeiterschaft zum Ziel hatte, beobachteten die Unternehmer allenthalben mit Argwohn. Die gelenkte Volksbildung „von oben“ ist daher in diesen Jahren eine in Unternehmerkreisen weitverbreitete Idee, die auch Gminder aufgriff. Einem Fischer'schen Ideal gemäß wollte Gmindere sein Volksbildungshaus inmitten der Stadt realisieren. Fischer hatte in seinem Aufsatz „Was ich bauen möchte“, deutlich betont, dass ein entsprechendes Gebäude in urbaner Dichte zu bauen sei.⁷⁴ Was sich in Pfullingen nicht realisieren ließ, hätte nun in Reutlingen – freilich unter anderen Rahmenbedingungen – durch seinen Schüler und ehemaligen Mitarbeiter Paul Bonatz stattfinden können. Dass die Standortwahl für Gminder nicht nur städtebaulich, sondern sozialpolitisch motiviert war, lag nahe: „Die Wahl des ersten Standortes in der Spitalkirche (...) signalisiert die Absicht, die Volksbildung vom Rand des klassenkämpferisch-politischen Lernens ins Zentrum des bürgerlich-wirtschaftlichen Unterrichts zu rücken.“⁷⁵ Wohl aus steuerlichen Gründen trat nicht Gminder, sondern ein kurz zuvor gegründeter Verein für Volksbildung als Bauherr auf, die fertigen Baupläne für das Volkshaus legte er dem Gemeinderat im Januar 1918 vor.

Für „sein“ Volkshaus im Zentrum Reutlingens wählte Gminder – wie schon zuvor bei seinem Wohnhaus – ein Bestandsgebäude aus: den provisorisch genutzten Bau des ehemaligen Spitals am Marktplatz. Dabei dürfte neben der zentralen städtebaulichen Lage auch die Konnotation eines Spitalgebäudes als Herbergs- und Armenfürsorgeeinrichtung eine Rolle gespielt haben. Das 1310 erstmals genannte Spital wurde nach dem Stadtbrand 1726 wieder aufgebaut und bestand aus einem ursprünglich ins 14. Jahrhundert datierenden Kirchenbau und einem 1555 gebauten Spitaltrakt entlang der Krämerstraße. Im Jahr 1915 beauftragte Gminder dann Paul Bonatz (1877–1956), damals einer der bekanntesten Architekten Süddeutschlands, mit dem Umbau des Spitalhofes

⁷⁴ W. Nerdinger (wie Anm. 43), S. 332–334.

⁷⁵ Wolfgang Alber: Ein Pflerhof der Bildung des Lernens. Architektur und „Kommunalität“ des Volkshochschul-Hauses, in: 75 Jahre Verein für Volksbildung (wie Anm. 73), S. 157–167, hier S. 158.

zu einem Volkshaus mit drei Fest- und Bühnensälen und einem Schwimmbad. Erste Pläne datieren auf den Oktober 1915. Der Lageplan zeigt einen U-förmigen Baukörper zwischen Wilhelmstraße, Marktplatz und Metzgerstraße. Auch hier sollte der Neubau den gebauten Bestand unter Nutzung der historischen Fundamente vollkommen überformen. Die Schaufront des Gebäudeensembles war zum Marktplatz orientiert. Die den Platz räumlich fassenden Baukörper des Spitals sollten nach Bonatz' Plänen einem die Gebäudemassen zusammenfügenden traufständigen Langbau weichen, dessen Höhe die benachbarten Gebäude weit überragt hätte. Auffälligstes Merkmal dieses Gebäudes wäre die hoch aufragende Satteldachfläche mit ihren großdimensionierten Erkereinbauten gewesen. Das Nebeneinander von Mittelalter und Historismus wollte Bonatz zu einem geordneten Massenbau mit streng rhythmischer Gliederung zusammenfassen.

Der vom Büro Bonatz avisierte Maßstabssprung war beträchtlich. Doch Auftraggeber Gminder hatte auch Großes vor: Der Spitalhof sollte drei Fest- und Vortragssäle erhalten und über zumindest einen großen Saal verfügen, wie ihn die Stadt Tübingen mit ihrem Museumssaal für 1000 Personen vorweisen konnte. Nach dem Wunsch der Stadt sollte zudem eine Schwimmhalle mit Dampfbad eingerichtet werden. Hauptthema dieser Planung war jedoch der repräsentative und monumentale Saalbau und hier bot sich mit dem Stuttgarter Büro Bonatz ein erfahrener Partner an, der mit Entwürfen für spektakuläre (Beton-)Hallenbauten von sich reden machte, sei es im Wettbewerb um die Stuttgarter Markthalle (1910) oder beim Stuttgarter Hauptbahnhof (1910), dessen Ausführung kriegsbedingt ins Stocken geraten war. Im umgebauten Spitalhof sollte der größte der Festsäle im ehemaligen Kirchentrakt am Marktplatz ebenfalls für 1000 Personen ausgelegt sein und hätte damit in der Stadt das größte Fassungsvermögen gehabt.⁷⁶ Unter intensiver Anteilnahme von Gminder, der mit eigenen Entwurfsvorschlägen in die Planung eingriff,⁷⁷ entstanden im Laufe des Jahres 1916 die Plansätze. Das Zentrum des Hauses, den großen Festsaal, plante das Büro als eine offene Bogenbinderkonstruktion mit Seitenlichteinfall durch paarweise angeordnete meterhohe Fenster. Die merkwürdige Verquickung von gedrücktem Bogen mit einem flachen Deckenspiegel aus preußischen Kappen und eingezogenen Scheingewölben an den

⁷⁶ StadtA Rt., Bestand Volkshochschule, Nr. 6, M627/2/8. Die Bonatz-Planakte „Entwurf zu einem Volkshaus“ enthält eine Bestandsaufnahme der größten Saalbauten mit Bühne in der Region. Die größten Reutlinger Saalbauten waren demnach 1916 der Saal des Hotels Kronprinz am Listplatz mit 520 Personen, der Saal der Schankwirtschaft Bundeshalle an der Kaiserstraße mit 575 Personen und der Saal der Brauerei Sieber & Speiser an der Lindachstraße mit 750 Personen.

⁷⁷ StadtA Rt., Nachlass Gminder, Korrespondenz Emil Gminder mit Paul Bonatz vom 27.7. 1915.

Langseiten zitierte nordalpine Saalbauten der Renaissance und gehörte nicht zu den Sternstunden des Bonatz'schen Oeuvres.⁷⁸

Monumentale Saalbauten waren seit Jahrhunderten die Domäne feudaler Bauherren oder reicher Stadtregierungen gewesen. Hier allerdings trat in einer ehemaligen Reichsstadt ein einzelner Industrieller als Stifter auf. Wann hatte je in Reutlingen ein Bürger einen öffentlichen Saal dieser Größe in Auftrag gegeben? Dem Widerstreben der Stadtverwaltung trotzend, die Gminder lieber als Schwimmbad-Sponsor denn als Volkshausbetreiber sehen wollte,⁷⁹ machte Emil Gminder mit diesem Bauprojekt sein Selbstverständnis als Mäzen und bedeutendster Unternehmer Reutlingens deutlich – und scheiterte. Zu den Baumaßnahmen nach den Bonatz'schen Plänen kam es nie, ab 1921 wurden lediglich im ehemaligen Kirchenraum ein ansteigender Hörsaal und im Obergeschoss zwei Lehrsäle eingerichtet. Die Arbeiterschaft als eigentliche Zielgruppe des Hauses blieb den Vorträgen weitgehend fern, „(...) auf die almosenhafte Volksbildung der Herrenschaft“ könne man verzichten, verlautbarte der Redakteur der Reutlinger Freien Presse 1925.⁸⁰

Fabrik und Stadt

Moderne und Tradition zu vereinen, blieb das dauerhafte Thema des Textilunternehmens Ulrich Gminder. Die divergenten Ausdrucksformen für diesen Topos blieben es ebenfalls: 1923 erschien als Auftragswerk die Familiengenealogie des Historikers Friedrich Bauser „Geschichte der Familie Gminder in Reutlingen“, mit der das Unternehmen seine über 400-jährige Tradition dokumentierte und ein Bekenntnis zum Standort Reutlingen abgab. Das Familienwappen prangt auf den ersten Seiten dieser Unternehmensgeschichte, den Anhang bilden mehrere Meter ausklappbare Familiengeschichte der Gminders aus Appenzell und der Gminder-Familienzweige in Reutlingen. Die unmissverständliche Botschaft dieser Genealogie war die der tiefen Verwurzelung in der Stadtgeschichte Reutlingens. Zwei Jahre später erschien in der wirtschaftsgeografischen Bildband-Reihe „Deutschlands Städtebau“ eine Ausgabe, die allein der Stadt Reutlingen gewidmet war. Darin findet sich im Kapitel Ulrich Gminder GmbH⁸¹ eine der typischen Vogelschau-Gesamtansichten, mit denen Industrieunternehmen ihren wirtschaftlichen Erfolg demonstrierten. Sämtliche Gminder-Niederlassungen verschmelzen in dieser

⁷⁸ Die Details lassen auf ein weitgehend selbstständiges Wirken des Projektleiters Gerhard Planck im Bonatz'schen Büro schließen.

⁷⁹ Verein für Volksbildung (Hrsg.): 60 Jahre Verein für Volksbildung e. V. Reutlingen. Volkshochschule Reutlingen. Eine Dokumentation, Reutlingen o. J. [1978], S. 16.

⁸⁰ Ebd., S. 23.

⁸¹ [Kurt] Graf: Ulrich Gminder GmbH, in: Deutschlands Städtebau. Reutlingen, hrsg. vom Stadtschultheißenamt Reutlingen u. a., Berlin 1925, S. 60–68.

Montage zu einem imposanten Fabrikanorama.⁸² Wie fast alle Reutlinger Unternehmen benutzte auch Gminder die Achalm als Hintergrund für die stolze Bauschau. Sie ist das immer wiederkehrende Erkennungsmerkmal der Gminder'schen Firmenansichten seit dem 19. Jahrhundert und ein weiteres unmissverständliches Zeichen dafür, dass man sich an den Standort gebunden fühlte.

Dass das Unternehmen Gminder ein bedeutender Teil der Stadtgeschichte war, hätte in diesen Jahren niemand ernsthaft bestritten, dass Gminder auch für die Zukunft der Stadt stand, ebensowenig. Immer auf der Suche nach Technologien, die der Firma im hart umkämpften Markt der Textilwirtschaft ein Alleinstellungsmerkmal verliehen, erfand Emil Gminder in den 1920er-Jahren ein Mischgewebe aus kotonisierten Bastfasern und Baumwolle und vermarktete sehr erfolgreich das sogenannte „Gminder-Linnen“.⁸³ Zu einer letzten baulichen Demonstration des technologischen und städtebaulichen Anspruches bei Gminder kam es, als 1927 ein neuer Zentralkamin im Werk II, direkt neben der Staatsstraße nach Tübingen, gebaut wurde. Das monumentale technische Bauwerk war unmittelbare Folge einer Amerikareise, die Emil Gminder 1926 unternommen hatte.



Wahrzeichen einer modernen Industriestadt. Der Lange Emil, Zentralkamin der Ulrich Gminder GmbH.

⁸² Die Darstellung der Fabrikantenvilla, die üblicherweise Teil dieser Montagen war, fehlt bei den Gminder'schen Fabrikanichten stets. Grund hierfür ist die Gesellschaftsform des Unternehmens mit mehreren Geschäftsführern, die jeweils ein eigenes Haus hatten.

⁸³ Das zugehörige Patent („Verfahren zur Gewinnung von Fasermaterial durch Zerlegung von Bündelfasern in Einzelfasern“) meldete er 1931 auch in den USA an, siehe L. Huchting-Gminder (wie Anm. 19), S. 3. Gminders Patente ließen ihn auch zu einem gefragten Fachmann in Zeiten des nationalsozialistischen Regimes werden. Die Suche nach Ersatzstoffen, die Deutschland unabhängig von Importen machen sollte, brachten Gminder in den *inner circle* der NS-Wirtschaftspolitik. Siehe hierzu: Akten der Reichskanzlei. Regierung Hitler 1933–1945, bearb. von Friedrich Hartmannsgruber, Bd. 5: 1938, München 2008, S. 1031.

Der Kamin wurde nicht aufgemauert, sondern nach US-Patent als Ort-beton-Monolith gegossen. Mit seiner stattlichen Höhe von 101 Metern handelte es sich um den höchsten Industrieschlot in Württemberg, die ungewöhnliche helle Farbe des Materials setzte sich kontrastreich von der Umgebung ab. In der unteren Hälfte prangte die Gminder-Signatur „UG“, deren Typographie von Theodor Fischer stammte. Der Fotograf setzte den Kamin, der Bildästhetik der Zeit entsprechend, in Szene: Vor wild bewegtem Wolkenhimmel stand die weiße Vertikale als Monument des Fortschritts im Straßenbild.⁸⁴ In den wirtschaftlich schwierigen Jahren der 1920er-Jahre war der „Lange Emil“, wie er bald in der Bevölkerung hieß, ein Versprechen auf bessere Zeiten. Aber er war auch der Beleg für den Erfolg in der Vergangenheit. Nach der international bekannten Fabriksiedlung Gmindersdorf und dem zugehörigen Fabrikschloss war wieder ein Wahrzeichen entstanden, das nicht nur für die Firma Gminder stand, sondern als Wahrzeichen für Reutlingen funktionierte. Kompromisslos modern wollte man jetzt sein, in Stuttgart entstand in diesem Jahr die Weißenhofsiedlung und die Textilstandorte in der Republik wetteiferten miteinander um die damals noch wohlklingende Auszeichnung „amerikanischste Stadt Deutschlands“.⁸⁵ Die Unterschiede dieser industriellen Selbstdarstellung lagen freilich auf der Hand und verdeutlichen den fundamentalen Wandel in der Beziehung von Stadt und Fabrik, der sich im Laufe der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vollzog. Noch um 1900 schien die Harmonie von Technik und Natur möglich, knapp 30 Jahre später erscheint der Kontrast irreversibel.

Fabrik und Stadt waren in Reutlingen früh eine enge Symbiose eingegangen. Mit der Familie Gminder traten Bauherren auf, die aus dem Verständnis heraus handelten, Teil städtischer Geschichte zu sein. Hieraus entstand der Impuls, diese Symbiose verantwortlich zu gestalten. Aus dem sich formenden Bewusstsein für eine Industriekultur als nationale Aufgabe entstanden Fabrik, Siedlung, Villa und Volksbildungsprojekt in Zusammenarbeit mit den führenden Architekten der Zeit. Dass daraus Impulse für die Reformbewegung in Architektur, Industrie und Kunst hervorgingen und nach dem kulturellen Bildungsverständnis gerade eines Emil Gminder auch hervorgehen sollten, macht die Bedeutung seines mäzenatischen Handelns aus. Die Industriekultur, die bislang vor allem erst nach der Gründung des Deutschen Werkbundes in aller Munde war und bislang vor allem mit dem Wirken von Peter Behrens für die AEG ab 1909 in Verbindung gebracht wird⁸⁶, hat in Reutlingen – und in Pfullingen – entscheidende Impulse erhalten.

Unterstützt durch führende Vertreter der Stuttgarter Architekturschule entwickelte Emil Gminder im Laufe seiner Geschäftstätigkeit ein breites Ver-

⁸⁴ Im Zweiten Weltkrieg wurde der Kamin erstmals und 1985 ein weiteres Mal zurückgebaut.

⁸⁵ K. Renz, *Industriearchitektur* (wie Anm. 3), S. 110.

⁸⁶ Grundlegend: Tilman Buddensieg: *Peter Behrens und die AEG 1907–1914*, Berlin 1979.

ständnis der Industriekultur seiner Zeit. Sein weit über das bildungsbürgerliche Maß hinausgehendes technik- und kulturgeschichtliches Interesse äußerte sich in einem Mäzenatentum, das in seinem lokalen Umfeld durchaus ungewöhnlich war. Ungewöhnlich auch deswegen, weil es – ausgestattet mit einer vergleichsweise dünnen Finanzdecke – die Reformbewegung in Architektur und Kunstgewerbe der Jahre vor dem Ersten Weltkrieg beförderte und überregional wahrgenommen wurde. Dort, wo Gminder ein Mäzenatentum verfolgte, das nach dem Vorbild der historischen Gestalt des Römers Maecenas eine altruistische Selbstlosigkeit vorgab, war er gescheitert. Im Reutlinger Volksbildungshaus wollte Gminder „Das Volk mehr und mehr zu eigenem Urteil erziehen“⁸⁷ und erneut Architektur als Mittel der Erziehung anwenden. Doch weder das ambitionierte Bauprojekt mit Paul Bonatz sollte gelingen noch ließen sich bildungsbürgerliche Ambition und gesellschaftliche Realität miteinander vereinbaren. Als mäzenatisch handelnder Fabrikant, der mit Architektur und Wissenschaftsförderung unternehmerische Interessen verfolgte, war Gminder wesentlich erfolgreicher.

Emil Gminders Rolle als Förderer von Architektur und Kunst, von Wissenschaft und Technik ist hier nur in Ansätzen beschrieben und skizziert eine wünschenswerte fachübergreifende Forschung zum Selbstverständnis der kaiserzeitlichen Unternehmerschaft als Motor der Moderne. Sein Engagement gibt Anlass, die heute übliche Divergenz von Fabrik und Stadt zu überdenken. Gminder wollte Stadt mitgestalten und sah sich gleichermaßen als Fabrikant und Bürger. Mit der Trennung der Funktionen in der Stadt der Moderne nach 1945 und der globalen Fabrik des 21. Jahrhunderts ist dieses Denken vielfach verloren gegangen. Mit folgenreichem Ergebnis: Industrie und Stadt sind zwei sich ausschließende Systeme geworden, entsprechend gelten historische und oft innerstädtisch gelegene Industriearale heute als Ballast und als Unorte, deren man sich lieber heute als morgen entledigt. Doch die Fabriksiedlung, das Wohnhaus des Fabrikanten, vor allem aber das historische Fabrikareal, so sie noch in ihrem Zusammenhang erkennbar und städtebaulich wirksam sind, sind gewachsene Stadtgeschichte. Ihre Amputation aus dem Organismus einer Stadt kann schwer zu heilende Wunden hinterlassen. Zur „selbstbewussten Großstadt“ Reutlingen gehört eben auch ein (selbst-)bewusster Umgang mit der eigenen industriellen Vergangenheit.

⁸⁷ 75 Jahre Verein für Volksbildung (wie Anm. 73).

Buchbesprechungen

Heimatmuseum Reutlingen: „Wohl behütet, gut versorgt!“. 100 Jahre Kita Gmindersdorf und Emilienkrippe. Hrsg. von Werner Ströbele. Red.: Eva Bissinger und Kariane Höhn. Reutlingen 2015. 111 S., zahlreiche Schwarz-Weiß- und Farbbabb., 10,- Euro.

In diesem Büchlein wird ein Streifzug durch die Geschichte der Kindertageseinrichtungen anhand der 100 jährigen Geschichte der Kita Gmindersdorf und der Emilienkrippe unternommen. Es werden die pädagogischen, sozialen und baulichen (einrichtungsbezogenen) Aspekte beschrieben, die zur Entstehung der Kleinkinderschulen, insbesondere der Kita Gmindersdorf, geführt haben.

Im ersten Teil geht es vor allem um zeitgeschichtliche Entwicklungen im Kindertagesbereich und die Schwerpunkte, die die Pädagogik jeweils gesetzt hat. Im zweiten Teil wird dann der Transfer gezogen, wie die Entwicklung sich heute darstellt. Einzelne Aspekte, z. B. die Entwicklung der Esskultur und der Spracherziehung in Kindertageseinrichtungen heute, werden ausführlicher behandelt.

Die Entwicklung von der üblichen Kindertagesbetreuung in Kindergärten und Tagheimen zu einem modernen Familienzentrum beschreibt das Kapitel: „Ein Jahrhundert Kita-Bauen in Reutlingen“. Hier sind vor allem die architektonischen Aspekte beschrieben worden. Die Raumgestaltung und die Spielmaterialien werden in den Blick genommen.

Die äußere Gestaltung ist ansprechend. Die Titelseite geht in ihrer Rot-Grün-Gestaltung schon auf die zwei unterschiedlichen Teile ein. Dies setzt sich auch in der Inhaltsangabe fort. Die Titelseite zeigt dazu noch drei Fotografien von Kindern in der Betreuung der Anfangszeit der Einrichtung im Gmindersdorf und macht so neugierig auf den Inhalt des Büchleins.

Nach dem Vorwort der Oberbürgermeisterin der Stadt Reutlingen, Barbara Bosch, das als Grußwort für den Ausstellungskatalog zu werten ist, folgen vier Seiten mit Bildern der Einrichtungen 1914 und heute mit einer Gegenüberstellung in Kurzform.

Sonja Schuler befasst sich mit der Pädagogik zur Zeit der Gründung der Emilienkrippe und des Kinderhortes Gmindersdorf. Die Entwicklung des Kindheitsbegriffes war für die Pädagogik der Zeit um 1910 dabei wesentlich. Kindheit als eigene Lebensphase mit eigenen Bedürfnissen von Kindern und

deren pädagogischer Begleitung in besonders dafür geschaffenen Einrichtungen wurden zum Leitbild der Pädagogik. Im Kindertagesstättenbereich hieß das, die Kinder vor schädlichen Einflüssen zu bewahren, solange ihre Mütter in den Fabriken (hier vor allem in der Baumwollspinnerei und -weberei Ulrich Gminder) beschäftigt waren.

Die Emilienkrippe ist mit dem Namen ihrer Gründerin Emilie Laiblin, der sie auch ihren Namen verdankt und dem Frauenverein Reutlingen verbunden. Der Kinderhort Gmindersdorf entstand in der Arbeitersiedlung der Textilfabrik von Ulrich Gminder und ist auf die Initiative der Unternehmersfamilie zurückzuführen, die die Fürsorgepflicht für ihre Arbeiter und Arbeiterinnen ernst nahmen und eine vorbildliche Infrastruktur geschaffen haben, in der die Betreuung der Kinder (zunächst durch transportable Baracken, später dem Neubau) selbstverständlich dazugehörte. Dies wird von Inka Friesen in dem Kapitel „... ein ganz hervorragendes Werk sozialer Fürsorge...“ im Einzelnen ausgeführt. Bilder aus den Gründungsjahren unterstützen die Texte und machen sie anschaulich.

Eine kritische Zeit musste zwischen 1930 und 1950 überstanden werden, da die Textilindustrie zurückging und die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) viele Einrichtungen übernahm. Dies beschreibt Eva Bissinger in ihrem Artikel: „Da haben wir auch Heil Hitler im Kindergarten sagen müssen.“ Viele, teilweise ganzseitige Schwarz-Weiß Fotografien unterstützen die Aussagen auch visuell.

Die Jahre 1950–1970 werden von Inka Friesen aufgegriffen. Sie zeigt auf, wie der wirtschaftliche Aufschwung nach dem Krieg auch die Kindertagesbetreuung veränderte. Die konservative Familienpolitik der damaligen Zeit machte die Aufnahme von Kindern aus Mittelschichtfamilien schwer. Nur wer einen dringenden Betreuungsbedarf nachweisen konnte, bekam einen Krippen- bzw. Hortplatz. Traditionelle Werte wurden auch in der Pädagogik aufgegriffen und in den Einrichtungen umgesetzt.

Inka Friesen und Eva Bissinger gehen in ihrem Artikel: „... (man) geht auf jedes einzelne (Kind) viel mehr ein“ den pädagogischen Vorstellungen in den 1980er und 1990er Jahren nach. Farbfotografien zeigen bereits „moderne“ pädagogische Vorgehensweisen in den Einrichtungen. Der Charme der alten Gebäude wurde auch bei den Umbauten erhalten, wie die Bilder zeigen.

Wie sich „Kinderpolitik“ in Reutlingen in den letzten 15–20 Jahren auf die Bildung und Betreuung in den Tageseinrichtungen für Kinder allgemein und speziell auf die Arbeit in den Einrichtungen im Gmindersdorf auswirkt, stellt Kariane Höhn im letzten Kapitel des ersten Teils ausführlich dar. „... je nach gesellschaftlichen Interessen heben wir immer eine Facette hervor.“ (Zitat von Kurt Nikelski 2014, Leiter der Kindertageseinrichtung Gmindersdorf) lautet die Überschrift ihrer Ausführungen.

Nach den Quellenangaben der vorangegangenen Artikel beginnt der Teil 2 des Büchleins, der mit „Pädagogische Blickpunkte“ überschrieben ist. Barbara

Leitner berichtet aus Interviews von Zeitzeuginnen (die älteste ist die 78-jährige Gisela Hummel). Persönliche Erfahrungen und Erinnerungen an ihre Kindergartenzeiten in der Kita Gmindersdorf stehen hier im Mittelpunkt. Auch ehemalige Erzieherinnen kommen hier zu Wort und schildern ihre Arbeit mit den Kindern aus ihrer Sicht. Aus Leitungssicht erzählen Wigbert Draude und Kurt Nikelski. Es zeigt sich auch in diesem Artikel, dass die Pädagogik einem ständigen Wandel unterworfen ist und sich auch in den nächsten Jahren vermutlich weiter verändern wird.

Das nächste Kapitel befasst sich mit Kindergartenbauten in Reutlingen von der Jahrhundertwende bis heute. Skizzenhaft wird auf S. 74 dargestellt, welche Arten von Kindergartenneubauten zu welcher Zeit entstanden sind und was die Umbauten bewirken sollten. Anschließend werden die von der Größe her in etwa ähnlichen Einrichtungen im Gmindersdorf und das neue Kinder- und Familienzentrum in Reutlingen verglichen. Hans-Joachim Laewens gesellschaftliche Relevanz der Architektur wird als Grundlage der Betrachtung der Räume vorangestellt. Laewen betrachtet Räume auch immer als Anregung für die pädagogische Arbeit mit den Kindern. Kariane Höhn beschreibt auf dieser Grundlage die Architektur beider Häuser. Raumskizzen und Bilder verdeutlichen die Aussagen.

Den Abschluss bilden zwei Artikel, die noch einmal die Pädagogik der letzten 200 Jahre aufgreifen und in den letzten zwei Artikeln Esskultur (Barbara Methfessel und Kariane Höhn) und Sprachbildung (Renate Thiersch) vergangener Jahrzehnte bis heute thematisieren.

Sie können als Gesamtschau für den Abschluss dieses Büchleins dienen und noch einmal alle Aspekte, die hier zur Sprache kamen, zusammenführen.

Ein kurzes Nachwort von Prof. Dr. Bernhard Kalicki nimmt noch einmal Bezug auf die Pädagogik der letzten 200 Jahre und somit auch auf die in Tageseinrichtungen für Kinder in Reutlingen geleistete Arbeit. Infos zu AutorInnen, Dank an Personen, die maßgeblich Anteil an der Veröffentlichung hatten, und der Bildnachweis beenden das Büchlein.

Dieses Büchlein ist weitaus mehr als ein Ausstellungskatalog. Es zeigt sowohl die gesellschaftliche Entwicklung der Tagesbetreuung für Kinder allgemein als auch speziell in Reutlingen auf. Pädagogische, architektonische und familienpolitische Aspekte kommen hier ebenso zur Sprache wie der „Spaziergang“ durch ein Jahrhundert Kita-Geschichte anhand von Bildern und Texten.

Das Format ist quadratisch und handlich, die Farbgebung angenehm, ohne aufdringlich zu sein. Als Einsatzmöglichkeit eignet es sich für eigene Recherchen, als Fachliteratur der Einrichtungen in Reutlingen als auch der allgemeinen Pädagogik, z. B. für Fachschulen.

Margarete Blank-Mathieu

Hermann Wenzel, Theodor Karst, Martin Th. Hahn, Hermann Fischer (Hrsg.): Die Pädagogische Hochschule Reutlingen 1962–1987. Mit einer Würdigung ihres Gründungsrektors Otto Dürr. Verlag Oertel + Spörer, Reutlingen 2014, 319 S., zahlreiche Schwarz-Weiß-Abb., 29,95 Euro.

Reutlingen besaß von 1962 bis 1987 eine Pädagogische Hochschule mit vollem Lehrangebot, von 1987 bis 2014 nur noch – als Außenstelle der PH Ludwigsburg – ein Lehrangebot im Bereich der Sonderpädagogik, bevor auch dieses ganz nach Ludwigsburg verlegt wurde. Mit der Zeit der Vollanstalt befasst sich der hier zu besprechende Band. Die Herausgeber und die fast 40 Autoren waren durchweg Professoren, Dozenten und Studenten der PH Reutlingen. Dies ermöglicht einerseits Einblicke ins Innenleben der PH, die einem Außenstehenden nicht möglich wären, andererseits bringt diese Sicht der Zeitzeugen natürlich alle Probleme mit sich, die Zeitzeugenberichte immer haben. Tatsächlich trägt der Band stellenweise den Charakter wehmütiger Erinnerungsliteratur – so wenn immer wieder hervorgehoben wird, wie hervorragend die wissenschaftlichen und pädagogischen Leistungen der PH Reutlingen waren, wenn die Auslandskontakte der PH dargestellt werden, wenn die kulturelle Bedeutung der PH für die Stadt betont wird oder wenn ehemalige Studenten von ihren Zeiten in Reutlingen schwärmen. Reutlingen hatte damals unter den PHs im Lande eine Sonderstellung: Während an den anderen Standorten – Esslingen, Freiburg, Heidelberg, Karlsruhe, Lörrach, Ludwigsburg, Schwäbisch Gmünd und Weingarten – meist längst Pädagogische Institute vorhanden waren, die ihrerseits auf Lehrerseminare des 19. Jahrhunderts zurückgingen, war Reutlingen eine völlige Neugründung. Trotzdem zeigen sich in der Geschichte der Jahre 1962–1987 dann viele Parallelen zu den anderen PHs. Der aus Schwäbisch Gmünd geholte Reutlinger Gründungsrektor Otto Dürr hatte, wie Hermann Wenzel, später ebenfalls Rektor der PH, beschreibt, unter abenteuerlichen Umständen den Lehrbetrieb aus dem Boden zu stampfen. 1962 wurden, zusammen mit dem neu gegründeten Reutlingen, alle bisherigen Pädagogischen Institute im Land zu Pädagogischen Hochschulen erhoben, um die Ausbildung von Volksschullehrern, die bis dahin keinen wissenschaftlichen Charakter hatte, auf ein wissenschaftliches Niveau zu heben. Im Nachhinein schwer verständlich sind die Pläne des Landes, in Reutlingen eine konfessionell ausgerichtete, d. h. evangelische PH einzurichten, was aber von Dürr verhindert werden konnte. Dürr hatte anfangs zu wenig Räume, kaum eine Bibliothek und fast keine Professoren und Dozenten – und die, die dann nach und nach kamen, waren oft die typischen 60er-Jahre-Professoren: jung und fast durchweg ohne Habilitation, manche sogar ohne Promotion. Sie stiegen in den goldenen Zeiten des Ausbaus der Hochschulen rasch die Karriereleiter hinauf – Verhältnisse, von denen Nachgeborene nur träumen konnten. Mit dem Engagement der jungen Professoren und Dozenten wurde die PH Reutlingen rasch in die Gänge

gebracht. Die Gebäude entstanden bis zum Beginn der 1970er-Jahre. Nicht erwähnt wird, dass dies in Reutlingen nach dem identischen Baukastensystem wie an den anderen Standorten der PHs auch geschah. Das war zwar preiswert, bescherte aber den PHs im Lande ein wenig individuelles Aussehen. In der Bauzeit gab es in Reutlingen bizarre Eingriffe von außen: Weil der damalige Kultusminister selbst den Fechtclub betrieb, ließ der in die Sportanlagen der neuen PH eine Fechtbahn einbauen – gegen den Protest des Gründungsrektors, der darauf hinwies, dass dies nun wirklich nicht gebraucht werde. Die junge Professorenschaft sah sich, kaum dass sie mit dem Lehrbetrieb begonnen hatte, den Turbulenzen der Studentenrevolte gegenüber. Deren Auswirkungen vor Ort waren zwar im Vergleich zum benachbarten Tübingen bescheiden, aber immerhin gab es auch hier Vorlesungsstreiks und einen bockbeinigen AStA, der sich freilich mit zunehmendem Sektierertum bald von der Masse der Studenten entfremdete. Wie ein roter Faden zieht sich der eigentümliche Charakter der PH durch die einzelnen Beiträge: Einerseits sollte sie das Volksschul- und dann auch das Reallehrerstudium verwissenschaftlichen, andererseits hatte die Reutlinger PH – wie alle andern PHs im Lande – immer auch den Anspruch, praxis- und pädagogikorientiert zu sein. Schon die Rede des Philosophen Eduard Spranger zur Einweihung der PH machte diesen Spagat deutlich. Die Praxisorientierung wiederum war den wissenschaftlichen Aktivitäten abträglich, denn die Professoren wurden mit viel höheren Lehrdeputaten belastet als die Uni-Professoren im nahe gelegenen Tübingen. Auch traute man in den Stuttgarter Ministerien den PHs, allen Lippenbekenntnissen zum Trotz, lange Zeit, was ihre Wissenschaftlichkeit anging, nicht über den Weg: Selbstbewusste Angebote der PH Reutlingen, ins gymnasiale Lehramtsstudium in Tübingen einzusteigen und der überlasteten Uni wenigstens die Studenten mit sog. „kleiner Fakultas“ abzunehmen, wurden dankend abgelehnt. Außerdem hatten die PHs kein Promotionsrecht, und als dies der PH Reutlingen zugestanden wurde (die erste Promotion erfolgte 1984), geschah das nur unter der Aufsicht der Uni Tübingen. Die Zeiten, in denen allmählich habilitierte Professoren mit „klassischer“ Universitätskarriere berufen wurden und in denen die PHs deshalb das allgemeine Promotions- und Habilitationsrecht erhielten, hat die PH Reutlingen nicht mehr erlebt. Sie konnte sich nicht einmal ihres eingeschränkten Promotionsrechts allzu lange erfreuen, denn seit Beginn der 80er-Jahre kursierten Schließungsgerüchte. Die euphorische Gründungswelle der 60er-Jahre, in der man von einem endlosen Lehrbedarf ausgegangen war, schlug ins Gegenteil um: Rückläufige Schülerzahlen machten mehrere PHs überflüssig. Zuerst ereilte es 1984 Esslingen und Lörach, und Hermann Wenzel beschreibt ausführlich – und wie man merkt, auch heute noch mit bitterer Enttäuschung – wie die Reutlinger PH jahrelang hingehalten und vertröstet, ja geradezu belogen wurde, bevor 1987 dann die Schließung (außer der sonderpädagogischen Fakultät) erfolgte. Neben den PH-geschichtlichen Kapiteln ist besonders eines zu erwähnen, das einen ande-

ren Schwerpunkt setzt: Ein 60 Seiten umfassendes Lebensbild des Gründungsrektors Dürr, der 2012 im Alter von fast 100 Jahren starb. Trotz – oder wegen – seines Charakters als Erinnerungsbuch ist das Reutlinger PH-Buch maßstabsetzend. Die Erlebnisgeneration der historisch noch Agierenden hat in vielen Fassetten gezeigt, was sich in dem Vierteljahrhundert Reutlinger PH-Geschichte alles ereignet hat.

Gerhard Fritz

Helmut Bader: Die Echaztalbahn. Alaufstieg mit der Zahnradlok. Sutton Verlag, Erfurt 2015. 128 S., ca. 100 Schwarz-Weiß- und Farbb., 19,99 Euro.

Auf der 1892 eröffneten Echaztalbahn von Reutlingen nach Honau und dem anschließenden Alaufstieg fährt zwar schon lange kein Zug mehr, aber die zwischen 1969 und 1994 stillgelegte Strecke ist sowohl bei Einheimischen als auch bei zahlreichen Eisenbahninteressenten aus Nah und Fern unvergessen. Das Buch von Helmut Bader, als gebürtiger Pfullinger auch ein Anwohner, vertieft diese Erinnerungen auf dreifache Weise: Er beleuchtet die technische Seite, beschreibt die Landschaft und lässt Zeitzeugen zu Wort kommen.

Der erste Teil „Geschichte einer Strecke“ schildert kurz die Planung ab 1868, den Trassenverlauf, den Bau und die Entwicklung bis zur schrittweisen Stilllegung. Manches Detail erfährt der Leser über die verschiedenen Generationen von Dampflokomotiven und Schienenbussen. Eingestreut in diesen Teil gibt es optisch abgesetzte Informationsblöcke – zum einen zeitgenössische Darstellungen aus den Blättern des Schwäbischen Albvereins und der Oberamtsbeschreibung – zum anderen technische Darstellungen. Der zweite Teil „Ereignisse, Anekdoten, Interviews – Geschichten rund um die Echaztalbahn“ nimmt uns mit auf eine facettenreiche und sehr anschauliche Reise vom Reutlinger Hauptbahnhof bis zur Station Lichtenstein, wobei der Pfullinger „seine“ Stadt natürlich besonders detailreich und mit viel Lokalkolorit bedenkt. Wir erfahren darüber hinaus manche Einzelheit über die Arbeit des Dampflokomotivführers Richard Blank und begleiten ihn auf der letzten Fahrt über die Steige. Fünfzig Jahre später kann er mit dem Reutlinger Verein der Freunde der Zahnradbahn Honau-Lichtenstein (dessen Schriftführer Michael Ulbricht im vorliegenden Werk auch die lokomotivtechnische Beratung übernahm) sogar wieder ein Feuer in der restaurierten Lok anzünden.

Über einhundert Abbildungen machen das Buch zu einem Augenschmaus, auch für Experten sind die Eigenaufnahmen des Autors und die von Wolfgang Geisel eine Neuentdeckung, für Aufnahmen vor 1945 stand unter anderem der reichhaltige Bestand des Stadtarchivs Münsingen zur Verfügung. Insidern wird auffallen, dass sich der Bildnachweis in einigen Fällen nicht auf den Autor, sondern auf den Sammlungsbestand bezieht, die Aufrisspläne von Rudolf Stöckle stammen, auf Seite 11 der Haltepunkt Pfullingen-Süd gemeint ist und dass das Bild auf Seite 83 einen Museumszug im Jahre 1974 zeigt.

Nachdem es schon einige z. T. stärker quellenorientierte Veröffentlichungen zur Echaztalbahn gibt, zeichnet sich das vorliegende Werk besonders aus durch die gelungene Mischung einer Beschreibung technischer Fakten, der anschaulichen Schilderung interessanter Beobachtungen rechts und links der Strecke und nicht zuletzt durch die netten persönlichen Erinnerungen. Erfreulich auch, dass sich der Verlag für einen Festeinband entschieden hat.

Bernhard Madel

Stadtgedächtnis – Stadtgewissen – Stadtgeschichte! Angebote, Aufgaben und Leistungen der Stadtarchive in Baden-Württemberg. Hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft Archive im Städtetag Baden-Württemberg. Verlag regional-kultur, Ubstadt-Weiher 2013. 192 S., 115 meist farbige Abb., 17,90 Euro.

Längst sind Archive nicht mehr nur für die sichere Verwahrung, Ordnung, Erschließung und Bereitstellung der historischen Überlieferung und des jüngeren Verwaltungsschriftguts zuständig, sondern wichtige Einrichtungen der Forschung und der historischen Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit, denen eine essenzielle Rolle bei der Tradierung geschichtlicher Entwicklungen und für die Identitätsstiftung in der Gesellschaft zukommt. Das trifft in besonderem Maße für die Stadt- und Gemeindearchive zu. Dies wird von den Verwaltungen geschätzt und ist in zunehmendem Maße auch in weiten Teilen der Bevölkerung bekannt. Dennoch tun die Archive gut daran, ihr Licht nicht wie früher unter den Scheffel zu stellen, sondern sich offensiv als „lebendige Häuser der Stadtgeschichte“ zu präsentieren. Archive sind nicht rückwärtsgerichtet und bewahren ein „totes“ historisches Erbe, sondern sie leisten als Hüter einer authentischen und rechtssichernden Überlieferung, als „Gedächtnis“ der Stadt einen wertvollen Beitrag zum besseren Verständnis der Gegenwart.

Dies ist Sinn und Zweck der vorliegenden, von der Arbeitsgemeinschaft Archive im Städtetag Baden-Württemberg herausgegebenen Publikation. 31 Autorinnen und Autoren aus größeren und kleineren Stadt- und Gemeindearchiven zeigen in ihren Beiträgen das große Spektrum an archivischen Aufgaben, Angeboten und Dienstleistungen – ein beeindruckendes Kompendium, das sich nicht an die Fachwelt, sondern an ein breites Publikum wendet. Dass sich damit auch für Interessierte aus der Region Reutlingen die Gelegenheit bietet, sich einen Einblick in die Arbeit „ihres“ Stadt- und „ihres“ Kreisarchivs zu verschaffen, ist ein willkommener Nebeneffekt.

In ihrem Geleitwort betont die Reutlinger Oberbürgermeisterin Barbara Bosch in ihrer Funktion als Präsidentin des Städtetags Baden-Württemberg, dass „Stadtgeschichte und Stadtentwicklung ohne die Archive und ihre Quellen kaum denkbar“ sind. Die Kommunalarchive seien „stadtgeschichtliche Kompetenzzentren“, die einen wichtigen Beitrag für die lokale Erinnerungs-

kultur leisten. Für die Impulsgeber des Buches Stefan Benning, Ulrich Nieß, Marlies Lippik und Roland Müller, die Leiter der Stadtarchive Bietigheim-Bissingen, Mannheim, Mühlacker und Stuttgart, soll damit die Bedeutung der Archive für „ihre“ Stadt und deren Bürgerinnen und Bürger in das Bewusstsein der Öffentlichkeit gerückt werden.

Die Publikation gliedert sich in vier Themenkomplexe, die im Wesentlichen das archivische Tätigkeitsprofil zum Ausdruck bringen: 1. Archive als Dienstleister und Partner einer modernen Kommunalverwaltung, 2. ihre Verantwortung für die Bildung eines Überlieferungsprofils „jenseits der städtischen Unterlagen“, 3. die neuen Herausforderungen im digitalen Zeitalter und 4. die in jüngerer Zeit verstärkt beschrittenen Wege in und für die Öffentlichkeit. Dabei können im Rahmen dieser Rezension nicht alle Beiträge und ihre Autoren vorgestellt werden.

Der Leiter des Archivs der Landeshauptstadt Roland Müller eröffnet den ersten Themenkreis mit einer kurzen, allgemein verständlichen Darstellung der „klassischen“ archivischen Tätigkeiten, als da sind die Übernahme und Bewertung, d. h. die Prüfung der Archivwürdigkeit der Verwaltungsakten, sei es noch konventionell in Papierform oder bereits digital, ferner die Vorsorge für eine adäquate Unterbringung und Erhaltung des übernommenen Materials und sodann dessen Erschließung und Bereitstellung für die Verwaltung und, sofern mögliche Sperrfristen abgelaufen sind, für die Öffentlichkeit. Wichtig ist dabei der Hinweis, dass jede Kommune die gesetzlich verankerte Pflicht zur Archivierung der aus rechtlichen und anderweitigen Gründen dauerhaft aufzubewahrenden Dokumente und folglich zur Unterhaltung eines Archivs hat.

Die nächsten drei Beiträge unterstreichen zum einen die Bedeutung einer sachgerechten und geordneten Schriftgutverwaltung bereits im laufenden Dienstbetrieb im Hinblick auf die spätere Übernahme ins Archiv, zum anderen die verantwortungsvolle Aufgabe der Archive, dann die richtige Auswahl zu treffen, um eine aussagekräftige, aber überschaubare Überlieferung zu garantieren. Nicht die Informationsmenge, sondern ihre Qualität ist dabei das entscheidende Kriterium.

Exemplarisch wird in den folgenden Beiträgen der Quellenwert einiger archivalischer Bestandsgruppen vorgestellt. Dazu gehören z. B. insbesondere für die Familienforschung, aber auch für Nachweise aller Art ergiebige Unterlagen wie Personenstands- und Melderegister oder die Überlieferung der Standesämter, wobei aus Datenschutzgründen allerdings gewisse Sperrfristen gelten. Letzteres trifft naturgemäß für ältere, für personen- und familien-geschichtliche Recherchen wichtige Quellen wie Inventuren und Teilungen, Pflegerechnungen oder Bürgerlisten nicht zu. Von großer, oft auch aktueller Bedeutung sind die archivierten Unterlagen aus dem Baubereich, die ggf. eine enge Kooperation der Kommunalarchive mit den Bauverwaltungen mit sich bringen, zugleich aber eine aussagekräftige Quelle für die Forschung und viel-

fältige historische Fragestellungen wie Gebäudegeschichte oder Stadtentwicklung darstellen. Ein hilfreiches Instrumentarium für schnelle und gezielte Informationsbeschaffung ist ferner die archivische Dienstbibliothek, die zum Teil als Freihandbibliothek allen Archivbenutzern zur Verfügung steht. Unter der Überschrift „Die großen und die kleinen Katastrophen. Archivbau und die Folgen“ schließt der erste Themenblock mit einem Plädoyer bzw. Anforderungsprofil für eine fachgerechte Unterbringung der Archive und ihrer Bestände. Das jüngst vom Stadtarchiv Stuttgart bezogene neue Domizil wird dabei als gelungenes Beispiel vorgestellt.

Der zweite Themenschwerpunkt beschäftigt sich mit den „Überlieferungsprofilen jenseits der städtischen Unterlagen“. Neben den sog. „amtlichen“ Beständen kommt den archivischen Sammlungen mittlerweile ein immer stärkeres Gewicht zu. Der Aufbau solcher Sammlungen und das „Sammeln“ von Unterlagen „nichtamtlicher“, d. h. im weitesten Sinne privater Provenienz gehört nicht zu den Pflichtaufgaben der Archive und es bestehen hier auch keine Ablieferungspflichten. Doch gewinnen diese Quellen dank ihrer Anschaulichkeit zunehmend an Bedeutung in der historischen Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit, bei Ausstellungen, Publikationen und nicht zuletzt bei der Außendarstellung der Archive. In sechs Beiträgen werden wichtige Sammlungsbestände vorgestellt. Hierzu zählen v. a. Fotos, Bilder, Plakate, Film- und Tondokumente, Nachlässe von Privatpersonen, Unterlagen von Firmen, Parteien und Verbänden, Schul- und Pressearchive sowie Zeitungsausschnittsammlungen. Sie alle tragen mit ihrer Materialvielfalt zu einer wichtigen Erweiterung und Bereicherung des Quellenangebots bei.

Der dritte Themenbereich befasst sich mit einer der großen aktuellen und zukünftigen Herausforderungen der Archive, der sog. „digitalen Revolution“. Mit der elektronischen Bürokommunikation und der Einführung von Dokumenten-Management-Systemen, die den Übergang von der papierenen zur digitalen Aktenführung markieren, fällt den Archiven die verantwortungsvolle Aufgabe zu, für die Langzeitarchivierung der digitalen Unterlagen und auch für deren spätere „Lesbarkeit“ Sorge zu treffen, um weiterhin eine dauerhafte Sicherung der Überlieferung zu gewährleisten. Auch die nachträgliche Digitalisierung von Archiv- und Sammlungsgut spielt zunehmend eine wichtige Rolle, wodurch zum einen die Originale geschont, zum anderen, auch via Internet, die Zugänglichkeit und die Recherchemöglichkeiten (sogar archivübergreifend) enorm erleichtert werden.

„Wege in und für die Öffentlichkeit“ ist der vierte Abschnitt überschrieben. Dabei geht es um die „Kür“ der archivischen Tätigkeit. Mit der Aufbereitung und Vermittlung von historischen Informationen rücken die Archive – neben Museen, Gedenkstätten, Geschichtsvereinen und anderen Bildungseinrichtungen – in den Blickpunkt der Öffentlichkeit. Durch die Veröffentlichung von Stadtgeschichten, Heimatbüchern, Ortschroniken und Quellensammlungen, durch historische Ausstellungen und begleitende Kataloge, durch wissen-

schaftliche Beiträge in Fachorganen, durch Vorträge, Führungen und Exkursionen, durch Angebote für Schüler und Studenten (Archive als „außerschulische Lernorte“), durch die Mitwirkung an Informations- und Imagebroschüren, durch Präsentationen im Internet und nicht zuletzt als wichtiges Glied in der kommunalen Gedenk- und Erinnerungskultur kommt den Stadtarchiven ein wichtiger Bildungsauftrag und eine zentrale Funktion bei der Erforschung und Vermittlung der lokalen und regionalen Geschichte in all ihren Facetten zu.

Dabei wird in den einzelnen Beiträgen allerdings deutlich, dass nur die großen und personell wie finanziell entsprechend ausgestatteten Archive in der Lage sind, dieses anspruchsvolle Tableau an öffentlichkeitswirksamen Aktivitäten auszufüllen. Ohne die Unterstützung durch Fördervereine und Ehrenamtliche, ohne die Kooperation mit anderen Einrichtungen, ohne projektbezogene Zuschüsse und das Einwerben von Drittmitteln wäre gerade in kleineren Stadt- und Kommunalarchiven vieles nicht zu realisieren.

Um es zum Abschluss nochmals auf den Punkt zu bringen: Bei der vorliegenden Veröffentlichung handelt es sich um keine Imagebroschüre der Kommunalarchive. Das Buch richtet sich in informativer und, unterstützt durch eine reichhaltige durchweg farbige Bebilderung, anschaulicher Form an eine breite Leserschaft. Die Autoren präsentieren eine – trotz der einen oder anderen Wiederholung – abwechslungsreiche Tour d’Horizon durch die Aufgaben- und Wirkungsfelder heutiger Kommunalarchive als Wissensspeicher, kompetente Informationsdienstleister und wissenschaftliche Partner für die moderne Stadtgesellschaft. Dies unterstreicht auch die Reutlinger Oberbürgermeisterin und baden-württembergische Städtetagspräsidentin Barbara Bosch in ihrem eingangs zitierten Geleitwort: „Die eindrucksvolle Darstellung der Aufgaben, Angebote und Leistungen der Stadtarchive Baden-Württembergs wird hoffentlich zu einer noch besseren Wahrnehmung, einer verdienten Wertschätzung und zu einer angemessenen Ausstattung dieser Einrichtungen beitragen, damit sie ihre vielfältigen und zunehmend komplexeren Aufgaben im Dienste der Stadtgesellschaft auch in Zukunft leisten können.“ Ihre Worte nicht „in Gottes Ohr“, sondern in das der für die personellen und finanziellen Ressourcen Verantwortlichen in Verwaltung und Gemeinderat.

Heinz Alfred Gemeinhardt

Das Bebenhäuser Urbar von 1356. Bearb. von Wolfgang Wille, mit Beiträgen von Gerd Brinkbus, Robert Kretzschmar, Sönke Lorenz und Peter Rückert. Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, Bd. 47. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2015. 626 S., 8 Schwarzweißabb., 5 Farbtafeln, 1 Kartenbeilage, 65,- Euro.

Es ist in den Geschichtsblättern vielleicht eine Bemerkung wert, dass die den Quelleneditionen gewidmete renommierte Reihe A der Kommission für Geschichtliche Landeskunde 1958 mit der Herausgabe des sogenannten Habsburger Urbars der Jahre 1520–1534 einsetzte. Bearbeiter war niemand anderer als der spätere Reutlinger Stadtarchivar und Schriftleiter dieser Zeitschrift, Dr. Paul Schwarz. Nun legt Wolfgang Wille aus Mössingen, ein profunder Kenner gerade der Reutlinger Quellen des Mittelalters und Autor dieser Geschichtsblätter, mit Band 47 eine weitere Lagerbuchedition vor. Es ist der Ertrag seiner langjährigen Beschäftigung mit einer herausragenden Quelle des ausgehenden Mittelalters, dem ältesten, heute im Hauptstaatsarchiv Stuttgart verwahrten Urbar des 1191 durch Graf Rudolf von Tübingen († 1219) gestifteten Zisterzienserklosters Bebenhausen im Schönbuch. Urbare oder Lagerbücher sind Einkünfteverzeichnisse, die eine Fülle von Nachrichten über grundherrschaftliche Strukturen, Formen der Landnutzung und die Geschichte von Siedlungen und ihrer Bewohner enthalten. Im Vergleich zu anderen Herrschaftsträgern liegen die gerade in wirtschaftlicher Hinsicht innovativen Zisterzienser im Südwesten bei dieser Quellengattung zeitlich mit an der Spitze. In der Zisterze Tennenbach im Schwarzwald entstand zwischen 1317 und 1341 ein Urbar, in Ebrach 1340, etwa zur selben Zeit lassen auch die Grafen von Württemberg ein solches Verzeichnis anlegen.

Bebenhausen nun verfügte in und um Reutlingen nur über verhältnismäßig geringen Besitz. Die Gelderträge in der Stadt ergaben nicht einmal den vierten Teil der Einkünfte in Tübingen (vgl. S. 37, 146). Allerdings erhielt Bebenhausen, auch dank der Förderung durch die Grafen von Urach, deren 1227 verstorbener Spross Konrad Generalabt des Zisterzienserordens war, etliche Schenkungen um den Hof Aglishardt auf der Alb, und in Reutlingen existierte bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts ein Pflughof zur Sammlung, Lagerung und Vermarktung der agrarischen Klostereinkünfte aus Reutlingen und der Umgebung. Dieses heute von der Müller-Galerie überbaute Areal zwischen unterer Wilhelmstraße und Hofstatt reihte sich in ein reiches Ensemble klösterlicher Wirtschaftshöfe, die sich jedoch allesamt, anders als der Bebenhäuser Hof, im Süden des mittelalterlichen Reutlingen konzentrierten.

Das Bebenhäuser Urbar ist der Forschung nicht unbekannt geblieben und wurde etwa von Alois Schneider für den Archäologischen Stadtkataster Reutlingen (2003) ausgewertet. Indes kann nun die Quelle von jedermann im Wortlaut und im Zusammenhang leicht nachvollzogen werden, und ihr Wert für die Stadtgeschichte entpuppt sich gleich am Beginn des Reutlinger Ein-

trags: „Nota quod“, heißt es da, „habemus in Ruttlingen propriam curiam cum domo lapidea, lingnea et torculari invicem contigua“ (S. 143). Die Zisterze verfügte also über einen umfangreichen Wirtschaftshof mit einem Steinhaus, einem hölzernen Gebäude und einer Kelter. Nicht eigens erwähnt wird die anderweitig nachgewiesene Bernhardskapelle, die gewiss Bestandteil des Klosterhofs war. Es fügen sich noch weitere Gebäude an, in deren Nachbarschaft auch ein vermutlich stadteliger (Wohn-)Turm („turrim“) genannt wird (ebd.). Für die Existenz eines Hauses der Tübinger Augustinereremiten nahe der Stadtmauer (ebd.) ist das Urbar gar die einzige Quelle. Neben diesen siedlungsgenetischen Details, die für die nach wie vor klärungsbedürftige Frühgeschichte der Stadt von einiger Bedeutung sind, enthält das Bebenhäuser Urbar auch einen reichen Fundus an Reutlinger Personennamen. Diese geben Einblicke in das damals bereits breit gefächerte Handwerk in der Stadt: Weingärtner, Schmiede, Schneider, Müller, Tagelöhner und – in Kenntnis neuerer Arbeiten zur Geschlechtergeschichte kaum noch verwunderlich – eine „instrix“, eine Krämerin also. Natürlich erscheinen auch mehrfach Bäcker – einer davon mit dem wenig schmeichelhaften Namen „Diabulus“, der lateinischen Form der bekannten Familie Teufel.

Der handwerklich tadellos gemachten Textedition sind thematische Beiträge vorangestellt, die in die Geschichte des Klosters einführen (Sönke Lorenz, S. XXIII–XXX), den Überlieferungsgang des Urbars schildern (Robert Kretzschmar, S. XXXI–XLI) und die Quelle in den Kontext einer „pragmatischen“ Schriftlichkeit des Ordens stellen (Peter Rückert, S. XLIII–LIII). Gerd Brinkhus untersucht den Folianten einbandkundlich (LV–LVI) und der Bearbeiter selbst schickt einen beschreibenden Teil voraus, in dem er kodikologisch, inhaltlich und hinsichtlich der Editionsgrundsätze Rechenschaft ablegt (LVII–LXXVIII). Wille befasst sich dabei auch mit der Datierung und der Frage nach der Entstehungsstufe des Kodex – und hat eine echte Überraschung auf Lager: Obschon sich in der Handschrift gleich zu Anfang die Jahreszahl 1356 findet, geht er davon aus, dass es sich um eine spätere, wohl in den 1380er-Jahren entstandene Kopie handelt. Dabei argumentiert Wille einmal paläographisch mit eigenen Erkenntnissen zur Schriftgeschichte, die er unter anderem im Zuge seiner Arbeit zu den Reutlinger Stadtschreibern für diese Zeitschrift sammeln konnte, und interpretiert den Datumsvermerk auf Blatt 2 der Handschrift (S. 1 der Edition) neu: „Anno domini 1356 scriptum est exemplar huius registri“ bedeutet demnach „Im Jahr 1356 (...) wurde das Original [= die Vorlage, d. Rez.] dieses Lagerbuchs geschrieben“ (S. LXIV) – aber eben nicht dieses nun edierte Urbar, welches – aufgrund des Schriftbildes – eine spätere Abschrift sei. Ob damit das letzte Wort gesprochen ist, sei hier mit einem kleinen Fragezeichen versehen, denn abgesehen von der Mehrdeutigkeit des Begriffs „exemplar“, was schlicht auch „Abschrift“ bedeuten kann, ist es sicherlich nicht einfach, ohne genaue Kenntnis des Bebenhäuser Skriptoriums eine klare Grenze zwischen einem ausgangs der 1350er-Jahre und einem

evtl. um 1370/80 entstandenen Manuskript zu ziehen. Gerade „Hand B“ des Lagerbuchs (vgl. Abb. 12) scheint mir ein noch im 14. Jahrhundert verhaftetes Schriftbild zu zeigen (v. a. die Schlingen von b, l, h). Und ist es ganz ausgeschlossen, dass die fraglos moderne Form des Minuskel-a nicht schon früher vorkommt? Das online zugängliche „Marburger Lichtbildarchiv älterer Originalurkunden“ jedenfalls hält zumindest aus anderen Regionen Beispiele parat (Nrn. 15 339 u. 15 341 aus St. Maximin in Trier, 1354).

Dieser Frage unbeschadet ist der Band ein hervorragendes Quellendokument für eine Vielzahl siedlungs-, wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Fragestellungen. Für den Nutzer bereitet er zudem durch ausführliche Indizes, getrennt nach Orten, Personen und Sachen, einen bequemen Zugang. Gerade der Sachindex stellt durch die akribisch erarbeiteten Worterklärungen von zum Teil recht speziellen Begriffen der agrarischen Lebens- und Arbeitswelt eine wertvolle Stütze für die Beschäftigung mit der Quelle dar. Erwähnenswert ist schließlich, dass die Quelle im Original auch online auf der Homepage des Landesarchivs Baden-Württemberg eingesehen werden kann (www.landesarchiv-bw.de).

Roland Deigendesch

„Auch das rein Geschichtliche muss für den Staat von Bedeutung sein“. Historische Schätze aus dem Staatsarchiv Sigmaringen. Hrsg. von Volker Trugenberger. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2015. 194 S., zahlreiche, überwiegend farbige Abb. 19,00 Euro.

Das 150. Gründungsjubiläum des Staatsarchivs Sigmaringen war dem Landesarchiv Baden-Württemberg eine Ausstellung wert, deren von Katharina Schmid schön gestalteter Begleitband hier anzuzeigen ist. Mit der Gründung des Landes Südwestfalen-Hohenzollern 1947 erhielt das ursprünglich als Archiv der Hohenzollerischen Lande im Südwesten gegründete Haus den Rang eines für alle staatlichen Behörden zuständigen Archivs und wurde damit wichtiger Überlieferungsort für viele Fragen der neueren und neuesten Geschichte auch Reutlingens. Diese Zuständigkeit behielt das Haus nach der Gründung des Landes Baden-Württemberg für das Gebiet des Regierungspräsidiums Tübingen bei.

Der Leiter des – vor wenigen Jahren für kurze Zeit noch in der Existenz bedrohten – Hauses, Volker Trugenberger, legt in einem ersten Teil einen souverän aus den Quellen erarbeiteten Überblick zur Geschichte dieses Hauses von den ersten Jahren als Archiv der preußischen Regierung Hohenzollerns und der dortigen Kommunalverbände bis zur heutigen Einrichtung als Abteilung des Landesarchivs Baden-Württemberg vor. Eingehend schildert er etwa die Tätigkeit des 1938 berufenen ersten Facharchivars Dr. Franz Heberhold, der durch sein langjähriges Wirken während der NS- und der Nachkriegszeit die Stellung des Hauses konsequent ausbaute und der sich als einer der

Begründer des Südwestdeutschen Archivtags bleibende Verdienste um das Archivwesen im Land erworben hat. Gerade die Rolle des Sigmaringer Archivs für die Landesforschung und als Beratungsstelle der kommunalen Archivpflege verbindet sich mit seinem Namen. Dass der Überblick mehr Institutionen- denn Personengeschichte ist, zeigt sich darin, dass die Rolle des Parteimitglieds Heberhold im NS-System nicht Gegenstand der Darstellung ist, sondern in einer Anmerkung vergleichsweise knapp abgehandelt wird (S. 61). Für die Geschichte Reutlingens und der Region spielt das Archiv wie schon gesagt wegen der Überlieferung der staatlichen Behörden eine wichtige Rolle. Auch einige Schulregistaturen sowie die Akten der von 1962 bis 1987 bestehenden Pädagogischen Hochschule Reutlingen gelangten nach deren Auflösung nach Sigmaringen.

Welche besonderen historischen Schätze das Haus birgt, erfährt man im reich bebilderten Katalogteil, der auf jeweils einer Text- und Bildseite etliche einschlägige Zimelien ebenso wie auf den ersten Blick eher unscheinbare Einzelstücke vorstellt. Zudem werden unterschiedliche Archivaliengattungen gezeigt, angefangen von der mittelalterlichen Pergamenturkunde bis zur digitalen Überlieferung unserer Tage. Für die Region interessante Dokumente seien kurz genannt; aus der umfangreichen, in Sigmaringen als Depositum des Hauses Thurn und Taxis liegenden Überlieferung zum Prämonstratenserstift Marchtal wird ein Präsesiegel des Stiftsherrn Johannes Quinting (oder Quintinus) von 1568 gezeigt (S. 82–83). Es weist eben jenes Wappen auf, das ein Jahr darauf in Reutlingen am einstigen Wirtschaftshof Marchtals in der heutigen Oberamteistraße angebracht wurde. Dieses Papiersiegel ist deshalb bemerkenswert, da die hier vorgeschlagene Auflösung der Abkürzung „SMC“ als *Sodalis Marchtallensis Conventus* (Mitglied/Chorherr des Marchtaler Konvents) eine gegenüber der ortsgeschichtlichen Literatur neue und nach meinem Dafürhalten plausiblere Lesart bietet.

Die weiteren Dokumente entstammen dem 19. und 20. Jahrhundert. Als Beispiel der bekannten Bürgerrechtsverzichtsurkunden, die für die großen Wanderungsbewegungen im 19. Jahrhundert stehen, wird ein Exemplar aus dem Oberamt Münsingen herangezogen (S. 126–127). In die Zeit des Nationalsozialismus gehören ein wohl bewusst krakelig geschriebener Denunziationsbrief gegen Teilnehmer des Mössinger Generalstreiks vom Januar 1933 (S. 168–169) sowie ein Bericht Theodor Heims aus Wittlingen, der als Zeuge Jehovas verfolgt wurde und im Zuge der Wiedergutmachung unter anderem seine Inhaftierung im KZ Dachau schildert (S. 180–181). Der vor dem Landgericht Tübingen 1949 verhandelte Prozess gegen die Täter des Behindertenmords in Grafeneck 1940 wird anhand eines Lageplans aus den Prozessakten aufgegriffen (S. 182–183). Aber auch über die Region hinaus finden sich Überlieferungssperlen, beispielhaft genannt seien die Korrespondenz Erbprinz Karls von Hohenzollern mit Goethe über die Erziehung des Stammhalters Karl Anton aus dem Jahr 1828 und – wohl nicht zuletzt dem Erfolgsbuch des

Münsteraner Kirchenhistorikers Hubert Wolf geschuldet – der Bericht der Fürstin Katharina von Hohenzollern über ihre Erlebnisse im römischen „Skandalkloster“ Sant’Ambrogio 1858/59.

Insgesamt bietet der Band einen interessanten Einblick in südwestdeutsche Archivgeschichte und belegt anhand von Schlaglichtern die Reichhaltigkeit archivischer Überlieferung, nicht nur in staatlichen Archiven.

Roland Deigendesch

Helge Wittmann (Hrsg.): Reichszeichen. Darstellungen und Symbole des Reichs in Reichsstädten. 2. Tagung des Arbeitskreises „Reichsstadtgeschichtsforschung“ vom 3.–5. März 2014 in Mühlhausen (Studien zur Reichsstadtgeschichte, Bd. 2). Michael Imhof Verlag, Petersberg 2015. 287 S., zahlreiche Farbabb., 29,95 Euro.

Die vorliegende Publikation präsentiert als Tagungsband die Beiträge der im Titel genannten Mühlhäuser Tagung. Elf längere und drei kürzere Aufsätze (plus eine zusammenfassende Schlussbetrachtung) spiegeln das Thema in seiner ausgeprägten Vielfalt wider:

Wie kaum eine andere Reichsstadt gilt Nürnberg als besonders eng mit Kaiser und Reich verbunden. Noch heute finden sich in ihrem Straßenbild zahlreiche Darstellungen mit Bezügen zum „Heiligen Römischen Reich“. Michael Diefenbacher führt dazu herausragende Beispiele wie den Schönen Brunnen, die Kunstuhr an der Frauenkirche oder das Rathaus, aber auch den allgegenwärtigen Nürnberger „Wappendreipass“ an und belegt, dass diese „Reichsikonographie“ in Nürnberg von allen politischen Kräften der Stadt getragen wurde: Vom Rat, der Bürgerschaft – und zwar aus Patriziat wie Handwerkerschaft – und nicht zuletzt vom Reich selbst mit seiner Kaiserburg über der Stadt.

Auch Frankfurt am Main kommt als bevorzugtem, seit 1356 auch verfassungsrechtlich sanktioniertem Königswahlort eine besondere Rolle innerhalb des Reiches zu. Diese äußert sich laut Pierre Monnet prägnant in einem speziellen, auch bildlich manifesten Verhältnis der Stadt zu Karl dem Großen, das teils auf historischen Tatsachen wie der Synode von 794, teils auf späterem Wunschdenken wie der entsprechend frisierten Gründungsgeschichte des Reichsstiftes St. Bartholomäus beruht. Nicht zuletzt kommt dies auch im Namen der Stadt, der an die legendäre Furt der Franken bei den Sachsenkriegen Karls des Großen erinnert, zum Ausdruck.

In Augsburg entwickelt sich die „Sichtbarkeit des Reichs“ auch und gerade im Rahmen der Auseinandersetzung mit dem Bischof um die Stadtherrschaft, wie Daniela Kah darlegen kann. Dabei ist es hier weniger der Reichsadler als die aus dem antiken Gräberkult der Römerstadt herrührende „Stadtpyr“ (Pinienzapfen), die zum Symbol der unabhängigen und selbstbewussten Reichsstadt schlechthin wird.

Wie in Augsburg schärft sich auch in Dortmund die bildliche Ausgestaltung der Reichssymbolik im politischen Kampf, und zwar konkret beim Hochchor der Reinoldikirche, durch welchen sich der Rat der Stadt im 15. Jahrhundert als Patronatsherr gegen entsprechende Ansprüche des Kölner Klosters Mariengraden nach Thomas Schilp „grandios“ selbst inszenierte – im Bau selbst und seiner großartigen künstlerischen Ausstattung!

Auch Martin Sünder verbindet einen Kristallisationskern der Reichsikonographie in Mühlhausen mit einem Kirchenbau: Die um 1380 entstandenen Königsskulpturen an der Südquerhausfassade der Marienkirche sind in Form und Funktion – als bildnerische Kulisse für den jährlichen Ratswechsel – einmalig in der Kunstgeschichte!

Die „Geschichte von Siegel und Wappen der Reichsstadt Reutlingen“ führt uns Stadtarchivar Roland Deigendesch vor Augen. Vom ersten Stadtsiegel (1267) mit Adler und segnender Hand Gottes als „Alleinstellungsmerkmal“ über das zweite und dann dauerhafte Siegel (um 1280) und die Entwicklung des distinktiven, d. h. durch die Reutlinger Farben Schwarz, Rot, Silber von den anderen Wappen mit Reichsadler unterschiedenen Stadtwappens bis zu den von Württemberg erzwungenen Wappenwechseln 1519 und 1802 reicht sein Überblick, den es so in der bisherigen Literatur zu Reutlingen noch nicht gab.

Einen exemplarischen Vergleich der Siegel zweier Reichsstädte unternimmt Markus Späth mit Mühlhausen und Speyer. Erstere führte als „Königsstadt“ einen thronenden Herrscher über einem Stadttor im Siegel, während Letztere als „Freie Stadt“ den (kaiserlichen) Dom mit Muttergottes zeigte. Dabei thematisiert Späth sowohl mögliche ikonographische Vorbilder aus anderen Kunstgattungen als auch die Besonderheiten der Siegel im Vergleich zu benachbarten Reichsstädten.

Einen städteübergreifenden Beitrag liefert Gerrit Deutschländer mit Darstellungen des Adlers über reichsstädtischen Toren und zeigt darin, wie sehr jener, gerade auch in diesem baulichen Zusammenhang, als Reichssymbol schlechthin galt. Außerdem verweist er auf die Bedeutung der Stadttore bei Besuchen des Reichsoberhauptes als Orte der symbolischen Schlüsselübergabe.

Einen ganz anderen Aspekt des Tagungsthemas greift Ingrid Würth mit den „sogenannten falschen Friedrichen als Mittel (reichs-)städtischer Politik“ auf. Dabei handelt es sich um Hochstapler, die sich gegen Ende des 13. Jahrhunderts als wiedergekehrter Kaiser Friedrich II. ausgaben. Der bekannteste von ihnen war Dietrich Holzschuh, der sich in Neuss und Wetzlar einige Zeit etablieren konnte, dabei aber von der jeweiligen Bürgerschaft politisch instrumentalisiert wurde. In Wetzlar endete er schließlich auf dem Scheiterhaufen.

Laurence Buchholzer-Remy spürt in Hagenau dem besonderen Phänomen nach, dass das Wappen- und Siegelmotiv der Burg, das offensichtlich direkt auf die einst so bedeutende Pfalz der Stauer Bezug nimmt, allmählich von

dem Bild der Rose verdrängt wurde, und erklärt dies mit innerstädtischen Machtkämpfen und einer gewissen Entfernung vom Reich – auch wenn die Rose nicht als Widerspruch zur Reichszugehörigkeit der Stadt empfunden wurde.

Die kürzeren Beiträge beschäftigen sich mit den Kaiserfiguren des Hamburger Rathauses, dem langsamen Abschied der eidgenössischen Städte von den Reichssymbolen, der – konfessionell bedingt – auch intern umstritten war, und den Nachwirkungen der Speyerer Kaisergräber im Haus Habsburg im 18. und 19. Jahrhundert.

Der Band stellt als derartig weitgefächerte Überblicksdarstellung zum Thema sicher ein Novum dar. Dass dabei die Auswahl der Einzelthemen mitunter etwas zufällig anmutet, liegt in der Natur der Sache und tut dem durchweg hohen wissenschaftlichen Niveau der oft interdisziplinär angelegten Beiträge keinen Abbruch. Das Buch wendet sich primär ans Fachpublikum, doch ist es, abgesehen davon, dass einige lateinische Zitate nicht übersetzt werden, auch für den interessierten Laien mit Gewinn zu lesen, wozu auch die ansprechende und reich illustrierte Gestaltung beiträgt.

Bernd Breyvogel

Nikolaus Back: Revolution in Württemberg 1848/49. Schwaben im politischen Aufbruch (Bibliothek Schwäbischer Geschichte, Bd. 5). Der Kleine Buch Verlag, Karlsruhe 2014. 256 S., mit zahlreichen Abb., 14,90 Euro.

Die vom Schwäbischen Heimatbund seit 2009 herausgegebene Reihe „Bibliothek Schwäbischer Geschichte“ beabsichtigt, Epochen der Landesgeschichte von Fachkennern in kurzer, leicht verständlicher Form auf dem aktuellen Stand der Wissenschaft darzustellen. In Band 5 gibt der Historiker und Stadtarchivar von Filderstadt, Nikolaus Back, einen Überblick über die Revolution von 1848/49 in Württemberg.

Trotz des im Jubiläumsjahr 1998 geäußerten Wunschs Hermann Bausingers, dass die Revolution von 1848/49 nicht wieder in den Asservatenkammern der Geschichte verstauben möge, wurde es zuletzt wieder still um das Thema. Dabei hätte die Revolution von 1848/49, wie der Autor zu Recht in seiner Einleitung betont, stärkere Aufmerksamkeit verdient, weil in dieser Zeit die Wurzeln der Demokratiebewegung liegen. Zwar verlief die Revolution in Württemberg weniger gewaltsam und dramatisch als z. B. in Preußen oder Baden. Dafür aber war die württembergische Variante umso nachhaltiger. So blieben viele der von Liberalen und Demokraten im Landtag durchgesetzten Reformen im Strafrecht (Geschworenengerichte, öffentliche Verhandlungen), in der Kommunalverwaltung (Ende der „Lebenslänglichkeit“ von Gemeinderäten) und im Jagdrecht (Ende des adeligen Jagdmonopols) dauerhaft bestehen oder waren später, wie etwa das verbesserte Wahl-

recht, rasch wieder verfügbar. Die für kurze Zeit gegebenen erweiterten Partizipationsmöglichkeiten blieben im kollektiven Bewusstsein der Bevölkerung verankert.

Back folgt im Wesentlichen der Chronologie der Ereignisse und ergänzt diese mit zeitlich breiter gefassten Abschnitten über Volksvereine und andere politische und für die Revolution wichtige Vereine, z. B. Turn- und Arbeitervereine. An das Ende stellt er fünf informative Kapitel über Presse, Kirchen, Schule, Frauen und Juden in der Revolutionszeit. Aufgelockert und noch anschaulicher wird der Text durch knapp 60 Abbildungen und 15 Kurzbiographien von Revolutionsaktiven wie Theobald Kerner, Gottlieb Rau oder Friedrich Römer.

Der Autor leitet seine Darstellung mit einem Kapitel über die (Krisen-) Situation von Handwerkern und Bauern im Vormärz und die Entstehung von politischen Bewegungen und Vereinen ein. Dem schließt sich ein Abschnitt über die württembergische Märzrevolution 1848 an, der u. a. die gegen den Adel gerichteten bäuerlichen Unruhen und kommunale Forderungen, Volksversammlungen und Auseinandersetzungen in Städten und Gemeinden beschreibt. Zur Sprache kommt auch die Einrichtung von Bürgerwehren. Weiter geht der Autor auf die regionale Organisation der ersten Wahlen zum gesamtdeutschen Frankfurter Parlament im Mai 1848 und die nachfolgenden württembergischen Landtagswahlen ein. Das Kapitel „Die Lage im Frühsommer“ beschreibt die auch in Württemberg spürbare Begeisterung für den badischen Revolutionshelden Friedrich Hecker. Der Autor greift auch die Petitionsbewegung der Ulmer und Heilbronner Soldaten heraus, die den Sinn militärischer Einsätze zu hinterfragen begannen und Mitbestimmung forderten. Thematisiert wird an dieser Stelle auch schon die zunehmende Spaltung liberal-konstitutioneller und demokratischer Kräfte, die sich dann in der Gründung unterschiedlicher politischer Vereine manifestierte.

In der Septemberkrise 1848 gab es eine zweite Revolutionswelle mit zahlreichen von Demokraten dominierten Volksversammlungen und bäuerlichen Tumulten. Back geht vor allem auf den Plan des Demokraten Gottlieb Rau ein, von Rottweil aus eine Art Revolutionszug zum Cannstatter Volksfest zu organisieren. Die von der Paulskirche ausgearbeiteten Grundrechte und deren Annahme in Württemberg – als einzigem Königreich – werden zu Recht in einem eigenen Kapitel behandelt.

Die Darstellung nimmt dann die weitere krisenhafte Entwicklung nach der Reichsverfassungskampagne in den Blick. Mit der Reutlinger Pfingstversammlung vom 26. Mai 1849, einem landesweiten Treffen von Vertretern aus Volksvereinen, Oberämtern, Städten und Bürgerwehren, die über die Rettung der Errungenschaften der Revolution diskutierten, geriet Reutlingen kurz ins Zentrum der württembergischen Revolution. Obwohl sich die gemäßigten Kräfte durchsetzen konnten, zog diese Versammlung eine riesige Verhaftungswelle nach sich. Es folgt der Umzug der noch verbliebenen

Frankfurter Abgeordneten als sogenanntes Rumpfparlament nach Stuttgart und dessen Auflösung im Juni.

Einige württembergische Freiwillige machten sich noch mit der „Schwäbischen Legion“ nach Baden auf, um die badische Mairevolution zu unterstützen. Deren gewaltsame Niederschlagung und die badischen Verhältnisse schildert der Autor in dem Württemberg gewidmeten Buch sehr ausführlich. Etwas knapp geraten ist dagegen das Kapitel „Von der Revolution zur Reaktion“, das sich wiederum auf Württemberg bezieht. Zwar wurden auch hier die politischen Vereine letztlich wieder verboten und die Revolutionäre vor Gericht gestellt. Doch hätten die weitgehend verwirklichten revolutionären Errungenschaften im Straf-, Kommunal- oder im Jagdrecht in Württemberg eine ausführlichere Würdigung verdient.

Das Buch ist als Überblicksdarstellung konzipiert und als solche insgesamt gut gelungen. Über Gewichtung der Themen und Beispielauswahl gibt es natürlich immer unterschiedliche Meinungen. Beim vorliegenden Buch stellt der Autor die Ereignisse im ländlichen Raum stark in den Vordergrund und demonstriert damit auch die Breite der politischen Partizipationsbestrebungen in Württemberg. Da aber viele Entwicklungen, etwa der parlamentarischen Bewegung oder der Selbstorganisation bürgerlicher Interessen, sich in den mittleren und größeren Städten Württembergs verdichteten, hätte man sich in einigen Kapiteln mehr konkrete Beispiele aus Stuttgart, Esslingen, Heilbronn u. a. gewünscht. In manchen Kapiteln wird den überregionalen Ereignissen, zum Beispiel in Frankfurt, sehr viel Platz eingeräumt. Etwas störend wirken Ungenauigkeiten und kleine Fehler im Literaturverzeichnis.

Sinnvoll ergänzt wird das Buch von Nikolaus Back mit der Empfehlung von Ausflugszielen zu wichtigen Revolutionsschauplätzen. Die Vorschläge reichen vom Gefängnismuseum Hohenasperg (hier sind die Angaben nicht mehr ganz aktuell) über Gaildorf, wo Gottlieb Rau seine Glasfabrik betrieb, bis hin zu Museen und Gedenkstätten in Stuttgart, Heilbronn und Ulm. Auch Reutlingen ist mit der Spitalkirche als Ort der Pfingstversammlung und dem Heimatmuseum verzeichnet.

Silke Knappenberger-Jans

Andrea Kittel (Hrsg): Unterwegs zu den Anderen. 200 Jahre Basler Mission und Württemberg. Das Buch zur Ausstellung (Kleine Schriften des Vereins für württembergische Kirchengeschichte, Bd. 17). Stuttgart 2015. 342 S., zahlreiche Abb., 8,- Euro.

Gleich der erste Eindruck: Man nimmt es gern in die Hand, das höchst ansprechend in Sepia-Optik und warmen Farben gestaltete Begleitbuch zur Ausstellung „Unterwegs zu den Anderen“. Der bezeichnende Titel hilft bei der Annäherung an das vielschichtige Thema „200 Jahre Basler Mission und Württemberg“, das hier von der Evangelischen Landeskirche in Württemberg

und der Basler Mission – Deutscher Zweig aufgegriffen wurde. Zwei Reutlinger, Jürgen Quack und Karl Rennstich, gehörten zur „Expertenrunde“ (S. 135).

Wie gelingt es, komplexe Missionsgeschichte in Bezug auf Württemberg anschaulich und nachvollziehbar in knapper Form darzustellen? Es gelingt mit einer Zeittafel, einer Weltkarte, einer klaren Gliederung, erklärenden Texten, sprechenden Zitaten (häufig aus Briefen oder Tagebuchaufzeichnungen), reflektierenden Aufsätzen sowie mit zahlreichen Fotografien und Abbildungen, die das Eigene und das Fremde in ihrem Aufeinandertreffen anschaulich machen. Es gelingt mit einem überzeugenden Ausstellungskonzept, bestehend aus vielen einzelnen Koffern, deren Besitzer ihren persönlichen Ausschnitt der Geschichte der Basler Mission erzählen. Manche „Koffer“ haben Bezug zur Region, zum Beispiel der des Reisepredigers Ernst Gohl (1875–1960), der nach seiner Missionstätigkeit in China mehr als 30 Jahre mit Predigten, Vorträgen und sogar einem Film (Jahresbericht 1929) im Bezirk Reutlingen, Urach und Münsingen unterwegs war (S. 32 f.).

Wer die im Frühjahr 2015 im Diakonie-Klinikum Stuttgart gezeigte Ausstellung nicht gesehen hat, kann dies inhaltlich mit dem überaus reich bebilderten Begleitbuch – der „Ausstellung zum Mitnehmen“ (Kittel, S. 13) – leicht nachholen. Die Herausgeberin Andrea Kittel, wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Landeskirchlichen Archiv, hat sich bereits in ihrer Zeit beim Landeskirchlichen Museum Ludwigsburg (bis 2006) einen Namen als kompetente Ausstellungsmacherin erworben. In ihrem Einführungstext skizziert sie markant und zugleich einführend die spannende Entwicklungsgeschichte der Basler Mission, ohne Kritisches zu übergehen.

Sie widmet sich zunächst den „historischen Perspektiven“ und erinnert daran, dass die Missionare des kolonialistischen Europa von der Überlegenheit der westlichen Zivilisation überzeugt gewesen waren. Auch wenn sie sich „um ein wirkliches Verständnis der anderen Kulturen“ bemüht hätten, so sei doch die Verbreitung des Christentums bis weit ins 20. Jahrhundert hinein in Gestalt westlicher Werte vollzogen worden. Die Ausstellung stelle „einen anderen Gesichtspunkt in den Mittelpunkt“, nämlich das Verständnis von Mission von heute aus gesehen: „Mission bedeutete nicht nur eine Europäisierung der Welt, sondern auch eine Pluralisierung des Christentums, eine Wanderungsbewegung in andere kulturelle Räume“ (S. 10). – Man erkennt, dass „Unterwegs zu den Anderen“ als eine Art Vorstufe zur Globalisierung gewertet werden kann, obwohl der Begriff hier nicht fällt.

Mosaiksteine vom bescheidenen Beginn im September 1815 bis zum heutigen weltweiten Netzwerk der Basler Mission – Deutscher Zweig, Mitglied in der „Evangelischen Mission in Solidarität“ (EMS), werden vorgestellt. Die Anfänge der Basler Mission sind hauptsächlich im Umfeld des süddeutschen Pietismus bzw. der Erweckungsbewegung des frühen 19. Jahrhunderts zu suchen. Karl Rennstich (unlängst in Reutlingen verstorben) zeichnet diese

erste Zeit eindrucksvoll im Aufsatzteil nach (S. 102 ff.). Wichtigster Impulsgeber war der aus Wimsheim (nahe Leonberg) stammende Sekretär der in Basel ansässigen Christentumsgesellschaft, Christian Friedrich Spittler (1782–1867). Er initiierte zahlreiche christliche Werke, wobei die 1815 gegründete Basler Missionsgesellschaft sein wichtigstes Projekt war. Sein Lebensmotto lautete: „Was hilft’s, wenn wir beim warmen Ofen und einer Pfeife Tabak die Notstände der Zeit bejammern. Hand anlegen müssen wir, und sei es auch ganz im Kleinen“ (S. 102). Es ist der gleiche Geist, der einige Zeit später auch Reutlingens Waisenvater und Fabrikgründer Gustav Werner antreiben sollte.

Die ersten Missionare stammten zum großen Teil aus schwäbisch-pietistischen Bauern- oder Handwerkerfamilien, die ihren Glauben in die Tat umsetzen wollten – für eine von Gott gewollte gerechtere Welt. Weniger das genuin pietistische Motiv der Seelenrettung wird herausgestellt, vielmehr dokumentiert Rennstich, wie das Basler Komitee im Berufungsschreiben an den Inspektor der neuen Missionsanstalt, Christian Gottlieb Blumhardt (1779–1839), definierte: Man möge Missionare ausbilden „als Verbreiter einer wohlthätigen Zivilisation und Verkündiger des Evangeliums des Friedens nach verschiedenen Gegenden der heidnischen Welt“ (S. 104). Tatsächlich wurde die Missionsarbeit (auch) als „Wiedergutmachung für von Europäern begangenes Unrecht“ (S. 17) verstanden; sie richtete sich also gegen die frühkolonialistische Ausbeutung und Sklaverei.

Dass man nicht selten neues Unrecht beging, verschweigt der Katalog nicht. Weitere Aufsätze geben erhellende und nachdenklich machende Einsichten ins komplexe Thema (Bernhard Dinkelacker: Mission im Wandel; Nana Opare Kwakye: Mission und Kultur; Paul Jenkins: Begegnungen verpasst?; Eberhard Renz: Begegnungen in Vielfalt). Besonders Kwakye zeigt die Ambivalenz des missionarischen Wirkens für sein Land (Ghana) deutlich auf und konstatiert bei dem von der Basler Mission beförderten Übergang in die Moderne die „Erosion einiger großartiger afrikanischer Werte, insbesondere der ethnischen Solidarität“ (S. 125). Den württembergischen Anteil herausstellend, beschreibt Jürgen Quack „Die Geschichte der Basler Mission – Deutscher Zweig“ mit ihren wechselnden, für Außenstehende etwas kompliziert erscheinenden Organisationsstrukturen.

Nachdem die Basler Mission „bis weit in die 1950er Jahre [...] schlechthin die Mission der württembergischen Landeskirche“ war, so Landesbischof Frank Otfried July in seinem Grußwort (S. 6) – von ihrer Gründung bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs kamen sämtliche Inspektoren und Direktoren aus Württemberg, außerdem mehr als die Hälfte ihrer Mitarbeiter/-innen – gibt es auch heute noch lebendigen Austausch von württembergischen Kirchengemeinden mit Kirchen, die aus dieser Arbeit entstanden sind: etwa in Ghana, Kamerun (Partnerschaft mit Tübingen), Nigeria (Partnerschaft mit Balingen) sowie in Indien, China, Malaysia und Indonesien (S. 6; S. 86).

Der Katalog betont in wechselnden Formulierungen, dass man heute Mission „als Brücke, die in beiden Richtungen begangen wird“ verstehe (July, S. 6) – als Begegnung von Gleichberechtigten auf Augenhöhe oder als internationale Lern- und Glaubensgemeinschaft. July zieht schließlich das positive Resümee: „So wurde aus dem ‚Unterwegs zu den anderen‘ ein ‚Unterwegs mit den anderen‘“ (ebd.).

Alles in allem eine anregende und gelungene Jubiläumsgabe zu „200 Jahre Basler Mission“, zu der man den Machern nur gratulieren kann! *Renate Föll*

Elisabeth Spitzbart, Jörg Schilling: Martin Elsaesser. Kirchenbauten, Pfarr- und Gemeindehäuser. Ernst Wasmuth Verlag, Tübingen-Berlin 2014. 208 S., 169 teils farbige Abb., 48,00 Euro.

Mit diesem Band schließt der Verlag eine weitere Lücke in der Aufarbeitung der südwestdeutschen Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts, nachdem hier allein in den vergangenen zehn Jahren bereits Publikationen zu Dominikus Böhm, Theodor Fischer und Paul Bonatz erschienen sind.

Die vorliegende Publikation ist die zweite des Verlags zu Martin Elsaesser (hinfort: ME). Das Wirken des bei Theodor Fischer in Stuttgart ausgebildeten Architekten als Baudirektor in Frankfurt wurde 2009 in einem Begleitbuch zur Ausstellung im Deutschen Architekturmuseum thematisiert.

Erfreulich ist auch, dass der im bauhistorischen Kontext der Zeit zwischen 1900 und 1939 allgemein eher weniger beachtete Kirchenbau anhand der Tätigkeit MEs in seiner Bedeutung in den Fokus gerückt wird. Denn auch in jenen zunehmend industriell und profan geprägten Zeiten blieb er vor dem Hintergrund vielfältiger Wandlungsprozesse eine der komplexesten Bauaufgaben.

Basis der vorliegenden Publikation war die nur wenig zugängliche Dissertation der Mitautorin (Elisabeth Spitzbart-Maier: Die Kirchenbauten Martin Elsaessers und ihre Voraussetzungen in der protestantischen Kirchenbauteorie und Liturgiediskussion, Stuttgart 1989), konkreter Anlass die Ausstellung „Weihestätten. Martin Elsaesser – Protestantischer Sakralbau und Moderne 1906–1926“ in Augsburg. Das Einarbeiten neuerer Forschungserkenntnisse und die Sichtung weiterer Archivalien hat eine umfassende Gesamtdarstellung des Wirkens Martin Elsässers in kirchlichem Auftrag ermöglicht.

Über den Band selbst hinaus hilfreich, analysiert Spitzbart zunächst die v. a. mit Liturgie befassten Findungsprozesse einer im 19. und frühen 20. Jahrhundert Identität suchenden protestantischen Kirche. Herausgearbeitet wird die auch auf der Symbol-Ebene wachsende Bedeutung des Kirchenraums. Erhellend ebenso die Darstellung Spitzbarts „Protestantischer Sakralbau und Kirchenbautagungen von 1861 bis 1931“, die das Ringen um ein eigenständiges, zeitgemäßes protestantisches Kirchenraum-Verständnis und ein davon abzu-

leitendes Baukonzept aufzeigt – eine Diskussion, die sich in MEs durchaus wandelnden Kirchenraumkonzepten ablesen lässt und an der sich der längst namhafte Architekt ab 1924 auch als Referent beteiligte.

Schilling gelingt im Anschluss prägnant komprimiert und doch in der notwendigen Vielschichtigkeit eine Gesamtschau des Tübinger Theologen-Sohns, die sein Wirken für die Jahre bis 1932 zu Recht als eine der herausragenden deutschen Architektenleistungen würdigt, aber auch MEs Annäherung an das NS-Regime nicht ausspart.

Vorbildlich, wie mit diesen Kapiteln die Voraussetzung geschaffen ist für die detailreiche und tiefschürfende Darstellung der kirchlichen Bauaufgaben MEs. Zunächst charakterisiert Spitzbart die relativ frühen Betsäle – uns nächstgelegenen die Tübinger Eberhardskirche (1908–1911) – als bewussten Versuch, Kirchenraum aus einem industriell mitbestimmten Lebensumfeld heraus zu gestalten. Wenn Spitzbart dann den Dorfkirchen-Projekten (Neubauten, Neugestaltungen – alle in Württemberg) eigenen Raum gibt, so folgt sie der Kategorisierung MEs, der einforderte, Dorfkirchen müssten als „Mittel- und Höhepunkt eines Ortsbildes“ (S. 69) hervortreten. Sie arbeitet in jedem Einzelfall die Fähigkeit MEs zu historischer und ambientaler Bezugnahme bei gleichzeitiger Überwindung späthistoristischer Haltungen heraus – z. B. an der zeitgenössischen Fachwerk-Interpretation der Reichenecker Kirche (Entwurf 1908) und der bäuerlichen Martinskirche Mittelstadt (Entwurf 1907–1910), um hier die Reutlinger Bauten zu nennen.

Auch wenn sich bei den Dorfkirchen und Betsälen, meist zwischen 1907 und 1914 entstanden, eine allmähliche Formenvereinfachung erahnen lässt: Die weit anspruchsvolleren Stadtkirchen – erste unter den Neubauten war 1905–1907 die Lutherkirche in Baden-Baden-Lichtental, letzte die Gustav-Adolf-Kirche in Frankfurt-Niederursel 1927–1928 – dokumentieren mit je eigenem Charakter auch die „schrittweise Veränderung des protestantischen Kirchenbaus im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts“ (S. 149), die auch für ME in der Vorstellung von einem sakralen Raum mündet. Spitzbart verdeutlicht, wie die stilistische Entwicklung MEs auch im Kirchenbau zu einer modernen Material- und Formsprache der 20er-Jahre führt, ganz im Sinne seiner 1930 verfassten Überzeugung: „Nicht in den Mitteln soll sich die Kirche vom Profanbau unterscheiden, sondern in der geistigen Haltung, in dem lebendigen Ausdruck des darin enthaltenen Geschehens“ (S. 31).

Schillings Darstellung der Pfarr- und Gemeindehäuser vervollständigt die Gesamtschau, trägt aber aufgrund der geringen Zahl bei stark variierender Funktionalität eher wenig zum tieferen Verständnis bei. Vielleicht hätte es ausgereicht, sie dem abschließenden Katalogteil vorzubehalten, der alle Projekte steckbriefhaft mit genauem Quellenverzeichnis aufführt.

Das Resümee der beiden Autoren vermag die wesentlichen Entwicklungslinien, MEs Einbindung in die zeitgenössischen Diskussionen und seine Bedeutung als Kirchenarchitekt zwischen 1905 und 1930 prägnant darzustellen.

Schade nur, dass ausgehend u. a. von der Niederurseler Kirche ein Ausblick auf das Verhältnis zum Nachkriegskirchenbau ausbleibt.

Insgesamt ein sehr profundes, schönes Buch, wozu die vielen Neuaufnahmen Rose Hajdus entscheidend beitragen. Allerdings fehlen für ein systematisches Erschließen Orts- und Bauten-Verzeichnis und im Katalog die Listung aller zugehörigen Abbildungen – in digitalen Zeiten ein absolutes Ärgernis.

Thomas Becker

Stefan Wintermantel: Die Belsener Kapelle. Eine archäoastromische, ikonographische und metrologische Annäherung. Mauser & Tröster GbR, Mössingen 2014. 104 S., 78 überwiegend farbige Abb., 18,80 Euro.

Die Kapelle bei Belsen fasziniert schon seit Jahrhunderten. Zahlreiche Gelehrte haben sich mit dem Bauwerk, seinen Besonderheiten und rätselhaften bildlichen Darstellungen beschäftigt. In den Reutlinger Geschichtsblättern hat sich der Belsener Pfarrer Theodor Josenhans bereits im 2. Jahrgang 1891 der Kapelle angenommen. Er stellte nicht nur dar, wer sich in früheren Zeiten bereits mit dem Bauwerk beschäftigte (Johann Adam Osiander, Andreas Christoph Zeller, Christian Friedrich Sattler, Gustav Schwab etc.) und zu welchen Einschätzungen (vorgeschichtlichen, keltischen, römischen und germanischen Ursprungs) die Autoren gekommen sind; er wagte auch vorsichtig, seine eigene Sicht dagegenzustellen: Nämlich, dass es sich letztlich um eine christliche Kirche aus romanischer Zeit handele. Der spätere Belsener Max Duncker berichtete 1899 in den Geschichtsblättern „Neues über die Belsener Kapelle“. Er veröffentlichte die Ergebnisse der damals veranlassten Ausgrabungen, bei der die Fundamente einer Vorgängerkirche zu erkennen waren. Ein Jahr später ließ sich Duncker über „Die Lichtöffnung in der Belsener Kapelle“ aus und berichtete über Versuche, den Lichteinfall durch die kreisrunde Öffnung an der Ostseite zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche und die entsprechende Projektion an der Innenseite des Tympanons zu beobachten. Der Sage nach sollte es ein Kreuz sein, und er spricht über die Projektion von einer „Tatsache“, die längst bekannt gewesen sei. Letztlich konnte Duncker diese Erscheinung aufgrund von Veränderungen und des späteren Einbaus der Empore nicht nachvollziehen. Viele Fragen blieben offen oder stellten sich gar neu. Duncker kam schließlich zu dem Schluss: „Die Vermutung meines Vorgängers Josenhans, dass der alte Baumeister seine Kunst zeigen wollte, hat immer noch am meisten für sich.“

Nun liegt die Arbeit des Zahnarztes Stefan Wintermantel vor, der vor 20 Jahren nach Belsen zog und sich von den Geheimnissen der Kapelle animieren ließ, sich damit zu beschäftigen. Viele Fantasien von vorgeschichtlichen Tempeln waren aber allein schon deshalb irrelevant, weil die moderne Bauforschung über die dendrochronologische Untersuchung das Bauwerk

auf die Erbauungszeit zwischen 1140 und 1143 eingrenzen konnte. Wintermantel befasste sich sehr gründlich mit dem Bau, mit möglichem Bauherrn, Baumeister und dem Zweck der Kirche. Er kann letztlich auch keine klaren Aussagen machen; die Belsener Kapelle steht für den Autor jedoch zweifellosfrei in der Bautradition des Klosters Hirsau. Der Baumeister müsse in enger Verbindung zu Hirsau gestanden haben, insbesondere müsse er die Erkenntnisse des Abtes Wilhelm gekannt haben, der ein ausgewiesener Universalgelehrter war und zeigen konnte, wie man die Tag- und Nachtgleiche ermittelt, was für die Osterfestberechnung wichtig war. Wegen der Unstimmigkeiten der verschiedenen Sonnen-, Mond- und anderen Zyklen, die letztlich zur Gregorianischen Kalenderreform führten, war die Berechnung des Osterfestes ein kompliziertes Unterfangen. Wintermantel ist davon überzeugt, dass der Architekt von Belsen über die außerordentlichen Kenntnisse verfügte und die Unstimmigkeiten der Berechnung, die erst 442 Jahre später bereinigt wurden, bereits beachtet hat. Durch umfangreiche und akribische Berechnungen und Vermessungen des Sonnenloches, des Bogenfeldes, der Sonnenpositionen, der Ausrichtung der Kirche, durch Computer- und Modellsimulationen sowie durch Überlegungen zur Bewuchssituation um die Kirche im 12. Jahrhundert kommt der Autor zu der für ihn alles bestimmenden Aussage: Zum Datum der Tag- und Nachtgleiche, wenn bei Sonnenaufgang die Sonne voll über dem Horizont steht, war das Abbild der Sonne im inneren Bogenfeld der Westfassade als runde Scheibe zu sehen. Und mit der Lichterscheinung soll der Erbauer der Kapelle gerade dieses Phänomen gefeiert haben – damit natürlich auch das Osterfest und die Auferstehung Christi. Diese Deutung der Lichtöffnung sieht der Autor auch in der Ikonographie der Westfassade bestätigt. Das mittig zwischen Sonnen und Monden stehende Kreuz ist dann Abbild der Tag- und Nachtgleiche, die Rautenmuster entsprechen den Tagen des März, die Wülste an der Basis der Halbsäulen ergeben ein Zahlenverhältnis, das wieder einem Zahlenverhältnis der Tag- und Nachtgleiche entspreche. Auch die rätselhaften Steinreliefs deutet Wintermantel im Sinne seiner Ostertheorie. Die große Figur am Westgiebel, die für zahlreiche Spekulationen sorgte, deutet er natürlich im Sinne seiner Interpretation: Es sei eine sitzende Figur, die gerade vom Totenlager auferstanden ist: Jesus. Und die Art der Darstellung – Kreis und Rechteck – beinhalte wiederum viele christliche Symbole. Selbst die Tierköpfe – vier Widder und ein Stier – sieht der Autor in Beziehung zu Christus, aber auch zur Sonnenaufgangssymbolik. Insgesamt sei die Westfassade eine Versinnbildlichung der aufgehenden Sonne, damit der Auferstehung und des Osterfestes. Während religiöse Symbolik der Steinskulpturen der Westfassade als steinerne Predigt die ans einfache Volk gerichtete Osterbotschaft sei, lägen dem Sonnenloch wissenschaftliche, astronomische und kalendarische Theorien zugrunde, die nur von gebildeten Menschen verstanden werden konnten. Und Wintermantel ist überdies davon überzeugt, dass der Baumeister seine Deutung der Lichtöffnung auch durch die Verwen-

dung von Symbolzahlen (insbesondere der Acht) bei den Grundmaßen und Proportionsverhältnissen angewandt habe.

Die oben zitierte Vermutung, dass der alte Baumeister seine Kunst zeigen wollte, muss noch ergänzt werden: Sie gilt auch für den Autor, dessen Berechnungen, Deutungen und Schlussfolgerungen in seiner archäoastronomischen, ikonographischen und metrologischen Annäherung ebenso umfassend wie zielorientiert sind und so plausibel klingen, dass man schon geneigt ist, den Sonnenaufgang zur Tag- und Nachtgleiche auch im Buch selbst zu suchen: beim Auf- und Zuklappen etwa oder im Nachtblau des Umschlags und im hellen Schein des Titels, ebenso im Weiß der Buchseiten und dem Schwarz des abgedruckten Textes usw. überall Symbole des Aufgehens und Niedergehens, der Sonne und der Nacht und natürlich der Auferstehung. *Werner Ströbele*

Gudrun Silberzahn-Jandt: Esslingen am Neckar im System von Zwangssterilisation und „Euthanasie“ während des Nationalsozialismus. Strukturen-Orte-Biographien. Esslinger Studien – Schriftenreihe, Bd. 24. Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2015. 351 S., 53 zum Teil farbige Abb., 6 Tabellen, 24,90 Euro.

„Für mich war sie eine Märchenprinzessin, sie war hübsch und schlank“, erinnerte sich eine Verwandte an ihre Cousine. Magdalene Maier-Leibnitz, Tochter aus gutbürgerlichem Haus in Esslingen, wurde 1941 im hessischen Hadamar vergast im Zuge der nationalsozialistischen „Euthanasie“-Mordaktion, die in Grafeneck auf der Alb begann (dorthin wurden auch Patientinnen und Patienten aus Reutlinger Einrichtungen deportiert) und danach in Hadamar und in Pirna-Sonnenstein fortgesetzt wurde.

Der Ermordung von Magdalene Maier-Leibnitz vorausgegangen war eine Odyssee des körperlich schwachen und kränklichen Mädchens durch Schulen, Kurheime, Kliniken. Auf diese Weise allmählich hospitalisiert, verschlechterte sich ihr psychischer Zustand, Ärzte stellten angesichts der Symptome die Diagnose Schizophrenie. Magdalene Maier-Leibnitz wurde psychiatrisiert, längere Zeit verbrachte sie in der Esslinger Privatklinik Kennenburg. Die Ärzte dort unternahmen nichts, um sie vor Abtransport und Ermordung zu bewahren.

Die ergreifende Geschichte der Schwester des späteren Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Heinz Maier-Leibnitz, ist ein Beispiel aus der materialreichen Studie, in der Gudrun Silberzahn-Jandt den (bisher bekannten) Opfern der Naziverbrechen in Esslingen einen Namen und ein Gesicht gibt. Und sie benennt sehr genau die willfähigen Befehlsempfänger und willigen Vollstrecker. Der Autorin ist es damit gelungen (wie zuvor Elisabeth Timm mit der Monographie „Zwangsarbeit in Esslingen 1939–1945“), eine weitere Lücke in der Esslinger Stadtgeschichte zu schließen.

Darüber hinaus dokumentiert sie beispielhaft, wie wichtig (die raren) Mikro- und Lokalstudien zur nationalsozialistischen Rassenpolitik und zum Massenmord an Kranken und Behinderten (dazu gehörten auch Juden, Sinti und Roma, Homosexuelle oder sogenannte Kriminelle) sind: Sie zeigen im Detail, wie das Handeln von Funktionsträgern das Schicksal von Betroffenen und Angehörigen bestimmte, wie eine menschenverachtende und menschenvernichtende „Eugenik“ zum alltäglichen Handlungsmaßstab werden konnte.

Der Arbeit liegen jahrelange, von der Stadt Esslingen unterstützte Archiverhebungen zugrunde. Einleitend reflektiert Silberzahn-Jandt den Forschungsstand und entwickelt daraus Fragestellungen: Wie gingen Familien von Behinderten und Kranken mit der Bedrohung um, welche Rolle spielten Ärzte bei der Umsetzung des „Gesetzes zur Verhinderung erbkranken Nachwuchses“, wie unterstützten Bürokraten, Lehrer oder Fürsorger die Meldungen zur Sterilisation, wie wurden Patientinnen und Patienten behandelt, wie lässt sich die Lebenswelt Einzelner anschaulich machen, wie auf der Basis von Opferdaten eine „Kollektivbiografie“ erstellen und diese mit anderen Forschungen vergleichen.

Silberzahn-Jandt geht solchen Fragen nach der Einleitung in den Kapiteln „Zwangssterilisation“, „Die Privatklinik Kennenburg“, „Opfer der Kranken- und Behindertenmorde aus Esslingen“ sowie „Mitarbeiter der ‚Euthanasie‘-Aktion aus Esslingen“ nach. Sie korrigiert auch die bislang bekannte quantitative Dimension des Grauens: Im städtischen Krankenhaus sterilisierten Chefarzt Dr. Julius Wagner und seine Oberärzte 108 Frauen und 96 Männer aus Esslingen, den Fildern und der Region Neckar-Alb, dem Krankenmord fielen 98 Männer, Frauen und Kinder (das jüngste war gerade mal zwei Jahre alt) auf unterschiedliche Art zum Opfer – Zahlen, die weiter vorläufig, aber weitaus höher sind als in offiziellen Akten verzeichnet.

Silberzahn-Jandt beschreibt akribisch, wie die Patientinnen und Patienten marginalisiert und ausgegrenzt, zu ärztlichen „Fällen“ gemacht und in eine bürokratische Mordmaschinerie überführt wurden – eine Spirale aus Herzlosigkeit und Entmenschlichung. Sie zeigt, wie Mediziner die Bevölkerung zur Denunziation von Kranken und Behinderten, schulisch Schwachen und sozial Auffälligen aufforderten, wie Lehrer/innen oder Fürsorger/innen potenzielle Opfer denunzierten, wie Ärzte ihre Patienten nach Berlin meldeten. Manche mit Gewissensbissen, wie Dr. Paul Krauß, der Leiter der Klinik Kennenburg. Er gab den Eltern von Magdalene Maier-Leibnitz keine Hinweise auf die Bedrohung und somit keine Chance, die Tochter vor der Ermordung zu schützen. Andererseits rettete er durch zähes Ringen mit dem Stuttgarter Innenministerium andere der ihm Anvertrauten.

So zeichnet Silberzahn-Jandt ein differenziertes Bild der Motive und Verhaltensweisen. Und ohne moralisch anzuklagen, beschreibt sie empirisch-nüchtern, wie in der großen Befehlskette oft kleine Entscheidungsspielräume

nicht genutzt wurden – so sehr hatte die Ideologie die Gehirne vergiftet und das rigide System die Zivilcourage vernichtet.

Die Opfer von Zwangssterilisationen kämpften nach 1945 meist erfolglos um „Wiedergutmachung“. Auch die Strafanzeige, die der Vater von Magdalene Maier-Leibnitz stellte, veranlasste die Staatsanwaltschaft nicht zu Ermittlungen.

Dagegen wurden viele an Zwangssterilisationen und Mordaktionen beteiligte Ärzte mehr oder weniger rehabilitiert. Im Fall von Julius Wagner folgten die Spruchkammern seinem absurden Argument, er habe Sterilisationen an Sinti vorgenommen, um diese vor dem KZ zu bewahren – also letztlich Leben gerettet.

Der Band ist eine Heimatkunde, ungemein materialreich, archivalisch fundiert, didaktisch vorzüglich. In Gudrun Silberzahn-Jandts ethnographischer Erkundung entpuppt sich Heimat nicht als vertraute, sichernde Nahwelt, sondern unter ideologischen Vorzeichen als abgründiges, gefährliches Handlungsfeld.

Wolfgang Alber

Matthias Märkle: Jüdische Studenten an der Universität Tübingen 1807 bis 1871 (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, Bd. 23). Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2013. 256 S., zahlreiche Schwarz-Weiß-Abb., 24,90 Euro.

Bei der vorliegenden Untersuchung handelt es sich um die überarbeitete und erweiterte Fassung einer Magisterarbeit am Tübinger Institut für Geschichtliche Landeskunde. Der Autor geht den Spuren jüdischer Studenten an der Universität Tübingen zwischen 1807 und 1871 nach. Nach dem jahrhundertelangen Ausschluss der Juden aus dem württembergischen Territorium waren ab 1807 vor dem Hintergrund einer allmählich beginnenden Emanzipation auch Juden zum Studium an der Tübinger Hochschule zugelassen – Juden aus Württemberg durften allerdings erst ab 1819 die Landesuniversität besuchen. 148 jüdische Studierende kann der Autor bis 1871 für Tübingen nachweisen, wobei die Reichsgründung und die vollständige Gleichstellung der Juden den Schlusspunkt des Untersuchungszeitraums bildet. Fünf Jahrzehnte später setzten dann bereits wieder Diskriminierungen und Restriktionen ein, bis schließlich die Tübinger Universität im Nationalsozialismus schrittweise „judenfrei“ gemacht wurde.

Auf den ersten Blick mutet die Zahl der jüdischen Immatrikulationen relativ gering an und gemessen am Anteil jüdischer Studierender an Universitäten wie Heidelberg, Breslau, Bonn oder Würzburg ist dem auch so. Andererseits gibt der Autor zu bedenken, dass der jüdische Anteil an der Tübinger Einwohnerschaft bis in die 1860er-Jahre in der Relation sogar noch wesentlich kleiner gewesen ist. Außerdem war die jüdische Bevölkerung in Württemberg

vorwiegend auf dem Lande ansässig mit geringerem Assimilationsgrad und nicht so ausgeprägter Tendenz zur akademischen Ausbildung.

Die Untersuchung besteht aus zwei Teilen. Den zweiten Teil (S. 113–216) bildet eine chronologische Auflistung der aus den Quellen zu ermittelnden (mindestens) 148 Studierenden mit jüdischem Familienhintergrund, d. h. es fanden auch Studenten mit jüdischen Vorfahren Berücksichtigung, selbst wenn sie zum Zeitpunkt der Immatrikulation nicht mehr dem jüdischen Glauben anhängen. Diese Ausweitung relativiert, wie der Autor auch einräumt, naturgemäß manche Erkenntnis der Studie. Dasselbe gilt für die doch überschaubare Zahl jüdischer Studenten – in manchen Semestern waren nicht einmal fünf immatrikuliert –, was nicht immer allgemeingültige Schlussfolgerungen zulässt. Die Prosopographie stützt sich auf eine solide Quellenbasis und akribische personengeschichtliche Recherchen. Sie enthält für jeden Studenten Angaben zur Biographie und zum Studium, zu Wohnung, Studienbeihilfen, Schulden und, soweit möglich, sozialen Kontakten wie z. B. der Zugehörigkeit zu Studentenverbindungen sowie in seltenen Fällen auch zum späteren beruflichen Werdegang.

Im Hauptteil der Arbeit (S. 9–112) erfolgt die Auswertung des biographischen Quellenmaterials. Der Blick richtet sich zunächst auf die Frequenz, die regionale und soziale Herkunft sowie auf die voruniversitäre Bildung der jüdischen Studenten. So war nach schleppendem Beginn seit den 1830er-Jahren ein deutlicher Anstieg zu verzeichnen, 1849 waren sogar mehr als fünf Prozent aller neu immatrikulierten Studierenden jüdischen Glaubens. Ab der Jahrhundertwende kam die Mehrzahl von ihnen aus „nichtwürttembergischen“ Gebieten. Was die soziale Herkunft betrifft, so stammten sie – naheliegenderweise – vorwiegend aus der Schicht der Kaufleute und dem Bildungsbürgertum.

Das am häufigsten gewählte Studienfach war Medizin, gefolgt von den Rechtswissenschaften. In Medizin waren in der Relation auch die meisten Promotionen zu verzeichnen. Die Präferenz für Medizin und Jura rührte nicht zuletzt daher, dass die beruflichen Aussichten und Einstellungschancen nach dem Studium für Juden in vielen Fällen geringer waren als bei christlichen Absolventen, was überproportional viele von ihnen in freie Berufe wie Arzt oder Anwalt führte. Mit der Akademisierung der Rabbinerausbildung erfuhr auch die „mosaische“ Theologie eine verstärkte Nachfrage.

Die Untersuchung zeigt, dass die jüdischen Kommilitonen, obgleich es einen Verein israelitischer Studierender gab, keineswegs unter sich blieben. Einige waren sogar als Mitglied in einer Studentenverbindung akzeptiert, was umso bemerkenswerter ist, als gerade in den Verbindungen das nationalistische und später national-sozialistische Gedankengut starke Verbreitung fand. Die Einhaltung koscherer Essgewohnheiten war für die jüdischen Studenten indessen schwierig, allerdings offenbar auch nicht unbedingt angestrebt. Der Besuch einer Synagoge war zunächst nicht möglich – erst 1882 wurde in

Tübingen eine solche errichtet. Im benachbarten Dorf Wankheim, wo eine größere jüdische Gemeinde existierte, gab es zumindest einen Betsaal.

Das umfangreiche Quellen- und Literaturverzeichnis der Studie sowie mehr als 2300 Nachweise in Fußnoten sind ein Beleg für die minutiöse Rechercharbeit des Autors. Wichtigste und ergiebigste Quellengrundlage waren die Bestände des Universitätsarchivs und hier insbesondere die Studentenakten, die ab 1835 zu jedem Studierenden angelegt wurden und aus denen die zentralen Informationen wie Studiendauer und -fächer, belegte Lehrveranstaltungen, Unterkunft etc. hervorgehen. In der Universitätsmatrikel ist die Religionszugehörigkeit indessen erst ab 1910 vermerkt. Wichtige Fundstellen waren ferner die neuerdings via Internet greifbaren Datenbanken der Mormonen mit Kirchenbuchabschriften und jüdischen Personenstandsregistern.

So liefern die Forschungen von Matthias Märkle am Beispiel Tübingens interessante Einblicke in das Leben jüdischer Studenten zwischen dem Ende des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation und der Gründung des (zweiten) deutschen Kaiserreichs 1871. In vielen Bereichen beschreitet der Autor dabei Neuland. Dennoch oder gerade deshalb musste – in der Darstellung wird wiederholt darauf hingewiesen – eine Reihe von Fragen offenbleiben, z. B. inwieweit das Studium und insbesondere das der Theologie den weiteren Weg der Studenten bestimmt und ihre Haltung zur Assimilation beeinflusst hat. Derartige Desiderate sind zum einen der zahlenmäßig relativ kleinen Erhebungsgrundlage und der mitunter recht dünnen Quellenbasis geschuldet, zum anderen waren zusätzliche, noch aufwendigere (und möglicherweise nicht viel weiterführende) Recherchen in abgelegenen und disparaten Quellen- und Literaturbeständen im Rahmen einer Magisterarbeit schlichtweg nicht leistbar. Dies war auch der Hauptgrund für die Eingrenzung des Bearbeitungszeitraums, wobei eine Weiterführung des Untersuchungsansatzes über das Jahr 1871 hinaus zweifellos wichtig und lohnend ist. Dasselbe gilt für einen Vergleich mit anderen Universitäten, vor allem mit solchen mit größerem jüdischem Studentenanteil.

Dies ändert aber nichts an dem durchweg positiven Fazit: Die Untersuchung von Matthias Märkle ragt aus dem Kreis der Jahr für Jahr in den geschichtswissenschaftlichen Fächern entstehenden Magisterarbeiten heraus und hat zu Recht Eingang in die renommierte Reihe der „Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte“ gefunden.

Heinz Alfred Gemeinhardt

Christoph Morrissey: Hülen, Sandgruben und Holzwiesen. Historische Kulturlandschaft im ehemaligen Truppenübungsplatz Münsingen im Vergleich mit dem Biosphärengebiet Schwäbische Alb (Schwerpunkt Landkreis Reutlingen). Hrsg. vom Landkreis Reutlingen. Reutlingen 2015. 88 S., 66 Farbabb., 10,- Euro.

Unterstützt vom Biosphärengebiet Schwäbische Alb, vom Landkreis Reutlingen und vom Geschichtsverein Münsingen konnte Christoph Morrissey in den Jahren 2010 bis 2013 das Gelände des ehemaligen Truppenübungsplatzes Münsingen auf historische Kulturlandschaftselemente hin untersuchen. In einem anschließenden zweiten Schritt wurden die Befunde durch eine vergleichende Recherche im Biosphärengebiet, diesmal außerhalb des Truppenübungsplatzgeländes, überprüft. Was der Historiker und Archäologe erforscht und entdeckt hat, fasst er in einem vom Kreisarchiv Reutlingen herausgegebenen, leicht lesbaren und gut bebilderten kleinen Band zusammen.

Nach einer kurzen Einführung werden 17 ausgewählte Relikte der historischen Kulturlandschaft im ehemaligen Truppenübungsplatz vorgestellt. Historisch meint hier: Der forschende Blick richtet sich vor allem auf Elemente, die aus der Zeit vor der militärischen Nutzung des Geländes stammen. Mit der Errichtung des Truppenübungsplatzes 1895 und durch seine Erweiterung 1938 endete abrupt die dörfliche und bäuerliche Landnutzung. Gleichsam stillgestellt, haben sich die Elemente und Strukturen einer vorgängigen Nutzung, sofern nicht durch den militärischen Übungsbetrieb überformt oder zerstört, hier vielleicht besser erhalten als außerhalb des Truppenübungsplatzgeländes.

Mehr oder minder prägnante Spuren anthropogener Eingriffe sind in der Landschaft überall zu finden. Die Schwäbische Alb zeichnet sich u. a. dadurch aus, dass sie, obgleich Mittelgebirge, sehr früh bis in die Höhenlagen besiedelt worden ist und traditionsreiches und fruchtbares Getreideanbaugesbiet war. Vielerlei Reste historischer Landnutzungsformen haben sich als Bodenschätze der besonderen Art erhalten.

Auf bäuerliche Landnutzungsmethoden und -techniken im engeren Sinne weisen Ackerstufen und Lesesteinhaufen, Weidbuchen und Wacholderheiden, Streuobst- und Holzwiesen hin. Auskunft über historische Infrastrukturen unterschiedlichster Art geben Grenzsteine, Burgruinen, Hülen, alte Wege und Steigen. Von umfassender Selbstversorgung, von Handwerk und Gewerbe auf dem Dorf zeugen Sand- und Lehmgruben, Kohlplatten, Steinbrüche und Kalköfen. An eine ferne und dunkle Vergangenheit erinnern die Grabhügel und Wüstungen.

All diese historischen Kulturlandschaftselemente werden in der Publikation exemplarisch vorgestellt, in Wort und Bild anschaulich beschrieben und in kompakter Form hintergründig erläutert. Der Autor zeichnet sich als um-

sichtiger, interdisziplinär-kompetenter „Spurenleser“ aus, dem man gerne folgt. Das Buch will explizit dazu anregen, Landschaft nicht nur als ästhetisches Objekt zu betrachten, sondern auch als historisches Archiv zu verstehen, in dem die Abdrücke und Spuren menschlicher Raum- und Ressourcennutzung gespeichert, „lesbar“ aufbewahrt sind. Wie bei anderen Quellen, so lassen sich auch die Zeichen im „Lesebuch Landschaft“ nicht ohne Vorwissen, nicht umstandslos deuten und verstehen. In dieser Hinsicht bietet der Band allen, die lernen möchten „Landschaft“ – insbesondere die der Schwäbischen Alb – zu „lesen“, eine prima Werkzeugkiste und Lesebrille an.

Die im Bereich des ehemaligen Truppenübungsplatzes vorgefundenen historischen Kulturlandschaftselemente erwiesen sich, wie zu erwarten, keineswegs als exklusive Eigentümlichkeiten des Platzes, sie finden sich auch außerhalb des Geländes. So ist jedes der 17 historischen Kulturlandschaftselemente in der Publikation zweifach vertreten: einmal exemplarisch bestimmt und verortet im ehemaligen Truppenübungsplatz, zum anderen exemplarisch bestimmt und verortet außerhalb des Platzes (in dem zum Landkreis Reutlingen gehörenden Teil des Biosphärengebiets) – insofern hat die Untersuchung, bezogen aufs Biosphärengebiet, einen fast repräsentativen Charakter. Ganz nebenbei wird dadurch der Mythos von der kulturgeschichtlichen Einzigartigkeit des ehemaligen Truppenübungsplatzes stark relativiert.

Die Doppelung der Beispiele hat freilich auch einen pädagogischen Hintergrund. Der größte Teil der im Bereich des ehemaligen Truppenübungsplatzes erfassten Relikte liegt in (durch alte Munition) kontaminiertem Gelände und ist auf den offiziell freigegebenen Wegen nicht zu erreichen. Dagegen sind andernorts im Biosphärengebiet die für die Region typischen Kulturlandschaftsrelikte frei zugänglich – um sie aufzuspüren, muss man also keine verbotenen und gefährlichen Wege gehen.

Wer weniger am Kulturlandschaftstypischen, mehr an den einzelnen konkreten Orten der (Heimat-)Region interessiert ist, wird mit einer Fülle von geschichtlichen Informationen gut bedient. Eine historische Würdigung erfahren hierbei – neben den bekannteren „kleinen“ regionalen Sehenswürdigkeiten, wie etwa die Hüle in Donnstetten, die Burg Bichishausen oder die Grabhügel am Burrenhof – auch die scheinbar geschichtslosen, oft nur als bloße Naturphänomene wahrgenommenen Orte wie die ehemaligen Sandgruben am Sternberg bei Gomadingen, die Holzwiesen am Heuberg bei Gächingen oder die Ackerstufen im Maisental bei Bad Urach.

Nach der Lektüre des Buches möchte man sofort aufbrechen und diese unspektakulären, gleichwohl für das Verständnis der ländlichen Kultur und Geschichte aufschlussreichen Orte aufsuchen. Es zu tun – auf zulässigen Wegen und Pfaden – ist sicher ganz im Sinne des Autors, des Herausgebers und des Biosphärengebiets Schwäbische Alb.

Werner Unseld

Autoren und Rezensenten

Wolfgang Alber M. A., Kulturwissenschaftler und Journalist; Eschenweg 6/1, 72770 Reutlingen

Thomas Becker M. A., Kunsthistoriker; VHS Reutlingen, Spendhausstraße 6, 72764 Reutlingen

Dr. Margarete Blank-Mathieu, Erziehungswissenschaftlerin und Sozialpädagogin; Seidelbaststraße 20, 72 770 Reutlingen

Dr. Bernd Breyvogel, Archiv- und Museumsleiter Weinstadt; Sulzgrieser Straße 56, 73733 Esslingen

Dr. Roland Deigendesch, Leiter des Stadtarchivs Reutlingen; Marktplatz 22, 72764 Reutlingen

Renate Föll M. A., Kulturwissenschaftlerin; Im Wiesengrund 6, 72119 Ammerbuch-Entringen

Prof. Dr. Gerhard Fritz, Abteilungsleiter; Institut für Gesellschaftswissenschaften der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd, Oberbettringer Str. 200, 73525 Schwäbisch Gmünd

Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt, Stadtarchivdirektor i. R.; Wielandstraße 8, 72127 Kusterdingen

Dr. Walter Göggelmann, Pfarrer i. R.; Charlottenstraße 60, 72764 Reutlingen

Marike Hartmut M. A., Kulturwissenschaftlerin; Heimatmuseum Reutlingen, Oberamteistraße 22, 72764 Reutlingen

Dr. Silke Knappenberger-Jans, Historikerin; Bidembachstraße 20, 71640 Ludwigsburg

Gerald Kronberger, Dipl.-Archivar (FH) im Stadtarchiv Reutlingen; Wielandstraße 7, 72762 Reutlingen

Bernhard Madel, Realschullehrer; Weihergärtenweg 5/1, 72762 Reutlingen

Dr.-Ing. habil. Kerstin Renz M. A., Architekturhistorikerin; Institut für Architekturgeschichte der Universität Stuttgart, Keplerstraße 11, 70174 Stuttgart

Dr. Werner Ströbele, Kulturamtsleiter und Leiter des Heimatmuseums Reutlingen; Marktplatz 22, 72764 Reutlingen

Werner Unseld M. A., Kulturwissenschaftler; Freilichtmuseum Beuren, In den Herbstwiesen, 72660 Beuren

Wolfgang Wille, Diplomgeologe; Robert-Koch-Straße 86, 72116 Mössingen

Abbildungsnachweise

Kartenbeilage: StadtA Rt., K 1 Nr. 40.

- S. 24: Archiv des Hauses Württemberg, Altshausen.
 S. 28: StadtA Rt., A 1 Nr. 8910.
 S. 44: StadtA Rt., S 105/4 Nr. 11237.
 S. 46: StadtA Rt., Flurkarte Nr. 252.
 S. 56: StadtA Rt., A 2 Nr. 1534.
 S. 87: StadtA Rt., A 2 Nr. 1731.
 S. 91: StadtA Rt., A 2 Nr. 1533.
 S. 98: Archiv des Hauses Württemberg, Altshausen.
 S. 130: StadtA Rt., A 2 Nr. 1538.
 S. 132: StadtA Rt., S 103 Nr. 2275.
 S. 135: StadtA Rt., GA Reicheneck Nr. 2.
 S. 138: A. Burgemeister, Pfullingen.
 S. 141: StadtA Rt., GA Reicheneck Nr. 11, Bl. 11r.
 S. 145: StadtA Rt., Flurkarte Nr. 62 u. a.
 S. 149: aus: Beschreibung des Oberamts Urach (1831).
 S. 153: Württ. Landesbibl. Stuttgart, D.D.oct.K.2217.
 S. 158: StadtA Rt., GA Reicheneck Nr. 694.
 S. 160: StadtA Rt., S 103 Nr. 1.
 S. 162: StadtA Rt., S 100 Nr. 826/34.
 S. 168: Archiv der BruderhausDiakonie.
 S. 170: Archiv der BruderhausDiakonie.
 S. 173: Archiv der BruderhausDiakonie.
 S. 178: Archiv der BruderhausDiakonie.
 S. 180–181: Archiv der BruderhausDiakonie.
 S. 190: StadtA Rt., Inventuren und Teilungen, Bd. 254, fol. 3.
 S. 196: StadtA Rt., N 11 Nr. 52.
 S. 198: Archiv der BruderhausDiakonie.
 S. 218: Privatbesitz.
 S. 219: LandesA Baden-Württemberg, StAL E 170 a Bü 1335.
 S. 220: WirtschaftsA Baden-Württemberg, B 79, 207.
 S. 222: StadtA Rt., S 100 Nr. 3/101.
 S. 223: HMR, Inv. Nr. 2012/79.
 S. 224–225: Firmenarchiv H. Stoll AG & Co. KG.
 S. 226: LandesA Baden-Württemberg, StAL E 170 a Bü 860.
 S. 228: LandesA Baden-Württemberg, StAL E 170 a Bü 490.
 S. 230: LandesA Baden-Württemberg, StAL E 170 a Bü 1176.
 S. 232: StadtA Rt., Adressbuch 1859.
 S. 235: StadtA Rt., S 90 Nr. 549.
 S. 238: StadtA Rt., S 105/1 Nr. 16/29.
 S. 239: Sammlung Holger Lange, Reutlingen.
 S. 240: StadtA Rt., S 100 Nr. 83/39.
 S. 241: StadtA Rt., S 100 Nr. 83/32.
 S. 243: StadtA Rt., S 100 Nr. 11707.
 S. 245: StadtA Rt., S 100 Nr. 83/255.
 S. 246: Robert Bosch GmbH – Archiv der FCM-Rt.
 S. 247 *links*: W. Haas, Reutlingen.
 S. 247 *rechts*: StadtA Rt., S 100 Nr. 70/43.
 S. 249: StadtA Rt., S 105/1 Nr. 149/3.
 S. 254: StadtA Rt., Hochbauamt Nr. 193.
 S. 256: Architekturmuseum der TU München, Nachlass Theodor Fischer, t-12-1010.
 S. 257: Architekturmuseum der TU München, Nachlass Theodor Fischer, t-12-1001.
 S. 259 *oben*: Bauzeitung für Württemberg, Baden, Hessen, Elsaß-Lothringen, 1908.
 S. 259 *unten*: Theodor Fischer: Wohnhausbauten, 1912.
 S. 261: Architekturmuseum der TU München, Nachlass Theodor Fischer, t-12-1006.
 S. 264: Stadt A Rt., S 73 Nr. 3 ZA 21.
 S. 265: Sammlung Holger Lange, Reutlingen.
 S. 266: StadtA Rt., N 502 Nr. 438.
 S. 268: StadtA Pfullingen, Nachlass Laiblin, Nr. 112.
 S. 270: Stadt A Rt., N 814 Nr. 6 Bl.14.
 S. 271: Stadt A Rt., N 814 Nr. 6 Bl.15.
 S. 275: StadtA Rt., S 103 Nr. 2202. Foto: Walter Kleinfeldt, Archiv Foto Kleinfeldt, Tübingen.